DER SPIEGEL

Nr. 44/31.10.11
Deutschland: 4,– €

4 190700 704004 44

PRINTED IN GERMANY

SCHLAFLOSIGKEIT

Wenn die Nacht zum Alptraum wird

Österreich € 4,30
Schweiz sfr 7,30
BeNeLux € 4,50 Dänemark dkr 43,– Finnland € 6,70 Frankreich € 5,20
Griechenland € 5,70 Großbritannien £ 4,99 Hongkong HK$ 79,– Italien € 5,20
Japan (inkl. tax) Yen 1.680,– Malta € 5,60 Norwegen NOK 60,– Polen (ISSN 03387452) Zł 29,–
Portugal (cont.) € 5,20 Schweden skr 61,– Slowakei € 6,20 Slowenien € 5,20
Spanien € 5,20 Spanien / Kanaren € 5,40 Thailand Baht 430,– Tschech. Republik Kc 175,–
Türkei TL 15,50 Ungarn Ft 1.550,–

www.spiegel.de

Was Gary erfunden hat? Hier herausfinden.

Audi
Vorsprung durch Technik

Entwickelt aus neuen Ansprüchen.
Der Audi Q3.
youtube.de/AudiQ3

The Best-Run Businesses Run SAP™

Sollten wir nicht? Wie können wir? Was wäre, wenn?

Jede Frage steht für eine Möglichkeit, die noch nicht Wirklichkeit geworden ist. Fragen haben die Macht, Veränderungen in Gang zu bringen, Grenzen zu überwinden und uns zu völlig neuartigen Gedanken zu inspirieren.

Sollten wir nicht den Finger direkt am Puls der neuesten Trends haben?

Wie können wir Millionen Kunden rund um den Globus miteinander vernetzen?

Was wäre, wenn wir gigantische Datenmengen im Handumdrehen verstehen könnten?

Nur wer Fragen stellt, kann Neues entdecken. Möglichkeiten, die eben noch unerreichbar schienen, sind plötzlich zum Greifen nah. Ideen nehmen Gestalt an. Und ein revolutionärer Wandel wird Wirklichkeit.

Denn wenn Sie schneller als je zuvor Antworten auf jedes „Was wäre, wenn" bekommen, verwandeln sich theoretische Möglichkeiten in handfeste Vorteile.

SAP In-Memory Computing. Was möglich ist, erfahren Sie unter sap.de/InMemory

© 2011 SAP AG. Alle Rechte vorbehalten. SAP und andere hier erwähnte SAP-Produkte und -Dienstleistungen sowie die dazugehörigen Logos sind Marken oder eingetragene Marken der SAP AG in Deutschland und anderen Ländern.

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Hausmitteilung

31. Oktober 2011 **Betr.: Afghanistan, Migration, SPIEGEL-Buch**

Noch nie hatte SPIEGEL-Redakteur Takis Würger, 26, so viel Angst wie in Afghanistan. Drei Wochen lang begleitete er Scharfschützen der Bundeswehr, die im Norden des Landes, im Tal Dahana-i-Ghori, eine wichtige Straßenverbindung nach Kabul sichern sollen. Er hatte Angst vor Sprengfallen, wenn er während der Patrouillen mit den Soldaten im Transportpanzer „Boxer“ saß, und er fürchtete einen Hinterhalt, wenn er mit ihnen aus dem Panzer stieg, um das Gespräch mit Dorfbewohnern zu suchen. Würger schlief, wie die Soldaten, unter freiem Himmel – nachts hätten Taliban das Lager mit Handgranaten angreifen können. Den Soldaten, so Würger, sei es leichter gefallen, mit den Gefahren umzugehen, „es war Alltag für sie“. Der Echozug der 3. Kompanie des Ausbildungsschutzbataillons Masar-i-Scharif nahm ihn freundlich auf, die Männer teilten mit ihm Hartgebäck, das sie „Panzerkekse“ nennen, und sie machten kein Hehl daraus, dass wochenlanges Sichern ohne Gefecht mürbemachen kann. Würger recherchierte „embedded“, Tag und Nacht eingebunden in die Truppe. Dass der SPIEGEL der Bundeswehr dennoch keine Einflussnahme auf Recherche und Text zubilligen würde, brauchte nicht vereinbart zu werden. Es war auch für die Bundeswehr selbstverständlich (Seite 52).

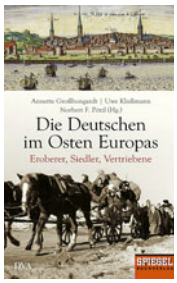
MARCO DI LAURO / GETTY IMAGES / DER SPIEGEL

Würger im Dahana-i-Ghori-Tal

Auf große Skepsis stießen die SPIEGEL-Redakteure Maximilian Popp, 25, und Christoph Scheuermann, 34, bei ihren Recherchen über die junge Einwanderergeneration. „Ihr schreibt doch nur schlecht über uns“, so lautete die Befürchtung von Deutschtürken, Afghanen und Kindern irakischer Flüchtlinge. Erst nach und nach schafften es die SPIEGEL-Leute, mit Hilfe der türkischstämmigen SPIEGEL-Mitarbeiterin Özlem Gezer, 30, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. 50 Jahre nach der Ankunft der ersten türkischen Gastarbeiter zieht Scheuermann eine ernüchternde Bilanz: „Viele Einwandererkinder sehen sich selbst noch immer als Ausländer, auch wenn sie hier geboren und aufgewachsen sind“ (Seite 38).

AXEL MARTENS / DER SPIEGEL

Popp (3. v. l.), Scheuermann (2. v. r.), Gesprächspartner



Deutsche Siedler strömten seit dem Mittelalter in die Provinzen zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, um Land zu bewirtschaften und Handel zu treiben. Sie setzten sich, mit Unterstützung der Deutschordensritter, auch gewaltsam durch. Im neuen SPIEGEL-Buch „Die Deutschen im Osten Europas“ (DVA, 19,99 Euro) folgen SPIEGEL-Autoren und Historiker den Spuren der Siedler, die lange Zeit in friedlicher Nachbarschaft mit Polen, Tschechen, Balten und Ungarn lebten – bis der Zweite Weltkrieg zu Flucht und Vertreibung führte.

Tutima
Instrumentenuhren
NATO Chronograph
Die Einsatzuhr

Fliegerchronograph
in Titan 760-02
Unverbindl. Preisempfehlung € 3.810,00
Bestellen Sie unter info@tutima.de kostenlos unsere
Dokumentation TUTIMA INSTRUMENTENUHREN SP
mit Bezugsquellennachweis
Tutima Uhrenfabrik GmbH · Postfach 1153
D-27770 Ganderkesee · Tel. 0 42 21 / 98 83 20
Fax 0 42 21 / 98 83 77 · www.tutima.de
Tutima Chronographs are official
standard equipment of NATO pilots.

In diesem Heft

Titel

Notstand in den Betten – warum jeder zweite Deutsche keinen Schlaf finden kann 130

Deutschland

Panorama: Kampfansage an die Finanzmärkte / Gefahr durch giftige Kabinenluft / Verfassungsschutz bekommt mehr Geld 19
EU: Der Gipfel spaltet den Kontinent 24
SPIEGEL-Gespräch mit Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble über die Rettung Griechenlands und die neue Wirtschaftsregierung in der Euro-Zone 30
SPD: Die Parteilinke stellt sich gegen Peer Steinbrück 33
Fluglärm: Bürgerproteste gegen Frankfurts vierte Landebahn 35
CSU: Das zerrüttete Verhältnis zwischen Parteichef Horst Seehofer und der Kanzlerin 36
Jugend: Warum die Bundesrepublik eine zweite deutsche Einheit braucht – die Vereinigung von Bürgern deutscher und ausländischer Herkunft 38
Endlager: Der schmutzige Deal der Regierung Kohl mit der DDR-Atommüllkippe Morsleben 45
Kriminalität: Wie die Polizei einem Brandstifter, der 67 Autos angezündet haben soll, auf die Spur kam 46

Gesellschaft

Szene: Löwe mit Lebertumor / Ein Roma-Flüchtling über die Abschiebung seiner Familie aus Hamburg 49
Eine Meldung und ihre Geschichte – warum Popstar Rihanna auf dem Feld eines irischen Farmers strippte 50
Bundeswehr: Unterwegs mit deutschen Scharfschützen in Afghanistan 52
Ortstermin: Bestsellerautor Andreas Altmann liest in Altötting aus seinem Hassbuch gegen Altötting 59

Wirtschaft

Trends: Lufthansa-Flugbegleiter wehren sich / Ersatzkassen greifen DAK an / Halloween-Geschäft wächst 60
Finanzmärkte: SPIEGEL-Streitgespräch zwischen Commerzbank-Chef Martin Blessing und Mitgliedern der Occupy-Bewegung über Sinn und Systemfehler des Kapitalismus 62
Korruption: Bestechungsaffäre in Südkorea erschüttert deutsche Industrie 69
Gesundheit: Neue Vorwürfe gegen den „Schönheitspapst“ Werner Mang 70
Industriepolitik: Konzerne und Regierung suchen gemeinsam nach letzten Reserven 74
Prognosen: Eine Kommission des Bundestags lässt sich den nahen Weltuntergang erklären 78

Medien

Trends: ARD will „James Bond“ nicht mehr / Niggemeiers Medienlexikon 81
Internet: Was das jüngste Urteil gegen Cybermobbing wirklich bringt 82
TV-Sender: SPIEGEL-Gespräch mit dem scheidenden Intendanten des MDR, Udo Reiter, über seinen Skandalkanal und die wilden Jahre in den neuen Ländern 84
Stars: Weshalb Hape Kerkeling nicht „Wetten, dass…?“ übernehmen kann 87

ISOPIX SPRL / ACTION PRESS

Brüssels Kern

Seiten 24, 30

Der jüngste EU-Gipfel erschafft die gespaltenen Staaten von Europa. Die Euro-Zone festigt sich, Großbritannien driftet ins Abseits. Finanzminister Schäuble reklamiert eine deutsche Führungsrolle.

Was von Gaddafi blieb

Seite 98

Der Diktator ist tot, doch sein Dämon wirkt weiter: Nahe Misurata machen ehemalige Rebellen Jagd auf die schwarze Minderheit, in Sirt haben Unbekannte das Grab seiner Mutter und das seiner Großmutter geschändet.

BGH gegen Cybermobbing

Seite 82

Sich gegen Diffamierungen im Internet zur Wehr zu setzen ist ein bisweilen schwieriges Unterfangen. Der Bundesgerichtshof hat nun entschieden, was Opfer tun können. Doch viele Unsicherheiten bleiben.

Die verlorene Generation

Seite 38

CARSTEN KOALL / DER SPIEGEL

Junge Migranten in Berlin

In der Bundesrepublik hat jeder Vierte zwischen 15 und 25 Jahren ausländische Wurzeln. Oft schlechter ausgebildet als ihre deutschen Altersgenossen, haben viele Migrantenkinder geringere Chancen auf ein erfolgreiches Leben als ihre Eltern oder Großeltern, die als Gastarbeiter oder Flüchtlinge nach Deutschland kamen. Nötig wäre eine bessere Förderung der jungen Generation.

GIORGIO COSULICH / GETTY IMAGES

Römisches Trauerspiel

Seite 90

Bei Krawallen in Rom forderten Demonstranten, Berlusconi mit Schuhen zu bewerfen. Trotz seiner Unfähigkeit, Italien zu sanieren, behauptet sich der Cavaliere – zum Ärger der Partner in Europa.

Menschheit wird schrumpfen

Seite 144

Wie lange setzt sich der Babyboom nach der Geburt des siebenmilliardsten Menschen noch fort? Demografen prognostizieren eine Zeitenwende: Ab 2060 werde die Bevölkerungszahl auf Erden sinken.

Schiri-Konten im Ausland?

Seite 152

21 DFB-Schiedsrichter sind in einen Steuerskandal verwickelt. Nach Erkenntnissen von Fahndern sollen sechsstellige Beträge für die Leitung internationaler Spiele auf Konten in der Schweiz und in Liechtenstein geflossen sein.

Umkämpfte Diva

Seite 110

Es ist die Geschichte einer Dreiecksbeziehung: Zwei Männer bekämpfen sich und benutzen dabei eine Frau. So erzählt es das Theaterstück „Der Weibsteufel“, die österreichische Schauspielerin Birgit Minichmayr spielt die Hauptrolle. Das Stück hat sich in der Wirklichkeit wiederholt: Zwei Intendanten kämpften um die Diva, die nun von Wien nach München gewechselt ist.

MANFRED KLIMEK

Minichmayr

Ausland

Panorama: Die Enthüllungen der früheren US-Außenministerin Condoleezza Rice / Irans Justiz lässt Oppositionelle auspeitschen 88
Italien: Überlebenskünstler Berlusconi 90
Polen: Interview mit Zentralbank-Chef Marek Belka über die Schuldenkrise und den Beitritt zur Euro-Zone 94
Libyen: Wehe den Besiegten 96
Wie starb Gaddafi? 98
Thailand: Bangkok droht der Untergang 104
Großbritannien: Wer waren die Plünderer? 106
Global Village: Omans Sultan und sein Opernhaus 107

Kultur

Szene: Architektenstreit um den Bau der Kölner Zentralmoschee / Haruki Murakamis neuer Roman „1Q84“ 108
Theater: Schauspieldiva Birgit Minichmayr beginnt ihr Engagement am Münchner Residenztheater 110
Kunst: Werkstattgespräch zwischen dem Künstler Anselm Kiefer und dem Verlagsmanager Mathias Döpfner 114
Bestseller 121
Soziologie: Elke Schmitter über Eva Illouz' grandioses Buch „Warum Liebe weh tut“ 122
Kritik: Ein Roman und ein Film erinnern an den DDR-Dichter Thomas Brasch 126

Wissenschaft · Technik

Prisma: Zweifel an neuer Malaria-Impfung / Googles Streetview-Kamera auf Schienen 129
Bildung: Baden-Württembergs Kultusministerin Gabriele Warminski-Leitheußer über ihr Faible für die Gemeinschaftsschule 140
Elektronik: Künstliche Muskeln sollen die Robotik revolutionieren 142
Raumfahrt: In Moskau endet die Simulation einer 520-tägigen Mars-Mission 143
Demografie: Forscher prognostizieren das Schrumpfen der Menschheit 144

Sport

Szene: Ein 22-jähriger Student aus Köln fährt zur Poker-WM nach Las Vegas / Krankenkassen buhlen um Hobbyläufer 151
Affären: Der Feldzug des früheren DFB-Schiedsrichters Manfred Amerell 152
Medizin: Ex-Hockey-Nationalmannschaftsarzt Heinz Liesen über Doping im Kalten Krieg 154

Briefe 10
Impressum, Leserservice 156
Register 158
Personalien 160
Hohlspiegel / Rückspiegel 162

Titelbild: Foto Frank Wartenberg für den SPIEGEL

Schoßgeräte

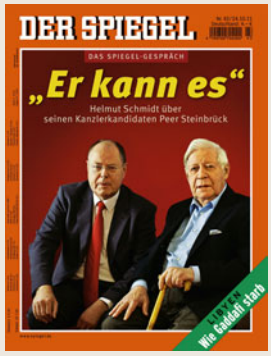
E-Book oder gedrucktes Buch – womit macht Lesen am meisten Spaß? Außerdem im KulturSPIEGEL: die seltsamen Internetrituale Planking, Owling und Scarlettjohanssoning.

Darf ein Auto Gefühle zeigen? Der Käfer antwortete schon damals mit einem Lächeln – und die Welt lächelte zurück. Heute erinnert die Form des 21st Century Beetle zwar an seine Vorfahren, sein Ausdruck aber zeigt unmissverständlich Richtung Zukunft. Weniger verspielt, weniger niedlich, weniger süß. Und nicht nur äußerlich ist der Beetle muskulöser geworden, auch unter der Haube macht er Ernst. Mit bis zu 147 kW (200 PS)* werden Sie sein Lächeln nicht mehr vermissen, aber Ihr eigenes spüren. **www.beetle.de**

Er lächelt noch immer.
Nur weniger.

*TSI®-Motor mit 147 kW (200 PS), Kraftstoffverbrauch, l/100 km innerorts 10,3/außerorts 6,1/kombiniert 7,7/CO_2-Emission kombiniert 179 g/km.

The 21st Century Beetle.
Das Auto.



SPIEGEL-Titel 43/2011

„Lieber Herr Steinbrück, nun zieren Sie sich nicht länger! Das Land braucht Sie.“

Peter R. Wurr aus St. Peter (Bad.-Württ.) zum Titel „‚Er kann es‘ – Helmut Schmidt über seinen Kanzlerkandidaten Peer Steinbrück“

Nr. 43/2011, „Er kann es“ – Helmut Schmidt über seinen Kanzlerkandidaten Peer Steinbrück

... eben nicht

Der SPIEGEL sollte sich umbenennen, zum Beispiel in: „Vorwärts“. Neutral ist anders.

Eggenstein-Leopoldshafen (Bad.-Württ.) Rüdiger Weis

Man kann nur hoffen, dass Deutschland angesichts dieses hervorragenden Kampagnenmanagements und der Medien nicht vergisst, dass Steinbrück den kränkelnden Patienten SPD hinter sich stehen hat.

Düsseldorf Tobias Siewert

Das zutreffendere Titelbild wäre eher das Foto gewesen, auf dem der SPD-Altkanzler Helmut Schmidt seinen Regierungs- und Weisheitsstock dem favorisierten Kanzlerkandidaten Peer Steinbrück übergibt. Dieses Bild allein spricht Bände.

Doha (Katar) Dr. Said Al-Sadi

„Er kann es“ eben nicht. Wir hier in NRW haben Steinbrück schon erleben müssen, bevor er nach Berlin ging. Nach Rau und Clement dachte man, dass es schlimmer nicht kommen könne. Falsch: Steinbrück kam. Als Landesvater war er eine Niete, und in NRW war man froh, ihn nach Berlin loszuwerden. Dort war er unter Merkel ein Ja-Sager, der zusammen mit ihr zu dem Desaster beitrug, vor dem wir jetzt stehen. Die SPD braucht einen klugen Kopf, den sie als K-Kandidat aufstellen kann. Steinbrück ist das nicht.

Hagen (NRW) Siegfried Piotrowski

Nur Peer Steinbrück wäre zuzutrauen, dass aus dem von Helmut Schmidt weitergereichten Stock kein Bettelstab für Deutschland werden würde!

Hargesheim (Rhld.-Pf.) Jutta Breun

Wenn Steinbrück Kanzlerkandidat werden sollte, komme ich zum ersten Mal ernsthaft in die Versuchung, die SPD zu wählen.

Kassel Hendrik Skistims

Was kann Herr Steinbrück außer Wirtschafts- und Wahldesaster?

Berlin Dr. Sven Sohr

Das hat mich an die beiden Alten aus der Muppet Show erinnert. Aber die hatten zum Schluß immer eine gute Pointe.

Bremen Dieter Lüers

FABRIZIO BENSCH / REUTERS

SPD-Politiker Steinbrück, Gabriel, Steinmeier
Hype um den Kanzlerkandidaten in spe

Kohl hatte sein „Mädchen“. Nun hat Schmidt seinen „Sohn“. Nach dem Basta-Kanzler jetzt der Kavallerist im Kanzleramt? Mit Lotsenmütze als Husarenhelm?

Bonn Michael Düllmann

Bei dem Hype, der plötzlich um den Kanzlerkandidaten in spe Steinbrück gemacht wird, hat mancher wohl ein schlechtes Gedächtnis. War es nicht dieser Mann, der NRW an die CDU verloren, der sich für eine Deregulierung der Finanzmärkte starkgemacht und dadurch erst die Finanzheuschrecken ins Land geholt hat? Und der nach der Lehman-Krise alles andere als tatkräftig dafür gesorgt hat, dass systemrelevante Banken in kleinere – insolvenzfähige – Einheiten aufgegliedert werden? Und vor allem: Hat nicht gerade dieser Mann zusammen mit Schröder und Müntefering den Niedergang der SPD als Volkspartei zu verantworten?

Karlsruhe Dr. Gerald Roth

Paarinterviews sind interessanter, wenn die Gesprächspartner kontrovers diskutieren und sich nicht, wie einstudiert, Stichworte zuwerfen („Peer, vielleicht wissen Sie da mehr als ich?“ – „Ich stimme Ihnen zu, Helmut …“). Wem nützt es? Dem Leser eher nicht!

Hennef (NRW) Dr. Hedi Roos-Schumacher

Das war kein Hefttitel, das war schlichte Werbung. Die Marke „Schmidt“, einer der glaubwürdigsten Menschen der deutschen Politiklandschaft, wirbt ganzseitig, unentgeltlich, auf dem SPIEGEL-Titel für das Produkt „Steinbrück“.

Darmstadt Sibylle Schmidtchen

Schmidt steht Steinbrück sicherlich nicht nur symbolisch zur Seite, sondern mahnt uns, das dringend Notwendige zu tun, auch wenn es dem einen oder anderen schwerfällt.

Bad Honnef Dirk Schneider

Nr. 42/2011, Beim Ansturm auf die Unis bleibt die Bildung oft auf der Strecke

Mehr Stress, weniger Denken

Ihr Artikel sprach mir voll aus dem Herzen. Bildung muss von einem Menschenbild aus gedacht werden und nicht allein von äußeren Wettbewerbsszenarien. Auf diese Weise erst kann sich das persönliche Potential eines jeden Studierenden entfalten und zur Quelle von Innovation werden. Dafür braucht es aber mehr Freiräume als jetzt vorgesehen.

Greifswald Jacob Riemer

Wie, bitte schön, soll man in zwei Monaten eine Bachelor-Arbeit schreiben, wenn die nötige Literatur in der Bibliothek vier Monate im Voraus ausgebucht ist? Und nun auch noch der Ansturm auf die Unis. Das Einzige, was wir aus unserem Studium künftig mitnehmen werden, ist, wie man

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und *www.facebook.com/DerSpiegel*

- **Titel** Ist Schlaflosigkeit eine Krankheit der Moderne?
- **Italien** Muss Ministerpräsident Silvio Berlusconi zurücktreten?
- **EU** Wird Deutschland in Europa zu mächtig?

Die Energie der Zukunft entsteht hier.

Das neue Wasserkraftwerk Rheinfelden liefert CO_2-freien Strom für 170.000 Haushalte.

Bereits seit 113 Jahren erzeugt die EnBW Energie Baden-Württemberg AG Energie aus Wasserkraft. Damit regenerativer Strom nicht nur in aller Munde, sondern auch verfügbar ist.
Wir arbeiten für neue Lösungen: www.enbw.com

EnBW

Energie
braucht Impulse

IHR + AN *SOLIDITÄT*

Eberhard Weber, Mitarbeiter der R+V Versicherung
und seit 25 Jahren verheiratet.

„Darauf kann ich mich verlassen – ein Leben lang." Wer ein unbeschwertes Leben leben möchte, braucht einen Partner, der einem Sicherheit gibt. Einen Partner, der immer da ist – in guten wie in schlechten Zeiten. Erfahren Sie Ihr + an Solidität. Bei einem persönlichen Gespräch, in den Volksbanken Raiffeisenbanken, R+V-Agenturen oder auf unserplus.ruv.de

Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken

Gemeinsam Zukunft sichern.

R+V

Alexander Rieger
Baufinanzierungsspezialist bei Interhyp, Karlsruhe.

Baufinanzierung für Deutschland:
Ich bin 100 Banken

Bester Baufinanzierer
Gesamtsieger 2006 - 2010
€uro

Individuelle Beratung Gemeinsam mit Ihnen entwickeln wir eine maßgeschneiderte Finanzierung.

Beste Konditionen Aus über 100 Banken finden wir anbieterunabhängig das Angebot, das optimal passt und Geld spart.

Persönlicher Kontakt Ob am Telefon, per E-Mail oder an einem unserer Standorte: Wir sind immer für Sie da.

0 800 - 200 15 15 23
(Mo.–Fr. 8–22 Uhr, Sa./So. 9–18 Uhr)
www.interhyp.de

interhyp
Baufinanzierung

trotz Mangels an allen Ecken und Enden den schönen Schein eines studierten Akademikers wahren kann, auch wenn dahinter keine Substanz mehr steckt.

Köln — Alexej Fröhlich

Bejammert wird hier vor allem, dass ein Studium jetzt eben nicht mehr als eine Ausdehnung der Kinder- und Jugendzeit angesehen werden kann und soll.

Dierdorf (Rhld.-Pf.) — Susanne Pons

Wer Fachkräfte will, muss ein hochwertiges Lernumfeld bieten. Private Hochschulen haben sich vorbereitet: Sie sind um über 20 Prozent gewachsen, trotzdem gibt es weder überfüllte Hörsäle noch steigende Abbrecherquoten. Gleichzeitig entlasten private Hochschulen den Staat um mehr als 450 Millionen Euro jährlich.

SERGEJ LEPKE / WAZ-FOTOPOOL

Erstsemester in Düsseldorf
Lernen, den schönen Schein zu wahren

Ergo brauchen wir einen fairen Wettbewerb, in dem der Staat nicht Bestandsschutz für ein Quasi-Monopol betreibt, sondern für stabile Rahmenbedingungen und hohe Qualitätsstandards zum Schutz der Verbraucher sorgt.

Heidelberg — Prof. Klaus Hekking
Verbandsvorsitz. d. Privaten Hochschulen

Wenn nicht jedes Semester Hunderte neue Politik- oder Wirtschaftswissenschaftler gesucht werden, dann ist das eben so. Dann gehört man entweder zu den Besten, oder man sucht sich eine Alternative. Seit Jahren ist bekannt, dass in Deutschland Hunderttausende Ingenieure, Informatiker und Naturwissenschaftler benötigt werden. Ich teile mir meine Vorlesung über Systemtechnik mit 20 Kommilitonen.

Ingelheim (Rhld.-Pf.) — Johannes Döhn

Bietet man in einem Bachelor-Seminar ein über den Lernstoff hinausgehendes Programm an, lautet die erste Frage häufig: „Brauchen wir das für die Klausur?“ Die Zukunft wird zeigen, ob die Wirtschaft sich mit der ewigen Forderung nach jungen und leistungsdruckerprobten Studienabgängern nicht ins eigene Fleisch geschnitten hat: Denn wer permanent im Stress ist, hat schlicht und einfach keine Zeit mehr für kreatives Denken.

Erlangen — Eva Knöferl

Nr. 42/2011, Richard Schröder kritisiert Roland Jahn, Chef der Stasi-Unterlagen-Behörde

Im Kirchenkämmerlein

Roland Jahn hat wie viele Zehntausende Ostdeutsche persönlich unter der DDR-Diktatur und ihren ausführenden Schergen vom Staatssicherheitsdienst gelitten. Zur gleichen Zeit haben fromme Friedenskämpfer wie der Herr Theologe Richard Schröder im stillen Kirchenkämmerlein gebetet und sich später in der Volkskammer sogar von den Stasi-Typen beschützen lassen, wie Schröder in seinem Essay schreibt. Solche Scheinheiligen können natürlich nicht begreifen, dass Jahn aus Prinzip im Sinne der Opfer heute keine Stasi-Leute mehr in seiner Behörde dulden will. Schröder hätte besser seine fromme Klappe gehalten!

Quedlinburg (Sachs.-Anh.) — Uwe Gerig

Schröder begründet seine formalistischen Ausführungen mit einer persönlichen Interpretation von Rechtsstaatlichkeit und ist darauf, wie er sagt, auch noch stolz. Sein Plädoyer demonstriert Kälte und Gleichgültigkeit gegenüber den Opfern.

Immenstaad (Bad.-Württ.)
Dr. Hubert Hofmann

Durch seine Polemiken gegen Roland Jahn wird Richard Schröder zum Teil des Problems. Er vermittelt den ehemaligen MfS-Mitarbeitern, dass es sich bei einer Versetzung um einen „Schicksalsschlag“ handle, dabei geht es nur um den Wechsel des Arbeitsplatzes unter nach dem Arbeitsrecht zumutbaren Umständen.

Erfurt — Hildigund Neubert
Landesbeauftr. f. d. Stasi-Unterlagen Thüringen

Warum verklittert Schröder nach über 20 Jahren die Tatsachen von damals? Was veranlasst diesen Theologen, unwissend und weltfremd die uneinsichtigen Stasi-Täter in Schutz zu nehmen. Es ist mehr als bigott, wenn Schröder den mit der DDR-Wehrpflicht erzwungenen Dienst in der Bereitschaftspolizei von Roland Jahn mit dem Dienst in den Reihen des Ministeriums für Staatssicherheit vergleicht.

Rudolstadt (Thür.) — Lothar Mattig

Es ist eine Freude zu lesen, dass es an verantwortlicher Position jemanden mit klugen Gedanken gibt, der auch in der Lage ist, diese klar und deutlich zu formulieren. Vielen Dank, Herr Schröder.

Aichach (Bayern) — Dr. Ing. Berthold Klobe

Meine Erfahrungen besagen etwas anderes. 1955 – 18-jährig – bei den bewaffneten Organen zur Mithilfe beim Agentenaufspüren angeworben; 1958 bestraft und vom militärischen Geheimdienst hinausgeworfen, weil ich die Fahnenflucht meines damaligen Freundes und die Repu-

LeegasDelaney.de

IN EINER STADT, DIE NIEMALS
SCHLÄFT, SIND TRÄUME
BESONDERS KOSTBAR.

EINE UNVERGESSLICHE ZEIT IN NEW YORK, FIFTH AVENUE/55TH STREET

IN LONDON, PARIS, MADRID, WIEN, NEW YORK UND AN DEN
BESTEN ADRESSEN DEUTSCHLANDS. WWW.WEMPE.DE

Wempe Solitaire Ringe *Krone* und *Colonna* BY KIM mit Diamanten in Platin.
Ausdruck großer handwerklicher Perfektion und unserer Leidenschaft für Juwelen.

blikflucht seiner Freundin durch mein Schweigen ermöglicht habe; 1994 – 36 Jahre später – fristlose Kündigung aus dem Öffentlichen Dienst nach einem Bericht der Gauck-Behörde, in dem von der Stasi-Tätigkeit von 1955 bis 1958 und ihrem Ende „wegen Beendigung der Dienstzeit“ berichtet wurde, ohne die wahren Sachverhalte zu nennen. Welche Infamie! Ich will nicht behaupten, dass die Stasi-Unterlagen-Behörde generell so gehandelt hat. Aber das hätte nicht passieren dürfen.

Berlin — Klaus Pischel

Nr. 42/2011, Kommt die Quote für Frauen in Führungspositionen?

Nur eine Frage der Zeit?

Die Diskussion ist eine verfehlte Debatte. Zum einen hilft es nicht, die Diskriminierung einer bestimmen Personengruppe mit der Diskriminierung einer anderen aufheben zu wollen, zum anderen geht es hier nur um 30 Unternehmen in Deutschland. Zielführender wären Kampagnen für mehr Frauen in der Geschäftsleitung mittelständischer Unternehmen. Diese sind für unsere Wirtschaft sehr viel relevanter.

Bornheim (NRW) — André Zopes

Wenn Führungskräfte nach Frauenquote eingesetzt werden müssten, so könnte das katastrophale Folgen für unsere Wirtschaft haben. Finnland geht da mit gutem Beispiel voran – dort hat man von jeher auf eine Frauenquote verzichtet. Indes – dort sind 40 Prozent der Aufsichtsratsposten mit Frauen besetzt.

TOBIAS KLEINSCHMIDT / DPA

Ministerinnen Schröder, von der Leyen
Verfehlte Debatte

Arnsberg (NRW) — Friedel Vollmer

Was die beiden Ministerinnen bislang gar nicht thematisieren, ist die Frauenquote in Führungspositionen des Öffentlichen Dienstes und in den durch die öffentliche Hand beherrschten Unternehmen. Nur gute Karrierechancen halten die besten und leistungsfähigsten Frauen! Ansonsten droht Bund und Ländern der Verlust ausgerechnet dieser weiblichen Leistungsträger im Wettbewerb mit den Dax- und anderen großen Unternehmen!

Goldenbow (Meckl.-Vorp.) — Jürgen Brandt

Niemand kann es sich in einer globalisierten Wirtschaft noch leisten, hervorragende Mitarbeiterinnen aufgrund ihres Geschlechts an der Karriere zu hindern. Die Quoten-Idee scheint von daher antiquiert.
Feldmeilen (Schweiz) Franz Liebermann

Es ist doch nur eine Frage der Zeit, bis der Zustand erreicht wird, den man mit der Frauenquote erzwingen will. Sinnvoller wäre es, die Schwierigkeiten zu beseitigen oder zu mildern, die dem berechtigten Anspruch der Frauen entgegenstehen.
Oberhausen Heinrich Buchholz

Lohnender wäre es für beide, wenn sie sich für ganz andere Themen einsetzten. Etwa für gleichen Lohn für gleiche Arbeit bei Männern und Frauen, ausreichenden Mindestlohn sowie Verbot von Tricksereien bei Zeitarbeit und Kurzzeitverträgen.
Hamburg Hans-Emil Schuster

Nr. 42/2011, Ein Vorzeige-Zuwanderer rechnet mit Staat und Gesellschaft ab

Armer, kleiner Mehmet

Mehmet Daimagüler hat recht: So brutal kann nur Deutschland zu einer zarten (türkischen) Kinderseele sein. Lässt es doch den kleinen Mehmet nicht direkt von der Grundschule aufs Gymnasium. Das ist eine moralische Bankrotterklärung, das ist Rassismus, das ist Demütigung. Irgendwie hat er es dann doch noch geschafft. Jetzt zahlt er es den Deutschen dutzendfach zurück. Ehrlich gesagt, ich kann die Larmoyanz unserer (türkischen) Mitbürger nicht mehr hören.
Altdorf (Bayern) Eckehard Scholz

Die Deutschtürken sind nicht die einzige Migrationsgruppe, die unter dem Rassismus leidet. Menschen aus Osteuropa werden in Deutschland teilweise verachtet, ja sogar gehasst.
Berlin Andreas Kozik

Die Kinder türkischer Gastarbeiter müssen einfach mal ihre Weh-weh-Einstellung abstreifen. Auch ich wurde im Ausland als Tochter deutscher Auswanderer diskriminiert, so wie der Dicke diskriminiert wurde, der mit den abstehenden Ohren oder der mit der dicken Brille. Es sind die Schwierigkeiten, die uns den Ansporn geben zu Kämpfen. Wahrscheinlich hätte Daimagüler in der Türkei nicht diesen Erfolg gehabt und diese Ausbildung genossen.
Eberbach (Bad.-Württ.) Ingrid Dalibor

MAURICE WEISS / OSTKREUZ / DER SPIEGEL

Autor Daimagüler
Larmoyante Einstellung?

Die Türken haben mit den Deutschen einiges gemeinsam, vor allem die Lust, sich zu beklagen.
Frankfurt am Main Karlheinz Wehner

Nr. 42/2011, Interview mit Lufthansa-Chef Christoph Franz

Ahnungslos oder unwahr

JOHANNES EISELE / REUTERS

Lufthansa-Jets auf dem Flughafen Frankfurt
Das Blaue vom Himmel versprochen

Jetzt hat der Hessische Verwaltungsgerichtshof nichts anderes getan, als zu verfügen, dass am Frankfurter Flughafen ab Inbetriebnahme der neuen Landebahn bis zu einer endgültigen Entscheidung durch das Bundesverwaltungsgericht das versprochene Nachtflugverbot gilt. Lufthansa, Fraport AG und ihre Handlanger haben jahrelang den Menschen rund um den Flughafen das Blaue vom Himmel versprochen, um diese Versprechen umgehend zu brechen. Das Urteil war ein überfälliger Schuss vor den Bug der arroganten Lufthansa, und er kam gerade zur rechten Zeit kurz vor Einweihung der neuen Landebahn.
Nauheim (Hessen) Thomas Arnold

Entweder hat LH-Vorstand Franz keine Ahnung, wovon er redet, oder er sagt bewusst die Unwahrheit. Das Nachtflugverbot war der Preis für den Ausbau. Das war das Ergebnis der Mediation 2000, so wurde es vom Flughafenbetreiber Fraport 2003 beantragt und vom Hessischen Verwaltungsgerichtshof 2009 bestätigt. Auch der damalige hessische Ministerpräsident Koch hat immer gesagt: „Ausbau nur mit Nachtflugverbot“. Insofern war der jetzige Beschluss des Gerichts konsequent und konnte niemanden überraschen.
Frankfurt am Main Dr. Dr. Rainer Rahn
Stadtverordneter Stadt Frankfurt

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

Energie.
Gewinner.

Warum Ihnen mit WeberHaus PlusEnergie der Schritt in die Energieunabhängigkeit gelingt? Weil Sie mit dem eigenen Haus Energie gewinnen und diese intelligent steuern können. Wir finden: Energie sparen war gestern!

Mehr zum Thema PlusEnergie auf
www.weberhaus.de

WeberHaus®
Die Zukunft bauen

Der PlusEnergie-Pionier
WeberHaus No-1
Seit 2006

BEI MIR DREHT
SICH ALLES.
DANKE, ARTE!
arte
VINYLMANIA. DAS LEBEN
IN 33 UMDREHUNGEN
AM DONNERSTAG, 3. NOVEMBER, 22.25 UHR.
DIE SCHALLPLATTE IST ZURÜCK!
EIN DOKUMENTARFILM ÜBER DIE NEUE LIEBE ZUM VINYL.

Regierungschefs auf G-20-Gipfel 2010

YONHAP NEWS AGENCY / AP

G 20

Fesseln für Banken

Bei ihrem Treffen diese Woche in Cannes will die Gruppe der großen Industrie- und Schwellenländer (G 20) weitreichende Schritte zur Reform des globalen Finanzsektors beschließen. Das geht aus dem Entwurf des Gipfel-Kommuniqués hervor. So sollen die Banken gezwungen werden, deutlich mehr Eigenkapital auszuweisen als bislang. Außerdem wollen die Staats- und Regierungschefs sicherstellen, dass „künftig keine Finanzfirma mehr zu groß für eine Pleite" sei. Wenn eine solche Institution dennoch abgewickelt werden müsse, „sollten Steuerzahler nicht für die Kosten aufkommen". Geplant sind eine intensivere Aufsicht sowie neue internationale Standards, nach denen Banken und andere Finanzinstitute abgewickelt werden können. Der Handel mit komplizierten Finanzprodukten, sogenannten Derivaten, soll künftig nicht mehr außerbörslich, sondern nur noch an Handelsplätzen und auf elektronischen Plattformen stattfinden. Dort können sie von den Aufsichtsbehörden besser überwacht werden. Für diese Geschäfte müssen die Finanzinstitutionen künftig ebenfalls mehr Haftungskapital ausweisen. Die Staats- und Regierungschefs wollen auch gegen Exzesse bei Gehältern und Bonuszahlungen im Finanzsektor vorgehen, „um zu verhindern, dass übertriebene Risiken eingegangen werden", wie es in dem Entwurf für das Kommuniqué heißt. In dem Dokument sagen die G 20 auch den Schattenbanken, also vor allem Hedgefonds, den Kampf an. Dieser Sektor soll ebenfalls strengerer Aufsicht und Regulierung unterworfen werden. Die Runde spricht sich zudem dafür aus, für mehr Transparenz auf Terminmärkten für Rohstoffe und Waren zu sorgen. So soll verhindert werden, dass Spekulation zum Beispiel die Preise für Nahrungsmittel in die Höhe treibt. „Den Regulierungsbehörden müssen Eingriffsbefugnisse gewährt werden, um Störungen des Marktgeschehens abzuwenden und Marktmissbrauch zu verhindern." Finanzinstitutionen und staatliche Stellen sollen künftig bei ihren Entscheidungen auch weniger von den Urteilen der Rating-Agenturen abhängig sein. Derzeit sind beispielsweise viele Pensionsfonds verpflichtet, Staatsanleihen abzustoßen, wenn diese von den Rating-Agenturen herabgestuft werden – was den Kursverfall beschleunigt.

„Wir sind entschlossen, die Widerstandskraft der Banken gegen finanzielle und wirtschaftliche Schocks zu verbessern."

(Aus dem Entwurf des Gipfel-Kommuniqués)

UNION

CDU will Mindestlohn

Nach jahrelangem Streit vollzieht die CDU eine Kehrtwendung beim Thema Mindestlohn und will sich nun für eine allgemeine Lohnuntergrenze aussprechen. Dies geht aus einer Beschlussempfehlung für den CDU-Bundesparteitag Mitte November in Leipzig hervor. Die Partei halte es „für notwendig, eine allgemeine verbindliche Lohnuntergrenze in den Bereichen einzuführen, in denen ein tarifvertraglich festgelegter Lohn nicht existiert", heißt es in dem Antrag. Die Untergrenze solle durch eine Kommission der Tarifpartner festgelegt werden und sich „am Tarifabschluss für Zeitarbeitnehmer orientieren". Zugleich wird die Zeitarbeitsbranche aufgefordert, sich schnell auf eine Einarbeitungsfrist zu einigen, nach der Leiharbeiter den gleichen Lohn wie die Stammbelegschaften in den ausleihenden Betrieben bekommen. Ansonsten soll die Bundesregierung im Frühjahr 2012 eine Kommission einsetzen, um diese festzulegen.

LUFTFAHRT

Gefährliche Kabinenluft

Wegen giftiger Öldämpfe in der Kabinenluft geraten die deutschen Airlines unter Druck. Auf einem Air-Berlin-Flug am 25. September von New York nach Berlin trat bei Start und Landung Rauch aus der Lüftung, in dem das Nervengift TCP enthalten war. In einem internen Memo klagte ein Pilot über „leichte Schwindelgefühle, leichte Taubheit in den Fingerspitzen“ sowie „ein eigenartiges Gefühl, das ich am ehesten mit einem seltsamen Echo beschreiben könnte“. Ein Steward musste zwei Tage im Krankenhaus behandelt werden. Air Berlin erklärt, die Crew sei „jederzeit voll handlungsfähig gewesen“. Die Bundesstelle für Flugunfalluntersuchung kritisiert, „nicht unverzüglich“ informiert worden zu sein. Die Personalvertretung von Condor unterrichtete in diesem Monat die Mitarbeiter, das Unternehmen habe eingestanden, bei Untersuchungen der Medizinischen Hochschule Hannover sei

QUELLE: YOUTUBE

Rauch in Flugzeugkabine in den USA

„selbst unter Normalbedingungen TCP in unserer Kabinenluft nachgewiesen“ worden. Das Nervengift ist im Öl der Triebwerke enthalten, aus denen in Linienjets die Kabinenluft abgezapft wird. Ein Condor-Sprecher sagte, dass zurzeit in den Flugzeugen gemessen werde. Der Grünen-Abgeordnete Markus Tressel hat jetzt einen Antrag im Parlament eingebracht, um TCP-haltiges Öl zu verbieten.

ZAHL DER WOCHE

58 000 Tonnen

Laub von Straßenbäumen fallen nach Angaben des Verbands kommunaler Unternehmen (VKU) allein in den vier größten deutschen Städten Berlin, Hamburg, München und Köln an.

TOBIAS HASE / DPA

Forschungsministerin Schavan

BUNDESREGIERUNG

Schavans Schattenministerium

Rund 300 Vollzeitstellen finanziert das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) bei externen Projektträgern, die nicht als solche im Haushalt ausgewiesen werden. Das geht aus Unterlagen der Bundesregierung und des Bundesrechnungshofs hervor. Die Projektträger erhalten vom BMBF „Sonderverträge“. Dafür übernehmen sie „allgemeine Beratungs- und Unterstützungsaufgaben“ und erstellen „Studien“. Im Einzelplan 30 werden sie jedoch nur unter den Begriffen „Projektmanagement, Querschnittsaktivitäten“ subsumiert. Das Ministerium unter Annette Schavan will nun bis Freitag erklären, welche Ausgaben für die Sonderverträge anfallen. Das BMBF ist auf die Projektträger angewiesen, um die Ziele der Bundesregierung zu erfüllen. „Mit Sonderverträgen hat die Ministerin versucht, ihre Stellenvermehrung vor den Haushältern zu verbergen“, kritisiert der SPD-Abgeordnete Klaus Hagemann.

GEHEIMDIENSTE

Mehr Geld für Verfassungsschützer

Für seine operativen Aufgaben bekommt das Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV) mehr Geld. Konkret geht es um den „Titel 532 04“ seines Wirtschaftsplans, der ganz allgemein mit „Für Zwecke des Verfassungsschutzes“ überschrieben ist. Aus dem Topf werden konspirative Wohnungen und Büros bezahlt sowie Prämien und Spesen für V-Leute. Dieser Titel macht mit rund 17 Millionen Euro in diesem Jahr knapp ein Zehntel des BfV-Gesamtetats aus und wird seit zehn Jahren wiederholt überzogen. In einem vertraulichen Bericht hatte der Bundesrechnungshof kürzlich festgestellt, dass den Agenten tatsächlich zu wenig Geld zur Verfügung steht, und angemahnt, den Etat künftig „bedarfsgerecht zu veranschlagen“. Mehrausgaben seien künftig nicht mehr genehmigungsfähig und die dann anfallenden „operativen Tätigkeiten nicht mehr gedeckt“. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 in den USA, bei denen mehrere Haupttäter aus Deutschland kamen, war die Aufklärungsarbeit des Inlandsgeheimdienstes gestärkt worden, um besonders die Islamistenszene zu beobachten. Damit die Agenten auch künftig ihre Arbeit machen können, haben die Parlamentarier ab dem kommenden Jahr 1,5 Millionen Euro zusätzlich für den Titel 532 04 bewilligt.

ROLAND GEISHEIMER / ATTENZIONE

Islamisches Kulturzentrum

GRÜNE

Realos gegen Künast

Auf dem Realo-Flügel der Grünen beginnt die Abrechnung mit der als Berliner Spitzenkandidatin gescheiterten Renate Künast. In einem mehrseitigen Positionspapier wirft der ehemalige Grünen-Vorsitzende Reinhard Bütikofer der Chefin der Bundestagsfraktion eine „Mischung aus Selbstüberschätzung und Fahrlässigkeit“ in ihrem Wahlkampf vor. Die Kampagne sei „nicht von irgendeiner Idee davon, was wir Grüne mit der Hauptstadt vorhaben“, geprägt gewesen, „sondern von der zweifelhaften Vorstellung, eine Renate für alle sei genug“. Bütikofer ist Chef der deutschen Grünen im Europaparlament und gilt als eine Art graue Eminenz auf dem Realo-Flügel seiner Partei. Er macht Künast Vorwürfe auf breiter Front. Ihre Plakate seien „bieder-spießig“ gewesen und „von der Anmutung her eine matriarchalische Reprise der CDU der sechziger Jahre“. Es sei „verkehrt“ gewesen, offensiv die Ablösung der SPD zu betreiben und nur auf Sieg zu setzen. Bütikofer kritisiert zudem Künasts späteren Versuch, gemeinsam mit ihrem Amtskollegen Jürgen Trittin künftig schwarz-grüne Bündnisse auszuschließen. Für solche „Ausschließeritis-Orgien“ seien „zwei Berliner Obergrüne“ zu Recht von Parteifreunden „aus der Provinz zurechtgewiesen worden“. Nutznießer von Bütikofers Attacke auf die Realo-Wortführerin ist der Parteivorsitzende Cem Özdemir, bisher Nummer zwei der Parteirechten – und ein enger Vertrauter von Bütikofer. Viele Realos beklagen vor allem, dass Künast bisher eine Debatte über ihr Scheitern abblocke. Volker Ratzmann, Grünen-Fraktionschef im Berliner Abgeordnetenhaus, fordert die Politikerin auf, bei der Aufarbeitung mitzumachen: „Wir haben alle Fehler gemacht und müssen uns der Kritik stellen.“

Wahlplakat in Berlin

NAHOST-KONFLIKT

„Fatales Signal“

PA / INTERTOPICS

Die ehemalige Entwicklungshilfeministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul, 68 (SPD), fordert die Bundesregierung auf, im Uno-Sicherheitsrat für die Aufnahme Palästinas einzutreten.

SPIEGEL: Warum sollte Berlin die Palästinenser unterstützen?
Wieczorek-Zeul: Weil die Bundesregierung sonst ein fatales Signal aussendet: Wer – wie Palästinenser-Präsident Mahmud Abbas – friedfertig den Weg zur Uno und zur Zusammenarbeit mit Israel wählt, wird zurückgewiesen. Wer – wie die Hamas – den Weg der Gewalt gewählt hat, wird belohnt, wie jüngst mit der Freilassung von mehr als tausend Häftlingen aus israelischen Gefängnissen. Das geht nicht.
SPIEGEL: Was passiert, wenn man den Palästinensern die Anerkennung verweigert?
Wieczorek-Zeul: Dann wird die letzte Chance auf eine friedliche Zwei-Staaten-Lösung verspielt. Deshalb muss die Bundesregierung das Taktieren, Verschieben und Enthalten im Sicherheitsrat aufgeben, und ein Ja zur Aufnahme sagen.
SPIEGEL: Aber auch ein deutsches Ja würde nichts ändern, solange die USA im Sicherheitsrat ihr Veto einlegen.
Wieczorek-Zeul: Das ist eine Ausrede. Die Palästinenser wissen, dass die USA vermutlich ein Veto einlegen werden. Für sie wäre es dennoch ein wichtiges Signal der Unterstützung, wenn es ein geschlossenes Ja der Europäer im Uno-Sicherheitsrat und unter den 15 Mitgliedern des Sicherheitsrats eine klare Mehrheit für ihr Gesuch gäbe.
SPIEGEL: Selbst in der SPD haben Sie für diese Forderung wenig Rückhalt, Ihre Partei vermeidet jede Positionierung.
Wieczorek-Zeul: Das hat sich geändert. Wir Sozialdemokraten treiben diese Bundesregierung ja auch in anderen Fragen vor uns her. Das sollten wir auch in der Palästina-Frage tun, und dafür brauchen wir eine eindeutige Position. Ich werbe jedenfalls dafür.

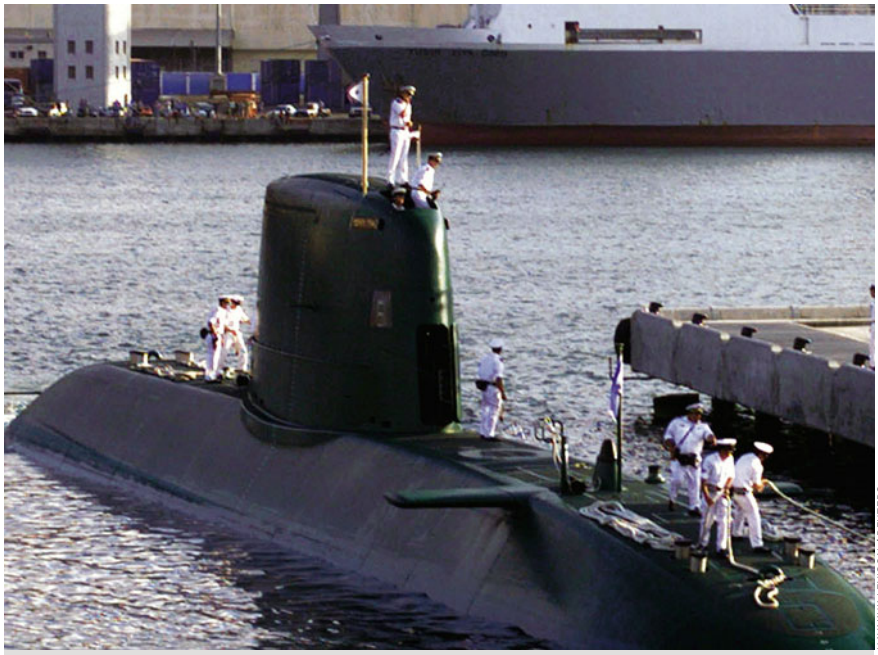
DAS ALTER VON HERRN WANNINGER WAR KEIN HINDERNIS.

SEINE ERFAHRUNG EIN GUTER GRUND.

Oft verfügen gerade ältere Arbeitnehmer über wertvolle Kompetenzen, wie z. B. ausgezeichnetes Fachwissen, Improvisationstalent oder Erfahrung im Umgang mit Kunden. Lassen Sie davon auch Ihr Unternehmen profitieren. Der gemeinsame Arbeitgeber-Service der Agenturen für Arbeit und Jobcenter unterstützt Betriebe, die nach engagierten Arbeitskräften suchen. Wir beraten Sie bei der Bewerberauswahl und informieren Sie auch über entsprechende Fördermöglichkeiten.

ERFAHRENE ARBEITSKRÄFTE FINDEN:
WWW.JOBCENTER-ICHBINGUT.DE

jobcenter



HAVAKUK LEVISON / REUTERS

„Dolphin“-U-Boot im Hafen von Haifa

RÜSTUNG

Druck auf Israel

Die Bundesregierung hat Israel damit gedroht, die Lieferung eines „Dolphin“-U-Boots zu stoppen, um gegen die Siedlungspolitik des Landes zu protestieren. Dies bestätigten Regierungskreise, nachdem in israelischen Medien in der vergangenen Woche darüber spekuliert worden war. Die Regierung hatte jüngst den Bau von 1100 Wohnungen im arabischen Teil Jerusalems gebilligt. In Israel löste Merkels Drohung Besorgnis aus. Die atomwaffenfähigen „Dolphin“-U-Boote sind ein wichtiges Element der israelischen Militärstrategie. Drei Schiffe dieses Typs hat die Marine schon. Zwei weitere sind derzeit in Kiel im Bau. In diesem Sommer bewilligte die Bundesregierung Gelder in Höhe von 135 Millionen Euro, mit denen Israel beim Kauf eines sechsten „Dolphin“-U-Boots unterstützt werden soll. Dieses Geschäft könnte nun platzen.

SPIONAGE

Politik und Militär im Visier

Bei den Ermittlungen gegen die zwei mutmaßlichen russischen Spione Andreas und Heidrun A. mehren sich die Indizien, dass das Ehepaar auf der Suche nach Informationen über Politik und Militär war. Bei der Durchsuchung des Wohnhauses im hessischen Marburg fanden die Fahnder detaillierte Angaben über verschiedene Veranstaltungen, die Andreas A., 51, besucht und bei denen er offenbar mitgeschrieben hatte. Dabei soll es auch um Diskussionen über die Zukunft der Nato gegangen sein. Noch offen ist, wovon das Ehepaar lebte. Heidrun A., 45, die von der Bundesanwaltschaft während des Abhörens von verschlüsseltem Funkverkehr verhaftet worden war, arbeitete offiziell nicht. Der Lebensstandard der Familie soll allerdings deutlich über Andreas A.s Einkommen bei einem schwäbischem Technologieunternehmen gelegen haben. Auf Zetteln hatten die beiden Summen zwischen 8000 und 12 000 Euro notiert, bei denen es sich möglicherweise um monatliche Spesenabrechnungen handelt. Bislang bestreiten beide die Vorwürfe. In Berlin gilt der Zugriff der Bundesanwaltschaft als großer Erfolg, in Regierungskreisen ist von einem „gravierenden Zwischenfall“ die Rede; in Moskau hat die Festnahme für große Unruhe gesorgt. Sowohl der Auslandsnachrichtendienst SWR, für den das Ehepaar gearbeitet haben soll, als auch das Außenministerium verweigerten jeden Kommentar. Die Zeitung „Kommersant“ wertete Moskaus Schweigen als „mögliches indirektes Eingeständnis, dass das Paar für die Russische Föderation“ gearbeitet habe.

„Bescheuertes Schachbrett“

Hat denn die Presse „kein anderes Thema als ein bescheuertes Schachbrett?“ Das ist die Frage, die sich Peer Steinbrück in diesen Tagen stellt. Der Euro ist natürlich auch interessant, aber ein Schachbrett kann ebenfalls attraktiv sein, zumal wenn es falsch aufgestellt ist und die Spielpartner Peer Steinbrück und Helmut Schmidt heißen. Die haben in der vergangenen Woche das Gesprächsbuch „Zug um Zug“ veröffentlicht. Das Cover zeigt sie beim Schachspiel, das Brett aber steht verdreht. Unten rechts, vom Spieler aus betrachtet, ist ein schwarzes Feld, eigentlich müsste dort ein weißes sein. Damit ändert sich die Grammatik des Spiels, aber Steinbrück teilt mit: „Ob da rechts ein weißes Feld war, war uns scheißegal.“ Die Situation war offenbar so: Die Fotografin Ingrid von Kruse hatte den Schachtisch in Schmidts Haus für das Shooting zum Fenster gerückt, aber nicht gedreht, wie sie der „Süddeutschen Zeitung“ erzählte. Schmidt war da noch beim Mittagsschlaf. Als er ausgeschlafen hatte, habe er „sich mit seinen Gehbeschwerden an die ihm nächstgelegene Seite gesetzt“, berichtet nun Steinbrück. Niemand habe daran gedacht, den Altkanzler wegen der falschen Anordnung „wieder umzusetzen“. Wie im SPIEGEL-Gespräch vergangene Woche erklärt Schmidt in dem Buch seinen Schachpartner für kanzlertauglich. Die Welt weiß nun, dass Steinbrück in Schmidts Augen gut regieren kann. Sie weiß auch, durch das bescheuerte Schachbrett, dass Steinbrück ganz gut darin ist, auch mal fünfe gerade sein zu lassen.

KENNER TRINKEN WÜRTTEMBERGER

DAS SCHÖNE AN MEINEM WEIN:

Sein Chef ist eine Frau.

Sonja Beck, 40
Weingärtnerin und
Aufsichtsratsvorsitzende

In jedem Württemberger Wein steckt das Wissen, die Liebe und Erfahrung der Württemberger Weingärtner. So entstehen besondere Weine wie dieser wunderbar granatrote Lemberger. Mit seinem interessanten Aromenspiel von Waldbeeren, schwarzen Johannisbeeren sowie grünem Paprika und einem duftenden Bukett von Brombeeren, Kirschen und Pflaumen ist dieser trockene Württemberger nicht nur ein besonders köstlicher Begleiter zu herzhaften Speisen – er ist auch solo ein herrlicher Genuss.

WZG

Entdecken Sie Ihren Lieblings-Württemberger! Württembergische Weingärtner-Zentralgenossenschaft e.G.

Raiffeisenstraße 2 · 71696 Möglingen · Telefon 07141/4866-0 · www.wzg-weine.de · info@wzg-weine.de

EU

Europa der zwei Europas

Der Preis für Angela Merkels Erfolg in Brüssel ist eine Spaltung des Kontinents. Die Euro-Länder werden zusammenwachsen, die anderen bleiben zurück. Großbritannien könnte sogar ganz ausscheiden. Schon gibt es Sorgen wegen einer deutschen Dominanz, auch zu Lasten Frankreichs.

Gegen 19.45 Uhr konnte Herman Van Rompuy seiner peinlichen Pflicht nicht mehr ausweichen. Der EU-Ratspräsident hatte die unschöne Aufgabe, zehn Leute rauszuschmeißen, freundlich natürlich, mit netten Worten, aber doch bestimmt: Ihr Bleiben war nicht länger erwünscht, sie mussten den großen Sitzungssaal des Justus-Lipsius-Gebäudes in Brüssel verlassen.

Es waren stolze Leute, die sonst andere rausschmeißen, aber so gut wie nie rausgeschmissen werden, Regierungschefs, David Cameron aus Großbritannien, Donald Tusk aus Polen, allesamt aus Ländern, die der Europäischen Union angehören, aber nicht mit Euros zahlen.

Sie hatten sich am Mittwoch der vergangenen Woche mit ihren 17 Kollegen aus der Euro-Zone getroffen, um über das künftige Europa zu diskutieren. In Wahrheit beschwerten sie sich darüber, dass die anderen einen Sonderweg einschreiten und sie nicht genug einbinden.

Es gab viele Klagen. Das Treffen dauerte schon wesentlich länger als geplant, als sich Van Rompuy dazu aufraffte, Cameron, Tusk und die anderen acht wegzuschicken. Er bedankte sich bei ihnen für die „positive“ Diskussion, was angesichts des großen Verdrusses etwas schräg wirkte. Aber dem freundlichen Belgier war die Sache wohl selbst unangenehm.

Es gab eine Pause, dann wurde das Abendessen aufgetischt. Die 17 Staats- und Regierungschefs der Euro-Zone, Griechenlands Premier Georgios Papandreou und sein Luxemburger Amtskollege Jean-Claude Juncker konnten mit dem wichtigen Teil der Sitzung beginnen. Sie speisten und besprachen dabei, wie sie den Euro retten könnten.

Es war ein denkwürdiges Treffen. Es endete früh am Morgen mit einem Programm zur Rettung des Euro. Es ließ die Konturen eines neuen Europa hervortreten, und das wird ein gespaltenes Europa sein. Die neue Grenze verläuft zwischen den Euro- und den Nicht-Euro-Staaten. Künftig gibt es innerhalb der EU zwei Europas.

Eines davon könnte Merkel-Europa heißen. Die deutsche Kanzlerin hat es maßgeblich geschaffen, die Euro-Zone ist ein Gebilde nach ihren Vorstellungen.

Und so sieht das neue Europa aus: Es hat eine nahezu hegemoniale Führungsmacht, das ist Deutschland. Es hat ein Ziel, das ist die Stabilität des Euro. Es hat ein Prinzip, das heißt: Wer mit seinen Finanzen schludert, verliert einen Teil seiner Souveränität. Und es hat schon eine zentrale Behörde, das ist die EFSF, die den Rettungsschirm verwaltet.

Das Merkel-Europa ist ein nüchternes, rationales Geschöpf und ähnelt damit ein wenig seiner Schöpferin: keine großen Visionen, kein Friedens- oder Kulturpa-

Euro-Politikerin Merkel
Keine großen Visionen

Krisenpolitiker Berlusconi, Juncker, Papandreou: *Denkwürdiges Treffen*

VIRGINIA MAYO / AP (O.); ERIC FEFERBERG / AFP (U.)

thos. Zahlen zählen hier mehr als Worte. Europa in dieser Form ist keine Schicksals-, sondern eine Zweckgemeinschaft. Aber es gilt auch: Wenn die Euro-Zone ein Erfolg wird, kann sie helfen, ein gutes Gesamteuropa zu bauen.

Die Finanzmärkte haben erst einmal positiv reagiert, aber jeder weiß, wie volatil die Lage ist. Deshalb waren die Reaktionen aus der Bundesregierung auf die Ergebnisse von Brüssel erst einmal skeptisch. „Es wird in diesem Prozess nicht die eine Lösung geben“, sagt Finanzminister Wolfgang Schäuble im SPIEGEL-Gespräch (siehe Seite 30). „Wir müssen noch einen langen Weg gehen, bis alle Probleme gelöst sind.“

Aber es gibt auch ein Zwischengefühl der Zufriedenheit. Im Moment sieht es so aus, als habe Angela Merkel in diesem Fall ganz gut regiert.

Die Bundeskanzlerin hat von Anfang an auf eine nationale Strategie gesetzt. Sie wollte nicht die Retterin Europas werden. Sie wollte deutsches Geld schützen, um Deutschlands Wettbewerbsfähigkeit auf den Weltmärkten zu erhalten, und nebenbei eventuell Europa retten.

Hätte sie von Anfang an gesagt, dass die Deutschen mit ihrer Finanzkraft für die anderen bedingungslos einstehen, wäre sie heute eine gefeierte Europäerin, und die vergangenen Monate wären friedlicher verlaufen. Aber sie hat schon vor einem Jahr gesagt, dass sich die Partner nicht anstrengen würden, wenn sich Deutschland freigiebig zeigt.

Das war ihre Strategie: Erst müssen sich die anderen anstrengen, dann springen die Deutschen ein, sollte es noch immer Probleme geben. Sie hat damit einiges erreicht: Spanier, Griechen, Portugiesen und Italiener haben zum Teil harsche Programme aufgelegt, um ihre Staatsfinanzen zu sanieren. Die deutsche Stabilitätskultur wird allmählich zur europäischen Leitidee.

Was Merkel in diesem Jahr vor allem bewiesen hat, ist Sturheit und Härte. Wenn es um Wählerstimmen geht, ist Merkel weich wie Wachs. Ihrem Volk, also ihrem Souverän, mutet sie nicht gern etwas zu, anderen aber schon, und dann kann sie unerbittlich sein.

Sie hatte Phasen in diesem Prozess, da musste sie Kritik aus aller Welt einstecken, aus den USA, aus Europa, von der Opposition, von den Medien: Deutschland solle endlich führen, was in Wahrheit bei manchem hieß, Deutschland solle endlich viel zahlen. Aber Merkel blieb stur. Vor einem Barack Obama hat sie weniger Angst als vor deutschen Wahlbürgern.

Der Preis ihres Brüsseler Erfolgs ist eine Spaltung Europas. Wer beim Euro nicht mitmacht, gehört nicht mehr zu

Kerneuropa, ist nicht mehr dabei, muss den Saal verlassen, wenn die wirklich wichtigen Dinge verhandelt werden. Die 17 schreiten voran, die 10 trotten hinterher, sind Nachzügler, Randstaaten. Das haben sie jetzt schriftlich.

Im Schlussdokument des Treffens vom Mittwoch räumen sich die Länder der Euro-Zone das Recht ein, ihre Zusammenarbeit zu vertiefen, ohne auf die Nicht-Euro-Länder warten zu müssen. Auch der Rettungsschirm EFSF vertieft die Spaltung. Er ist eine Einrichtung der 17 Länder der Währungsunion für die 17 Länder der Währungsunion.

Vor seiner Zentrale in der Luxemburger Avenue John F. Kennedy 43 weht nicht die Europa-Flagge, das Symbol der Europäischen Union. Allein die Farben des Logos, blau und gelb, signalisieren einen europäischen Bezug der EFSF.

Nach dem Willen der Staats- und Regierungschefs werden der Rettungsschirm und sein Chef Klaus Regling künftig noch wichtiger. Er bekommt mehr Macht und Einfluss und auch mehr Geld. Er wird zum Nukleus des neuen Europa, das von der Finanzpolitik getrieben wird.

440 Milliarden Euro standen insgesamt zur Verfügung, 250 Milliarden sind nach Rettungsaktionen für Portugal, Irland und Griechenland noch übrig. Diese Summe soll nach den jüngsten Beschlüssen auf einen Betrag von rund einer Billion Euro hochgehebelt werden, um strauchelnden Ländern wie Italien und Spanien Liquiditätshilfen zu gewähren.

Die Hebelung ist in zwei Varianten erlaubt. Die erste funktioniert nach dem Vorbild einer Teilkaskoversicherung. Die EFSF garantiert Investoren, dass sie einen Teil der Verluste trägt, sollten griechische, spanische oder italienische Anleihen in Schieflage geraten. Übernimmt die EFSF im Schadensfall zum Beispiel die ersten 20 Prozent der Verluste, werden die Anleihen dieser Länder attraktiver. Mit einem Euro aus dem Rettungsschirm ließen sich vier weitere von privaten Anlegern mobilisieren, so das Kalkül.

In der zweiten Variante beteiligt sich der Rettungsschirm zusammen mit anderen privaten oder öffentlichen Anlegern an einer Zweckgesellschaft, die Anleihen angeschlagener Länder aufkauft. Dieses Angebot zielt vor allem auf die milliardenschweren Fonds von Staaten wie China oder Brasilien, die weltweit nach Anlagemöglichkeiten suchen. Der Anteil der EFSF würde dazu dienen, mögliche Verluste der Gesellschaft aufzufangen.

Sollte EFSF-Chef Regling mit einem solchen Angebot das Interesse von Investoren wecken, verfügt seine Behörde künftig über neunmal so viel Geld wie die EU-Kommission. Auch das ist ein Hinweis auf die neuen Machtverhältnisse.

Auch beim geplanten Schuldenschnitt für Griechenland werden die Konturen

STEFAN ROUSSEAU / DPA

Briten-Premier Cameron
„Ihr hasst den Euro“

ERIC HERCHAFT / REPORTERS / LAIF

Frankreichs Präsident Sarkozy
„Mund halten“

des neuen Europa sichtbar. Die EU-Kommission spielte in dieser Angelegenheit nur eine untergeordnete Rolle, Nicht-Euro-Länder wie Schweden, Großbritannien oder die osteuropäischen Staaten standen gänzlich abseits.

Den Ton gaben die Mitgliedstaaten der Währungsunion vor, in erster Linie Deutschland. Merkel und ihr Finanzminister Schäuble drängten mit Erfolg auf einen drastischeren Schuldenschnitt. Private Gläubiger Griechenlands, vor allem also Banken und Versicherungen, sollen auf die Hälfte ihrer Forderungen verzichten. Staatliche Gläubiger, vor allem also die Europäische Zentralbank, bleiben verschont. Als Folge soll die Staatsverschuldung Griechenlands von derzeit 160 Prozent der Jahreswirtschaftsleistung bis 2020 auf 120 Prozent sinken.

Das ist immer noch kein gesunder Wert. Italien liegt bei 120 Prozent und gilt als Krisenfall. Die Lösung hat jedoch den Charme, dass Italien nun nicht mit dem Hinweis auf Griechenland einen Schuldenschnitt fordern kann, um einen Teil seiner Schuld bequem loszuwerden. 120 Prozent sind nun gleichsam als erträglicher Wert definiert.

In Wahrheit ist das zu viel. Deshalb gibt es auch keinen Grund zum Jubeln. Es werden weiterhin schlechte Nachrichten aus den Krisenländern kommen, es wird weiterhin Krisengipfel geben. Der Euro ist für den Moment gesichert, aber nicht auf Dauer stabilisiert.

Dazu kommen nun die Probleme der zwei Europas in der EU. Was die 17 Euro-Regierungschefs unter sich ausgeheckt haben, macht aus der EU eine Zwei-Klassen-Gesellschaft. Neben dem Europäischen Rat aller 27 Mitglieder soll ein „Euro-Gipfel“ gegründet werden. Der 17er-Club soll sich „regelmäßig, mindestens zweimal im Jahr“ treffen. Zum „Präsidenten des Euro-Gipfels“ wird Herman Van Rompuy ernannt, der auch Präsident des Europäischen Rats ist. Zudem erhält die Euro-Arbeitsgruppe aus Spitzenbeamten aller Teilnehmerländer einen hauptamtlichen Vorsitzenden. Zusammen mit EFSF und der EZB ergibt das eine starke zweite Struktur neben der EU-Kommission.

Briten-Premier Cameron sagte beim EU-Gipfel am vorvergangenen Sonntag, die von den Euro-Chefs geplanten Beschlüsse hätten „ernsthafte Konsequenzen“ für die anderen Länder: „Die Krise der Euro-Zone geht alle EU-Staaten an.“

Cameron forderte, in die Schlussfolgerungen einen Paragrafen einzufügen, der den 27 das Recht gibt, Entscheidungen des Euro-Gipfels zu blockieren. Anfangs zeigten die anderen Nicht-Euro-Mitglieder dafür Sympathie, aber Frankreichs Präsident Sarkozy schaffte es, sie von ihrem Blockade-Plan abzubringen. Es seien doch nur die Briten und die Dänen, die sich grundsätzlich gegen den Euro entschieden hätten, argumentierte Sarkozy. Alle anderen hätten sich verpflichtet, der Währungsunion mittelfristig beizutreten. „Das ist nicht in eurem Interesse“, sagte der Franzose an die Adresse von Polen, Tschechen und der anderen Euro-Kandidaten. Auch Van Rompuy qualifizierte den britischen Vorstoß als „Misstrauensantrag“ ab.

Zwischendurch platzte dem französischen Präsidenten der Kragen, und er

Lotteriestart: 1. Dezember 2011
* Maximales Verlustrisiko = Loseinsatz
** 60 x 10.000 € und 120 x 5.000 € pro Monat, 10 Jahre lang

Spiel mit Vernunft. Wenn Spielen zum Problem wird, sind wir für Sie da: Informationen über Spielsucht finden Sie unter www.skl.de oder 0800-2468135 (kostenlos für alle Anrufe aus dem Inland). **SKL-Spieler müssen mindestens 18 Jahre alt sein.**

SKL. Spielen. Glück haben.
Mehr Informationen:
www.skl.de
oder mit Infocode „PJ“ unter
0800-433 4337 kostenlos für alle Anrufe aus dem Inland

ging seinen britischen Kollegen direkt an: „Du hast eine gute Gelegenheit verpasst, den Mund zu halten“, schnaubte Sarkozy. „Wir haben es satt, dass ihr uns ständig kritisiert und sagt, was wir tun sollen. Ihr sagt, ihr hasst den Euro, und jetzt mischt ihr euch in unsere Treffen ein.“

Merkel neigt zu solchen Ausbrüchen nicht, aber es ist verbürgt, dass ihr Cameron in den vergangenen Monaten genauso auf die Nerven ging wie dem französischen Präsidenten.

Die 440 Milliarden Euro des Rettungsschirms kommen ausschließlich aus den Haushalten der Euro-Mitgliedstaaten. Trotzdem verlangte Großbritanniens Premierminister, die Hebelwirkung der EFSF müsse auf „zwei Billionen“ verstärkt werden. Andererseits hängen die Staaten der Währungsunion auch vom Wohlwollen der anderen EU-Mitglieder ab. So war ein Treffen der EU-27 am vergangenen Mittwoch nötig, um den Plan für die Rekapitalisierung der Banken zu beschließen.

Um die Gemüter auf beiden Seiten zu beruhigen, wurde schließlich in die Schlussfolgerungen des „Euro-Gipfels“ eine Formulierung aufgenommen, mit der die Spaltung der EU vermieden werden soll. „Die Struktur für die Steuerung im Euro-Währungsgebiet wird unter Wahrung der Integrität der Europäischen Union insgesamt verstärkt“, heißt es in Paragraf 30. Das klinge ja gut, sagte Polens Premier Tusk, doch „was heißt das in der Praxis?“ Keiner konnte die Frage beantworten.

Die Praxis wird wohl so aussehen: Die Briten müssen sich überlegen, ob sie überhaupt noch in der EU sein wollen. Bei den Konservativen gibt es eine starke Bewegung für einen Austritt. Und die meisten anderen werden sich anstrengen, damit sie bald dabei sein und mitreden können.

Für Deutschland gilt, dass es jetzt das Europa hat, das es wollte. Offen ist, ob es damit glücklich wird.

Ein deutsches Europa ruft bei den Nachbarn alte und neue Ressentiments hervor. Wer in den vergangenen Monaten Urlaub in Griechenland oder Portugal gemacht hat, kann einiges darüber berichten. Bislang war es „Brüssel“, auf das viele Bürger schimpften, wenn in ihren Ländern etwas schieflief. Das neue Schimpfwort wird „Berlin“ sein.

Aus diesem Grund haben bislang alle Bundesregierungen versucht, ihre eigenen Interessen und Ambitionen europäisch oder transatlantisch zu verkleiden. Das war klug, denn die Partner wollen kein auftrumpfendes Deutschland sehen.

ERIC HERCHAFT / REPORTERS / LAIF

Kanzlerin Merkel, Polen-Premier Tusk: *„Was heißt das in der Praxis?“*

Sie fürchten sich davor. Merkel hat wenig Rücksicht darauf genommen. Sie schonte lieber die deutschen Kassen als die Gemüter der anderen.

Dafür muss sie nun mit einem Europa leben, das ökonomisch gar nicht gut zu Deutschland passt. In der Euro-Zone sind die Länder des Mittelmeerraums stark vertreten, anders als Deutschland haben sie einen Hang zu staatlicher Industriepolitik und Protektionismus. Wichtige Verbündete Berlins im Kampf um einen freien Handel und einen einheitlichen Binnenmarkt wie die Briten finden sich an der Peripherie wieder. Auch die Polen, Dänen und Schweden sind den Deutschen in vielen Fragen näher als die Griechen, Spanier oder Franzosen. Doch ihre Stimmen zählen fortan weniger. So wird sich Deutschland vor allem mit denen integrieren, deren ökonomische Kultur der hiesigen besonders fern ist.

„Wir brauchen eine neue Klammer, die die Euro-Zone und das Europa der 27 miteinander verbindet“, sagt Ulrike Guérot, die deutsche Chefin des einflussreichen Think-Tanks European Council on Foreign Relations. „Sonst verlieren wir die EU, weil wir den Euro gerettet haben.“

Ein anderes Problem ist, dass die Führungsmacht Deutschland politisch nicht stabil ist. Die Koalition kann sich nicht einmal über eine kleine Steuerreform verständigen, und die FDP muss noch einen Mitgliederentscheid über den permanenten Rettungsfonds ESM überstehen. Und schon wieder hat das Bundesverfassungsgericht Zweifel am Verfahren geäußert, wie das Parlament an der Krisenpolitik beteiligt wird. Der Hegemon wirkt im Inneren etwas blässlich.

Auf europäischer Ebene stürmt die Bundesregierung erst einmal weiter. Das nächste Ziel ist, die Verträge von Lissabon zu ändern. Darin werden die Strukturen der EU geregelt.

In einem Brief an die FDP-Abgeordneten hat Außenminister Guido Westerwelle einige Reformen genannt. Dazu zählen automatische Sanktionen für Defizitsünder, die die Kommission verhängen soll, ohne Vetorecht der Mitgliedstaaten. Außerdem soll es der Kommission und einzelnen Euro-Staaten erlaubt werden, vor dem Europäischen Gerichtshof gegen den Haushalt eines Landes zu klagen. Ein Stabilitätskommissar soll Mittel aus den Struktur- und Kohäsionsfonds zurückhalten dürfen, wenn ein Land seine Verpflichtungen verletzt.

Den dauerhaften Rettungsschirm ESM will das Auswärtige Amt zu einem Währungsfonds umbauen lassen, der auch eine Staatsinsolvenz vorbereiten kann. Hierfür sei eine Änderung der Verträge der klarste Weg, heißt es. Falls dies politisch nicht durchsetzbar sei, müsse über einen völkerrechtlichen Vertrag zwischen den Euro-Staaten nachgedacht werden.

Das Merkel-Europa läuft hinaus auf die Regel: Wer nicht spurt, wird bestraft. Der eigentliche Verlierer dabei ist Frankreich. Präsident Sarkozy hat noch mokant gelächelt, als er in einer Pressekonferenz gefragt wurde, ob er dem italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi vertraue. Dieses Lächeln kam von ganz oben. Aber da ist Sarkozy längst nicht mehr. Er hatte ganz andere Pläne für die Euro-Zone, wollte zum Beispiel keinen drastischen Schuldenschnitt. Aber er konnte das nicht durchsetzen, denn im Merkel-Europa gilt auch: Wer zahlt, bestimmt.

Das Ganze klingt wie ein Treppenwitz der Geschichte: Die Franzosen wollten den Euro, um die Deutschen zu bändigen. Nun dient der Euro den Deutschen dazu, die Franzosen zu bändigen.

Dirk Kurbjuweit, Ralf Neukirch, Christian Reiermann, Christoph Schult

Wir sind das GE in GEstartet.

Würde ein Passagier merken, dass sein Flugzeug von den stärksten Triebwerken der Welt angetrieben wird? Bestimmt nicht. Die Fluggesellschaft dagegen schon. Denn die außergewöhnliche Schubkraft der GE90-Triebwerke bedeutet auch geringeren Kraftstoffverbrauch (im Vergleich zum nächsten Wettbewerber [pro Sitzplatz]). Und der macht sich auf jeden Fall bemerkbar. Zumindest in den Zahlen. Ein weiterer Grund, warum wir seit 30 Jahren treuer Partner deutscher Airlines sind.

www.ge.com/de

Wir sind das GE in GErmany.

GE imagination at work

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Wir wollen nicht herrschen“

Finanzminister Wolfgang Schäuble, 69 (CDU), über die Euro-Rettung, seine Pläne für eine gemeinsame Wirtschaftsregierung und die ausländische Sorge vor einer deutschen Hegemonialmacht

Europa-Politiker Schäuble

WERNER SCHUERING / DER SPIEGEL

SPIEGEL: Herr Schäuble, weltweit feiern Politiker und Wirtschaftsexperten den jüngsten EU-Gipfel als Erfolg. Ist der Euro jetzt gerettet?

Schäuble: Der Gipfel der vergangenen Woche hat uns ein gutes Stück vorangebracht. Es wird aber nicht das letzte Treffen zu diesem Thema gewesen sein. Es war ein weiterer wichtiger Schritt. Das scheint im Übrigen auch die erste Einschätzung der Märkte zu sein.

SPIEGEL: Wer deren Reaktion zum Maßstab macht, könnte auf die Idee kommen, alle Probleme seien gelöst.

Schäuble: Ich wiederhole, was die Kanzlerin dazu mehrfach gesagt hat. Es wird in diesem Prozess nicht die eine Lösung geben. Wir bauen an einer neuen institutionellen Architektur für die Euro-Zone, die mehr Europa und mehr Stabilität bedeutet. Wir müssen noch einen langen Weg gehen, bis alle Probleme gelöst sind. Aber die Chance, dass wir Erfolg haben werden, ist seit vergangener Woche größer geworden.

SPIEGEL: Da sind wir uns nicht so sicher. Wenn die Beschlüsse umgesetzt werden, sinkt die Schuldenquote Griechenlands gerade mal auf 120 Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP), genauso hoch wie im finanzschwachen Italien. Glauben Sie wirklich, dass die griechische Wirtschaft so wieder auf die Beine kommt?

Schäuble: Ja. Schuldentragfähigkeit ist dann gegeben, wenn Sie Zugang zum Markt haben. Und das hat Italien. Die Troika sagt uns, dass dies auch für Griechenland der Fall sein wird, wenn es diesen Schuldenstand erreicht und seine Wettbewerbsfähigkeit verbessert hat.

SPIEGEL: Das müssen Sie uns erklären.

Schäuble: Wenn Griechenland am Ende des Jahrzehnts eine Schuldenstandsquote von 120 Prozent des BIP erreicht hat, dann ist dies das Ergebnis einer umfangreichen Rückführung der Verschuldung. Durch Konsolidierung. Durch Wachstum. Durch Reformen. Das schafft Vertrauen. 120 Prozent sind aber nur eine Momentaufnahme, auch Griechenland darf dabei nicht stehen bleiben.

SPIEGEL: Das ist europäische Gipfel-Dialektik, aber keine Antwort auf unsere Frage. Glauben Sie im Ernst, dass Griechenland mit diesem Paket wieder wettbewerbsfähig werden kann?

Schäuble: Ja, denn das neue Programm wird auch umfassende Strukturreformen zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit enthalten.

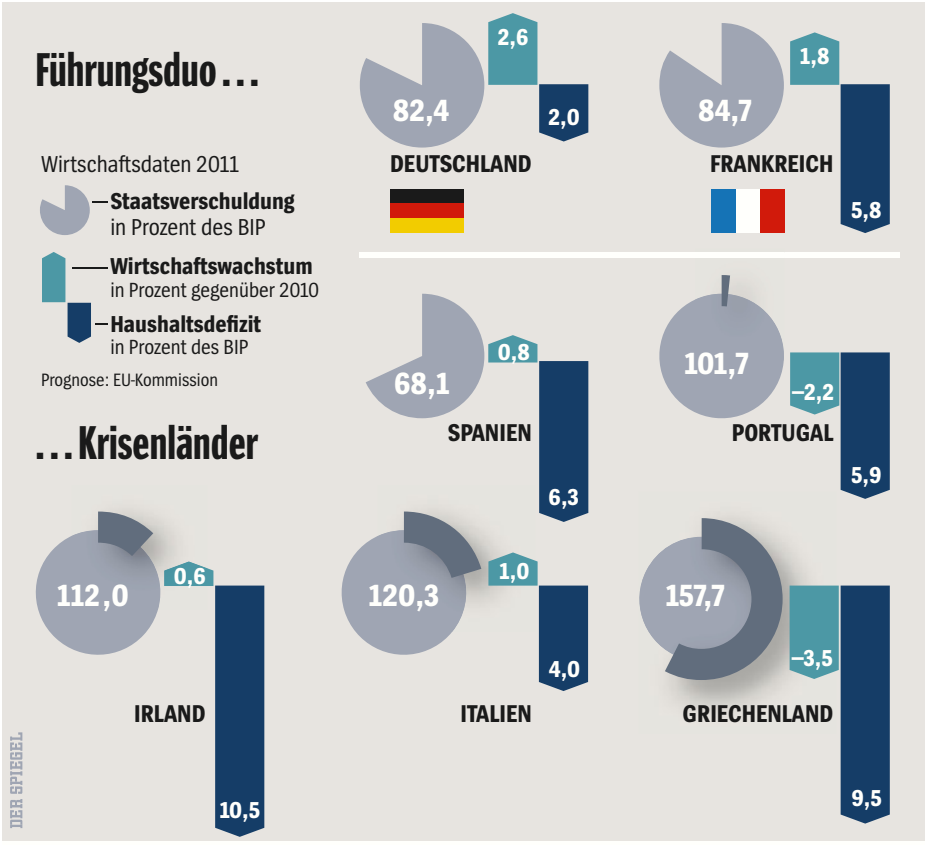
SPIEGEL: Aber die Gipfel-Beschlüsse sorgen weder dafür, dass Athen seine Haushaltsprobleme in den Griff bekommt, noch stimulieren sie den Arbeitsmarkt.

Schäuble: Warten Sie es ab! Sie vergessen die umfassenden Maßnahmen, die für und mit Griechenland ergriffen werden – angefangen bei der Unterstützung zur Umsetzung der Programme durch die

Das Gespräch führten die Redakteure Christian Reiermann und Michael Sauga.

Griechenland-Taskforce der Kommission und die Troika, die jetzt ja dauernd vor Ort sein wird, bis hin zu den EU-Mitteln, die für Griechenland bereitstehen. Klar ist aber auch: Die Probleme müssen in Griechenland bewältigt werden, nicht in Europa, aber mit der Hilfe Europas.

SPIEGEL: Möglicherweise erzeugen die Gipfel-Beschlüsse sogar neue Probleme. Länder wie Portugal oder Irland könnten versucht sein, ihre Probleme mit einem Schulden-Schnitt aus der Welt zu schaffen.



Schäuble: Die Staats- und Regierungschefs der Euro-Zone – auch die von Portugal und Irland – haben einstimmig noch einmal klargemacht: Griechenland ist ein einzigartiger, ein besonderer Fall, der einer speziellen Lösung bedurfte. Griechenland wird im Gegenzug für die weitere und längere Hilfe durch die Mitglieder der Euro-Zone harte Maßnahmen ergreifen und sich auch eine sehr viel engere Aufsicht gefallen lassen müssen – man könnte auch sagen, dass es vorübergehend einen Teil seiner Souveränität abgeben wird. Ich glaube nicht, dass sich irgendein Land diese harten Maßnahmen wird antun wollen, es sei denn in der höchsten Not.

SPIEGEL: Nach den Gipfel-Beschlüssen sollen die privaten Gläubiger des Landes auf 50 Prozent ihrer Forderungen verzichten, und zwar freiwillig. Glauben Sie wirklich, dass das funktioniert?

Schäuble: Die Details müssen noch finalisiert werden, richtig. Aber die Pflöcke sind gesetzt. Dabei werden aber die privaten Gläubiger immer in Betracht ziehen, dass die Alternative zu einer Einigung die Nichteinigung ist, mit allen Konsequenzen, auch für die privaten Gläubiger.

SPIEGEL: Der Erfolg des Pakets hängt nun vom Wohlwollen der Banken ab. Was tun Sie, wenn die sich verweigern?

Schäuble: Wir haben immer erklärt, dass wir einen freiwilligen Schuldenschnitt vorziehen. Dazu gibt es eine feste Zusage des Weltbankenverbands IIF. Wir haben aber auch erklärt, dass ein weniger konsensualer Weg nicht ausgeschlossen ist.

SPIEGEL: Vor einigen Wochen haben Sie den Bundesbürgern versprochen, dass Deutschland bei der Euro-Rettung mit höchstens 211 Milliarden Euro dabei ist. Jetzt haben Sie dem Rettungsschirm einen sogenannten Hebel hinzugefügt, der die Garantiesumme auf eine Billion Euro schraubt. Was stimmt denn nun?

Schäuble: Es stimmt, was ich gesagt habe. Erstens, Deutschlands Haftung ist auf 211, oder genauer 211,0459 Milliarden Euro begrenzt. Zweitens, wir verbessern die Wirksamkeit des EFSF-Rettungsschirms so, dass wir mit diesen Mitteln eine bessere Stabilisierungswirkung erreichen können.

SPIEGEL: Das klingt wie Zauberei.

Schäuble: Wenn wir Griechenland hundert Milliarden Euro zur Verfügung stellen wollen, garantieren die Euro-Staaten über die EFSF zum Beispiel 20 Milliarden Euro. Den Rest steuern private Gläubiger bei, die bei einem Ausfall der Griechenland-Schulden wiederum auf diese 20 Milliarden als eine Art Teilversicherung zurückgreifen können. So können wir mehr Hilfen ausreichen, ohne dass wir die EFSF-Haftung erhöhen.

SPIEGEL: Aber Sie unterschlagen, dass die Risiken für die Steuerzahler steigen. Die EFSF muss künftig immer als Erste zahlen, wenn etwas schief läuft.

Schäuble: Das Risiko steigt nicht notwendigerweise. Möglicherweise sinkt es sogar.

SPIEGEL: Klingt erst recht wie Zauberei …

Schäuble: … ist aber Ökonomie. Indem wir die Summe, die wir mit der EFSF abdecken können, mit Hilfe anderer Gläubiger auf bis zu eine Billion Euro erhöhen, steigern wir zugleich die Abwehrkraft der EFSF gegen mögliche Attacken von Spekulanten. Dadurch sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass der Haftungsfall überhaupt eintritt.

SPIEGEL: Ist der neue Billionenhebel denn groß genug, ein Land wie Italien zu retten, wenn es in Schieflage gerät?

Schäuble: Italien muss seine Hausaufgaben machen! Italien muss die Märkte davon überzeugen, dass es gewillt und entschlossen ist, die erforderlichen Reformen zügig anzugehen und umzusetzen. Die Frage des Rettungsschirms stellt sich für Italien nicht. Das weiß auch die italienische Regierung. Und Italien kann das auch bewältigen.

SPIEGEL: Das heißt im Umkehrschluss: Die Rettung des Euro hängt von der Vernunft der italienischen Regierung ab.

Schäuble: Die Rettung des Euro hängt davon ab, dass alle in Europa ihre Verantwortung wahrnehmen. Das heißt, wir helfen uns gegenseitig. Es heißt aber auch, die europäische Hilfe kann immer nur Hilfe zur Selbsthilfe sein. Wir können die Probleme Italiens nicht in Deutschland lösen, sie müssen in Italien gelöst werden. Aber ich glaube, Sie stimmen mir zu, dass die Krise in ganz Europa dazu beigetragen hat, das Bewusstsein für eine Stabilitätskultur zu stärken.

SPIEGEL: Was muss Rom tun?

Schäuble: Es muss das tun, was die italienische Regierung gegenüber ihren europäischen Partnern zugesagt hat: das Haushaltsdefizit schnell und deutlich zurückführen, den Schuldenstand drücken und die Wachstumskräfte in der italienischen Wirtschaft stärken. Italien benötigt strukturelle Reformen am Arbeitsmarkt und in den sozialen Sicherungssystemen. Die europäischen Regierungen haben die Kollegen aus Italien sehr darin bestärkt, diesen Weg zu gehen.

SPIEGEL: Glauben Sie, dass die Botschaft auch angekommen ist?

Schäuble: Italien hat seine Bereitschaft zu Reformen erklärt. Jetzt müssen sie umgesetzt werden. Das ist entscheidend. Ankündigungen allein helfen nicht.

SPIEGEL: Was passiert, wenn Italien seine Versprechen nicht einhält?
Schäuble: Dann werden die Märkte entsprechend reagieren. Italien hat einen hohen Finanzierungsbedarf. Das Land muss deshalb ein großes Interesse daran haben, dass seine Zinslast tragbar bleibt. Dazu muss es die Reformen umsetzen. Europa funktioniert durch Taten, nicht dadurch, dass sich alle gegenseitig versichern, dass sie gute Menschen sind.
SPIEGEL: Möglicherweise rechnet die Regierung in Rom eher damit, dass im Zweifelsfall die EZB ihre Anleihen kauft.
Schäuble: In den Verträgen ist die unabhängige Rolle der EZB eindeutig festgelegt. Und die Regierungschefs haben genau deshalb in ihrem Gipfel-Kommuniqué bekräftigt, dass sie die Verträge kennen.
SPIEGEL: In Italien werden solche Hinweise von Ihnen und der Kanzlerin gern als teutonisches Diktat empfunden. Fürchten Sie nicht, dass Deutschland mit dieser Position in Europa zum Buhmann wird?
Schäuble: Nein. Wenn ich richtig informiert bin, kommen die gleichen Hinweise vom scheidenden französischen Präsidenten der Europäischen Zentralbank, Jean-Claude Trichet, dem portugiesischen EU-Kommissionspräsidenten José Manuel Barroso und dem belgischen EU-Ratspräsidenten Herman Van Rompuy.
SPIEGEL: Sie können doch nicht bestreiten, dass die Beschlüsse der vergangenen Woche deutlich deutsche Züge tragen.
Schäuble: Es ist zwar schön, wenn auch der SPIEGEL mal anerkennt, dass die Bundesregierung gute Arbeit leistet …
SPIEGEL: … bitte sehr …
SPIEGEL: … aber wir kommen in Europa nicht weiter, wenn wir diese Debatte nach nationalen Gesichtspunkten führen. Es ist unstrittig, dass die Hauptursache der Krise die hohe Staatsverschuldung ist. Deshalb kann die Antwort auf die Krise nicht darin bestehen, die Verschuldung weiter zu erhöhen. Die Antwort auf die Krise kann nur in verstärkter Stabilitätspolitik bestehen.
SPIEGEL: Deutscher kann man es kaum ausdrücken. Ist die Bundesrepublik auf dem Weg zu einer europäischen Hegemonialmacht?
Schäuble: Unfug! Dass die europäische Einigung gelingt, liegt im existentiellen Interesse der Deutschen. Was gut ist für Europa, ist gut für Deutschland. Europa kann nicht nach dem Hegemonialprinzip gebaut werden. Wir wollen doch Europa nicht beherrschen, das ist doch Nonsens. Von uns als größtem Mitgliedstaat wird aber regelmäßig erwartet, dass wir im engen Schulterschluss mit Frankreich eine Führungsfunktion übernehmen. Denn nur wenn Deutschland und Frankreich an einem Strang ziehen, können oft schwierige Fragen gelöst werden.
SPIEGEL: Eine davon ist die Ausgestaltung der künftigen Wirtschaftsregierung, die in der Euro-Gruppe gebildet werden soll. Was schwebt Ihnen vor?
Schäuble: Bislang gibt es in der Euro-Zone nur eine gemeinsame Geld- und keine gemeinsame Finanzpolitik. Das ist das Problem, und das müssen wir Schritt für Schritt ändern. Wir müssen auf europäischer Ebene zu mehr Verbindlichkeit und Durchsetzbarkeit kommen. Dazu werden wir die europäischen Verträge ein Stück weit anpassen müssen.
SPIEGEL: Braucht die Euro-Zone denn einen Finanzminister, wie es der scheidende EZB-Präsident Trichet vorgeschlagen hat?
Schäuble: Nein. Ich folge da eher den Vorstellungen von Kommissionspräsident Barroso. Der Währungskommissar sollte künftig eine Stellung bekommen, die derjenigen des Wettbewerbskommissars entspricht. Danach würde der Währungskommissar künftig überwachen, ob die finanzpolitischen Vorgaben für die Euro-Zonen-Mitglieder auch eingehalten werden. Gibt es Verstöße, sollte er selbstverantwortlich Sanktionen verhängen dürfen, und zwar ohne dass ihm eine Mehrheit in der Kommission dabei widersprechen darf. Zugleich sollte der Europäische Gerichtshof die Möglichkeit erhalten, gegen Haushaltssünder vorzugehen.
SPIEGEL: Manche Euro-Mitglieder sehen die deutsch-französische Achse doch eher skeptisch. Können Sie das bestätigen?
Schäuble: Überhaupt nicht. Europa wartet oft geradezu auf gemeinsame Signale aus Berlin und Paris. Manchmal scheint das selbst mir übertrieben.
SPIEGEL: Wie meinen Sie das?
Schäuble: Bei manchen Ministerratssitzungen frage ich mich, weshalb soll ich immer als Erster reden. Es können ja auch mal die anderen anfangen, zumal mein Akzent im Englischen nicht der allerbeste ist.
SPIEGEL: Im Französischen fühlen Sie sich besser zu Hause, heißt es.
Schäuble: Das liegt vielleicht an der Nähe meiner badischen Heimat zu Frankreich. Aber Spaß beiseite, Deutschland hat als größte Volkswirtschaft des Kontinents eine besondere Verantwortung, dass wir in Europa zu gemeinsamen Ergebnissen kommen.
SPIEGEL: Herr Schäuble, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

HANS-CHRISTIAN PLAMBECK

Sozialdemokraten Nahles, Steinbrück, Gabriel
Mit Schröder nichts mehr zu tun

SPD

Leise Guerilleros

Pragmatiker wie Peer Steinbrück dominieren das öffentliche Bild der Partei. Ihr Programm aber ist tiefrot wie lange nicht – der linke Flügel hat sich durchgesetzt.

Es begann, wie es eigentlich immer beginnt. Juso-Chef Sascha Vogt sprach von einem „Ego-Trip“, der schleswig-holsteinische Landesvorsitzende Ralf Stegner mahnte, in der SPD würden Kandidaten „nicht ausgerufen“. Sie waren empört, man hatte das erwartet.

Den Grund für die Empörung hatten Helmut Schmidt und Peer Steinbrück geliefert. Schmidt hatte Steinbrück zum Kanzlerkandidaten seiner Wahl erklärt, die Nachricht aus der SPIEGEL-Titelgeschichte lief über die Nachrichtenagenturen, am Abend setzten sich die beiden Weltökonomen zu Günther Jauch.

Nach üblicher sozialdemokratischer Logik hätte auf Stegner und Vogt nun eine breite Phalanx weiterer Parteilinker folgen und ihre Empörung noch drastischer ausdrücken müssen. Es kam aber nichts. Es blieb ruhig, man fühlte sich an einen Patienten erinnert, dem der Arzt mit dem Hammer vor das Knie klopft, bei dem sich aber kaum noch etwas regt. So ruhig blieb es, dass man sich fragte, ob die Parteilinke überhaupt noch existiert.

Die SPD wirkt derzeit auf den ersten Blick pragmatischer, als sie es zu Gerhard Schröders besten Zeiten war. Parteichef Sigmar Gabriel gilt als Mann der Mitte, Fraktionschef Frank-Walter Steinmeier ist ebenso wie der Selbstvermarkter Peer Steinbrück ein Pragmatiker mit konservativem Einschlag, dem rechten Parteiflügel näher als dem linken.

Die einstige linke Frontfrau Andrea Nahles ist zwar Generalsekretärin, was allerdings mangels gelungener Auftritte niemand merkt, und Klaus Wowereit wird sich diesmal mit den Stimmen der CDU zum Regierenden Bürgermeister von Berlin wählen lassen. Dabei hatte die Parteilinke ihn so lange als einen der ihren gehätschelt.

Der linke Flügel scheint abgemeldet zu sein, doch in Wahrheit steht die SPD so weit links wie seit vielen Jahren nicht mehr. Die Parteilinke hat lediglich ihre Strategie geändert. Statt als breite Front aufzutreten, hat sie sich auf eine Art Guerilla-Taktik verlegt. „Leiser auftreten, mehr erreichen“, so fasst es einer von ihnen zusammen.

Sollte Peer Steinbrück tatsächlich Kandidat oder gar Kanzler werden, hätte er nach jetziger Lage der Dinge ein Programm abzuarbeiten, das mit der Politik nach Art des Kanzlers Schröder so gut wie nichts mehr zu tun hätte. Er müsste Steuern erhöhen, länger Arbeitslosengeld zahlen als bisher und sich mit den privaten Krankenversicherungen anlegen.

Es ist eine seltsame Diskrepanz. Der Blick auf das Spitzenpersonal verdeckt, wie weit die SPD in den vergangenen beiden Jahren nach links gerückt ist, nicht mit dem einen großen Ruck, sondern langsam und stetig. Nicht unter Getöse, sondern heimlich, still, leise.

An Ottmar Schreiner, 65, kann man immer recht gut ablesen, wie es der Parteilinken gerade so geht. Schreiner hat eine harte Zeit hinter sich, gesundheitlich, aber wenn er über die Positionen seiner SPD redet, klingt er bei weitem nicht mehr so brummig wie sonst.

Jahrelang stand er im Abseits, als ewigen Nörgler hatte ihn die Parteispitze abgestempelt, als linken Utopisten und Betonsozi von vorgestern. Doch mittlerweile steht der Chef der Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen gar nicht mehr linksaußen – sondern deutlich weiter in der Mitte, als er selbst sich das wohl hätte vorstellen können.

Schreiner zählt auf: „Wir haben in der Arbeitsmarktpolitik die gröbsten Härten bereinigt – das ist gut. Wir wollen die Vermögensteuer einführen – auch gut. Wir wollen die Erbschaftsteuer reformieren – auch gut, der Spitzensteuersatz soll auf 49 Prozent rauf, auch gut.“ Pause. „Und wir wollen endlich die Finanztransaktionsteuer einführen. Das alles ist jahrelang abgelehnt worden, jetzt ist es in der SPD plötzlich salonfähig.“

Dies ist das Ergebnis eines zwei Jahre langen Prozesses, er begann nach dem Absturz auf 23 Prozent bei der Bundestagswahl 2009. Im ersten Jahr danach beschäftigte die SPD sich ausgiebig mit ihrer Vergangenheit.

Erst waren die Hartz-Gesetze dran, jenes Kernstück von Schröders Agenda 2010, das Millionen auf die Straße getrieben und der Partei eine Abspaltung nach links eingebracht hatte. Was die alte Parteispitze jahrelang beinhart gegen die eigenen Leute verteidigt hatte, war für die neue Führung nicht mehr unantastbar. Es begannen die Aufräumarbeiten.

Sämtliche Spitzengenossen nennen es seither einen Fehler, den Arbeitsmarkt derart flexibilisiert zu haben, dass Zeit- und Leiharbeit zunehmend die Festanstellung ersetzten. Außerdem wollen sie nun das höhere Arbeitslosengeld I länger auszahlen lassen, wenn die Empfänger vorher lange gearbeitet haben.

Als Nächstes nahmen sie sich die Rente mit 67 vor, die Franz Müntefering 2007 gegen heftigen Widerstand durchgedrückt hatte. Fortan soll sie nur noch greifen, wenn ausreichend viele Arbeitnehmer über 60 überhaupt einen Job haben.

Auf die Vergangenheitsbewältigung folgte in diesem Jahr das lange angekündigte Steuer- und Abgabenkonzept. Nach

zähen Diskussionen stand fest, dass die SPD nicht nur Einkommen, Erbschaften und Vermögen stärker belasten will. Zusätzlich soll die Abgeltungsteuer von 25 auf 30 Prozent steigen – ein Schritt, gegen den sich Steinbrück während seiner Regierungszeit immer gesperrt hatte.

Noch bedeutsamer war, was das Konzept nicht enthielt. Vor allem Steinbrück hatte darauf gedrungen, die Sozialbeiträge für Menschen mit geringem Einkommen zu senken – er wollte sich die Chance erhalten, im Wahlkampf zumindest mit ein klein bisschen Entlastung zu locken. Die Linken hielten dagegen. Und setzten sich durch.

MARKUS SCHOLZ / PICTURE ALLIANCE / DPA

WAECHTER / CARO

Parteilinke Stegner, Böhning: *„Können uns nicht beklagen“*

Derart obenauf, wollen sie jetzt noch mehr. „Es wäre sinnvoll, Einkünfte aus Kapital wieder mit dem gleichen Steuersatz zu belegen wie das Einkommen aus Arbeit“, sagt Ernst Dieter Rossmann, Sprecher der Parlamentarischen Linken in der Bundestagsfraktion. Wer den Spitzensteuersatz zahlt, müsste dann auch seine Kapitaleinkünfte mit 49 Prozent versteuern statt mit 30 – oder, wie derzeit, 25 Prozent.

Auch Ottmar Schreiner hat noch Wünsche. Er kämpft dafür, das Rentenniveau des Jahres 2011 festzuschreiben, „um zu verhindern, dass es weitere Absenkungen gibt“. Und schließlich fordern unter anderem die Jusos, in der geplanten Bürgerversicherung die Beitragsbemessungsgrenze zu erhöhen – was ausgerechnet Andrea Nahles ablehnt.

Kämen diese Forderungen beim Parteitag Anfang Dezember durch, würde das kaum noch überraschen. Doch auch jetzt genießen die Linken bereits ihre inhaltliche Hegemonie. „Es hat seit Jahren kein derart fortschrittliches Programm gegeben wie unser Steuer- und Abgabenkonzept“, sagt Björn Böhning, Sprecher der Parteilinken. „Was den inhaltlichen Kurs angeht, können wir uns momentan überhaupt nicht beklagen“, pflichtet ihm Präsidiumsmitglied Ralf Stegner bei.

Das ist umso erstaunlicher, als der Linken die prominenten Köpfe fehlen. Böhning, enger Vertrauter von Klaus Wowereit, ist außerhalb des Fachpublikums ebenso wenig ein Begriff wie Rossmann. In den Bundesländern sieht es nicht besser aus, es gibt den einen oder anderen Landeschef, hier einen Fraktionsvorsitzenden, dort einen Parlamentarischen Geschäftsführer. Aber es gibt keine Figur mit Breitenwirkung.

Darauf angesprochen, wird allerdings keiner der führenden Parteilinken nervös. Statt wie früher mit profilierten Köpfen öffentlich für ihre Positionen zu trommeln und gegen das Partei-Establishment zu wettern, wirken sie lieber im Verborgenen und setzen ab und an einen öffentlichen Nadelstich. Bestens vernetzt sind sie ohnehin. Wenn beim Parteitag der Vorstand verkleinert wird, dürften sie eher nicht die Verlierer sein. Zumindest geben sie sich ziemlich selbstbewusst.

Peer Steinbrück hat sich nie sonderlich für das Innenleben seiner Partei interessiert, doch die Verschiebungen der vergangenen beiden Jahre sind auch ihm nicht entgangen. Über das Steuerkonzept sagte er, es enthalte „richtige Ansätze“. Überzeugung oder gar Begeisterung klingen anders.

Steinbrück sagt gern, dass er die Einteilung in links und rechts für überholt halte, doch er wird sich fragen müssen, ob er das links geprägte Programm im Wahlkampf vertreten kann.

Er muss sich fragen, ob man ihm dieses Programm abnimmt, ob er mit der Leidenschaft dafür kämpfen kann, die man für einen Sieg braucht. Sollte er das schaffen und Kanzler werden, stünde er vor der nächsten Entscheidung: Wahlprogramm umsetzen oder ignorieren?

Ignorieren hieße, der Partei den Krieg zu erklären. Helmut Schmidt und Gerhard Schröder haben sich zumindest gehörig mit ihr angelegt. Bei beiden trug es dazu bei, dass sie ihr Amt verloren.

Momentan aber herrscht Frieden. Am Montagabend der vergangenen Woche waren Sigmar Gabriel und Andrea Nahles zu Gast beim Parteibezirk Hessen-Süd, in der Friedberger Stadthalle zogen sie eine Art Bilanz der vergangenen beiden Jahre. „Hessen-Süd“ ist in der SPD legendär, der Bezirk hat Politikerinnen wie Heidemarie Wieczorek-Zeul hervorgebracht, außerdem Andrea Ypsilanti. Hessen-Süd gilt noch immer als Synonym für: knallhart links.

Knapp drei Stunden dauerte die Veranstaltung, es gab kaum Kontroversen, am Ende grinste einer der Südhessen: „Sind wir nicht brav geworden?“

Nichts zu meckern in Hessen-Süd, auch das ist neu. CHRISTOPH HICKMANN

FLUGLÄRM

Grollen und Heulen

Seit Eröffnung der neuen Landebahn donnern Jets in weniger als 300 Meter Höhe über Wohngebiete der Frankfurter Peripherie – Anwohner fürchten um ihre Gesundheit.

Als die Kanzlerin einschwebte, konnte sie die Menschen unten am Boden nicht sehen. Auch nicht das Zeltdach mit dem Schriftzug „Fluglärm macht krank“, das Bürger in der Stadt Flörsheim am Main aufgebaut hatten. Der Nebel war noch zu dicht, als sich Angela Merkels Regierungsjet am Freitag vor einer Woche im Anflug zur Eröffnung der neuen Nordwest-Landebahn am Frankfurter Flughafen befand.

Nachdem die Regierungschefin ihre Grußworte losgeworden und kurz darauf wieder gen Berlin gestartet war, riss der Himmel auf und gab von unten den Blick frei auf das, was der Flörsheimer Hans Jakob Gall „das Inferno“ nennt: In weniger als 300 Meter Höhe donnern seitdem Passagierjets über die Köpfe der Bewohner, oftmals im Abstand von nicht einmal zwei Minuten.

Zuerst hört man ein dumpfes Grollen, das zu einem bedrohlichen Heulen anschwillt. Dann verdunkelt sich kurz der Himmel, und die Fahrwerksräder sind en détail zu sehen. Die Luft scheint zu vibrieren, während der Turbinenlärm und die Windgeräusche der Landeklappen sich zu einem ohrenbetäubenden Getöse vermischen. „Wir haben gewusst, dass es schlimm wird“, sagt Gall. „Aber dass es so schlimm wird, hat fast alle überrascht.“

Am fünften Tag des Infernos, am vergangenen Dienstag, sitzt Gall, 76, in seinem Flörsheimer Einfamilienhäuschen am Computer und studiert die Vortagswerte einer Lärm-Messstation in der Stadt. „Sehen Sie, um fünf Uhr morgens geht’s los“, sagt er und deutet auf die Spitzen der roten Zickzacklinie auf seinem Bildschirm; sie enden häufig oberhalb der 80-Dezibel-Markierung, einmal sogar bei über 90 Dezibel. Das ist etwa so laut, als würde man ohne Gehörschutz neben einer jaulenden Motorsäge stehen.

Mit der neuen Landebahn, der vierten in Frankfurt, will der größte deutsche Flughafen seine Kapazität um rund 200 000 auf 700 000 Flugbewegungen pro Jahr erhöhen. Doch das hat seinen Preis: In den Nachbarstädten Mainz und Wiesbaden, die jetzt vermehrt überflogen werden, demonstrierten bereits am Tag nach der Bahneröffnung rund 15 000 Menschen gegen den Lärm aus der Luft.

Noch schlimmer hat es die südlichen Stadtteile Frankfurts erwischt, die nun direkt in der Einflugschneise liegen, und Kleinstädte im Südwesten wie Flörsheim. „An Schlafen ist ab fünf Uhr nicht mehr zu denken“, sagt Karin Großefeld, die zwei Blocks von Gall entfernt wohnt. Ihr Mann Rainer hält sich die Ohren zu, als der nächste Flieger naht. „Ich kann nicht mehr, ich muss raus, ich muss hier weg“, sagt er und verlässt fluchtartig das Haus. „Er hat einen Hörsturz erlitten und seitdem einen Tinnitus“, erklärt seine Frau. Die Großefelds haben ihr Reihenhaus in den siebziger Jahren gebaut. Jetzt will die Familie aufgeben, verkaufen, wegziehen. Aber wer gibt für dieses Haus noch Geld aus?

Der Flughafenbetreiber Fraport hat angekündigt, Immobilienbesitzern in einem schmalen Streifen unterhalb der theoretischen Anfluglinie Kaufangebote zu machen. Das Haus der Großefelds liegt knapp außerhalb dieses Gebiets – was viele Piloten aber nicht daran hindert, von der Ideallinie abzuweichen und über das Eigenheim zu fliegen. „Wir fühlen uns enteignet“, sagt Karin Großefeld.

Viele Flörsheimer sind verbittert. Sie beklagen, dass ihr Garten nicht mehr nutzbar sei, ihre Kinder nicht mehr genug Schlaf bekämen, der Unterricht im örtlichen Gymnasium durch den Krach beeinträchtigt werde. Als er 1997 in seine Eigentumswohnung gezogen sei, so der Beamte Holger Scheuering, habe die hessische Landesregierung noch versprochen, dass es nach den Auseinandersetzungen um die Startbahn West keinen weiteren Ausbau des Flughafens geben werde. Mitte 2000 verkündete dann der damalige Ministerpräsident Roland Koch, dass nun doch eine Landebahn gebaut werde, die direkt auf Flörsheim und den Frankfurter Süden zeigt. „Seitdem kann ich mir abschminken, meine Wohnung zu einem akzeptablen Preis wieder loszuwerden“, sagt der 55-Jährige.

Scheuering schaut nun an den Abenden alle paar Minuten aus dem Fenster seiner Dachwohnung und sieht dröhnende Flugzeuge mit eingeschalteten Scheinwerfern direkt auf sich zukommen. Vor einigen Jahren hatte die Fraport 670 Millionen Euro dafür ausgegeben, ein komplettes Chemiewerk zu verlagern, das am Rande der Einflugschneise für die neue Bahn gestanden hätte. Das Risiko eines Flugzeugabsturzes auf das Werk sei zu hoch, meinten die Behörden.

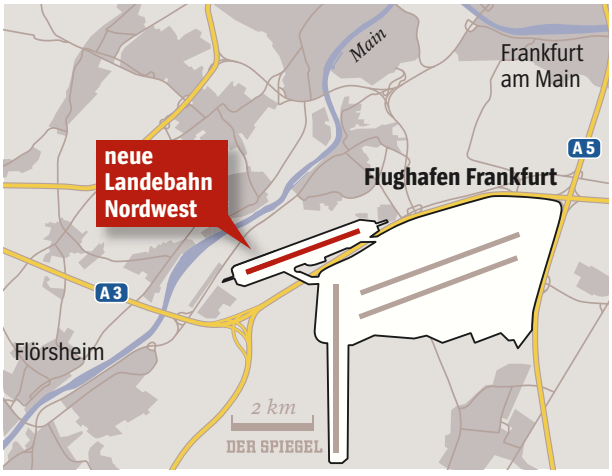
Bei Menschen, sagt der Flörsheimer Rentner Gall, hielten Behörden und Politiker solche Vorkehrungen offenbar für überflüssig. Nicht einmal ein kurzes Nachtflugverbot von 23 bis 5 Uhr, das der hessische Verwaltungsgerichtshof angeordnet hat, wollen die Regierenden den Anwohnern gönnen. Die CDU/FDP-Landesregierung klagt beim Bundesverwaltungsgericht gegen die Nachtruhe.

Gall hat sich vorgenommen, die Politiker nach Flörsheim einzuladen und zu fragen, ob sie dort leben könnten. Er ist sich sicher, dass keiner mit Ja antworten wird.

MATTHIAS BARTSCH

MARTIN OESER / DAPD

Flugzeug über Frankfurter Vorort: *„Wir fühlen uns enteignet“*



MICHAELA REHLE / REUTERS

Parteichefs Merkel, Seehofer
Zerstritten wie selten zuvor

CSU

Die Rache des Statisten

Seit dem Steuerdebakel haben Horst Seehofer und Angela Merkel einander nichts mehr zu sagen. CSU-Politiker spielen mit dem Gedanken des Koalitionsbruchs.

Es ist Freitag der vorvergangenen Woche, auf dem Parkplatz am Kanzleramt herrscht spätnachts noch Hochbetrieb. Gerade ist mal wieder ein Koalitionsgipfel zum Steuerstreit gescheitert, die Spitzenpolitiker von Union und FDP eilen zu ihren Autos. Viele sind frustriert, auch CSU-Chef Horst Seehofer marschiert verärgert über den Platz, bis ihn die Kanzlerin zur Seite zieht. Sie hat ihm noch etwas mitzuteilen. Er müsse Verständnis haben, sagt Angela Merkel, sie habe so viel um die Ohren zurzeit. Er wisse schon, der Euro, die Verhandlungen mit den Franzosen.

Seehofers Laune wird nicht besser. Er steigt in seine Dienstlimousine und rast davon. Wenig später macht der Parteichef seinem Unmut Luft: „CDU und FDP machen es einem sehr schwer, gemeinsam zu Erfolgen zu kommen“, grollt er. Merkels Vorgehen in den vergangenen Tagen sei „völlig inakzeptabel“.

Eine neue Eiszeit ist angebrochen zwischen den Unions-Spitzen in Berlin und München. Vor einigen Tagen hatte Seehofer einem Steuerplan widersprochen, den Finanzminister Wolfgang Schäuble und Wirtschaftsminister Philipp Rösler bereits öffentlich verkündet hatten. Seither wirft Seehofer der Kanzlerin vor, sie habe ihn hintergehen wollen. Merkels Leute wiederum klagen über Seehofer, er suche nur den Krawall. Es ist wie in einer zerrütteten Beziehung: Die Partner reden nicht mehr mit-, sondern nur noch übereinander.

Unbelastet war das Verhältnis der beiden Parteichefs nie, zu verschieden sind der Bauchpolitiker aus Bayern und die nüchtern abwägende Kanzlerin. Doch so zerstritten wie jetzt waren sie selten zuvor. Merkels Leute sehen in Seehofer einen Mann, dessen einzige Konstante die Lust am Chaos ist. Seehofer wiederum treibt die ewige Angst um, von der großen Schwesterpartei in die Ecke gedrückt zu werden. So belauern sich die beiden, statt gemeinsam zu regieren.

Für den kommenden Sonntag ist der nächste Steuergipfel angesetzt, doch es spricht wenig dafür, dass die Koalitionäre dann erfolgreicher sein werden als bei ihrem letzten Treffen. Es gibt keine Einladung, keine Tagesordnung und keine Idee, wie die Regierung zu Ergebnissen kommen will. Nur der Streit geht weiter, in München und in Berlin. Die Koalition kann sich nicht darüber einigen, wie sie die Abgaben für Kleinverdiener und Mittelständler senken will.

Inzwischen ist nicht mal ausgeschlossen, dass der gescheiterte Steuergipfel einmal den Anfang vom Ende der schwarz-gelben Regierung markieren wird. Seehofer ist von Merkel tief enttäuscht. Aus seiner Sicht hat er sich in den vergangenen Monaten stets loyal verhalten, der beschleunigte Ausstieg aus der Atomkraft gilt ihm als Musterbeispiel guter Zusammenarbeit. Damals, vor nur wenigen Monaten, überboten sich die beiden in dem Bemühen, die Atomvergangenheit ihrer Parteien vergessen zu machen.

Heute aber entwickeln sich die Interessen von Kanzlerin und CSU-Chef auseinander. Merkel hat die Euro-Rettung als wahlentscheidendes Thema für 2013 ausgemacht, auf dem Brüsseler Parkett ringt sie publikumswirksam um deutsche Interessen. Für Seehofer bleibt dabei nur die Statistenrolle, er ist beim Euro-Thema abgemeldet wie ein Oppositionspolitiker. Daher ist es für ihn umso wichtiger, bei den Steuerplänen als tragende Gestalt wahrgenommen zu werden, ein Umstand, den Merkel unterschätzt hat.

Vor allem aber bekommt Seehofer den Ärger der eigenen Leute zu spüren. Nicht wenige Parteifreunde schicken ihm in diesen Tagen Kurznachrichten, in denen sie ihn auffordern, aus dem Regierungsdesaster in Berlin einfach auszusteigen.

In der Landtagsfraktion spekulieren Abgeordnete hinter vorgehaltener Hand bereits auf einen Koalitionsbruch in Berlin, um die Wahlchancen bei den Landtagswahlen 2013 in Bayern zu erhöhen. Dort muss die CSU erstmals seit Jahrzehnten um die Macht fürchten, nachdem

die SPD mit dem populären Münchner Oberbürgermeister Christian Ude einen Herausforderer aufgestellt hat, der ihm gefährlich werden könnte.

Seehofer nimmt das Wort „Koalitionsbruch“ nicht in den Mund, doch er tut auch nichts, um das Gerede zu stoppen. Die Abgeordneten in der CSU-Landesgruppe unterstellen ihm längst, mit dem Steuerstreit auf ein Ende der Regierung in Berlin hinzuarbeiten. Führende Christsoziale sahen sich beim Treffen der CSU-Parlamentarier am vergangenen Montag sogar genötigt, offen gegen München Position zu beziehen. „Die Konservativen würden uns diese Flucht aus der Verantwortung nie verzeihen“, warnt der Innenpolitiker Hans-Peter Uhl.

Noch setzt Seehofer darauf, dass die Regierung in Berlin endlich einmal tut, wofür sie gewählt wurde – regieren. Beim Steuerthema will er Ergebnisse liefern und eine Blockade im Bundesrat umgehen. Seehofer stellt die Koalition in Berlin nicht in Frage, noch nicht. „Aber die Arbeitsweise muss sich ändern, wenn wir sie zum Erfolg führen wollen“, sagt er. „Es gibt in Teilen der CSU Sorge über das Erscheinungsbild der Bundesregierung“.

Geht es nach Seehofer, sollen sich die Unionsparteien künftig erst einmal untereinander abstimmen, erst dann soll der Konsens mit den Liberalen gesucht werden. „Meine Vorstellung einer Koalitionsregierung ist, dass die Ansicht jedes Partners Gewicht hat und auch beachtet wird“, sagt er.

Zudem fühlt sich Seehofer zu wenig von seiner Kampftruppe in Berlin unterstützt. Der CSU-Vorsitzende ist vor allem sauer auf Landesgruppenchefin Gerda Hasselfeldt. Statt ihm beim Steuerstreit zur Seite zu springen, heißt es im Seehofer-Lager, habe sie die Position Merkels befördert. „Die politische Verantwortung für die Menschen steht für mich immer über den taktischen Finessen in der Tagespolitik“, sagt sie. Das sind Sätze, die in der Münchner Parteizentrale als besonders hinterhältige Form von Hochverrat gewertet werden.

Merkel ringt in Brüssel um deutsche Interessen, für Seehofer bleibt nur eine Statistenrolle.

Nun hofft Seehofer auf den nächsten Steuergipfel am Sonntag. Sein Vorschlag lautet, mittlere Einkommen beim Solidaritätszuschlag zu entlasten. Denn für eine solche Reform benötigt die Koalition nicht die Zustimmung der Länder, Union und Liberale könnten sie im Alleingang durchsetzen. Damit ließen sich „ansehnliche Entlastungen für mittlere Einkommen erreichen“, sagt Seehofer.

Das Problem ist nur, dass es auch für diese Idee in der Union mehr Streit als Einigkeit gibt. „Der Soli ist auch zwanzig Jahre nach der deutschen Einheit noch das Symbol für Solidarität in ganz Deutschland“, sagt Sachsen-Anhalts Regierungschef Reiner Haseloff (CDU). „Auch im Westen gibt es Nachholbedarf, zum Beispiel bei den Straßen, die wir damit finanzieren.“ Ähnlich sieht es Sachsens Regierungschef Stanislaw Tillich (CDU). „Die ostdeutschen Bundesländer sind sich einig, dass der Wegfall des Soli unangemessen und ein Zeichen von Entsolidarisierung wäre.“ Saarlands Regierungschefin Annegret Kramp-Karrenbauer (CDU) vermutet, dass sich der Bund seine Einnahmeausfälle andernorts hereinholen werde. „Für mich ist auch bei der Lösung über den Solidaritätszuschlag die entscheidende Frage: Welche Auswirkungen hat das auf die Länderhaushalte?“

Scheitert die Koalition am Sonntag erneut, fürchten so manche Christsoziale eine Trotzreaktion ihres Vorsitzenden. „Das Thema Koalitionsbruch schwingt überall mit“, sagt ein Münchner Parlamentarier. Und eine Landtagsabgeordnete ergänzt: „Keiner kann vorhersagen, wann es Seehofer reicht.“

Peter Müller

JUGEND

Fremde Heimat

Vor 50 Jahren landeten die ersten türkischen Gastarbeiter in der Bundesrepublik. Sie haben wie andere Einwanderer Kinder und Enkel bekommen. Doch große Teile dieser jungen Generation tun sich schwer in Deutschland. Es fehlen Bildung, Identität und Perspektive.

Es hätte wieder so ein Schulterklopftermin werden sollen. Maria Böhmer, die Integrationsbeauftragte der Bundesregierung, hatte am vergangenen Dienstag junge Leute ins Kanzleramt geladen, alle mit ausländischen Wurzeln. Es sollten heitere Bilder mit den Migranten werden, sie sollten die Geschichte von der erfolgreichen Integrationspolitik erzählen. Dann aber traten vier junge Männer und eine Frau auf die Bühne.

Sie hätten da eine Erklärung vorbereitet. „Nichts ist gut in Deutschland“, das war die Botschaft der Erklärung.

Abwechselnd traten sie ans Mikrofon. Sie sind es leid, als Vorzeigemigranten nach Berlin geholt zu werden. Es sei gelogen, dass man in Deutschland nur fleißig sein müsse, um erfolgreich zu werden. Shalau Baban nahm das Mikro, 17 Jahre alt, irakischstämmig, er geht in Marburg zur Schule. „Ich habe einen guten Freund“, sagte Shalau, „er heißt Adnan. Er war immer fleißig. Vor zwei Wochen ist er abgeschoben worden.“ Nichts sei gut in Deutschland, gar nichts.

Als die fünf von der Bühne gingen, war es still im Saal. Maria Böhmer lächelte nicht mehr. Ein paar Teenager hatten gerade ihre Integrations-Show zerstört. Hatten ihr und den versammelten Journalisten vorgeführt, wie sich ein ganzes Land seit Jahren selbst betrügt, wenn es um das Thema Integration geht, um die Kinder und Enkel der Einwanderer.

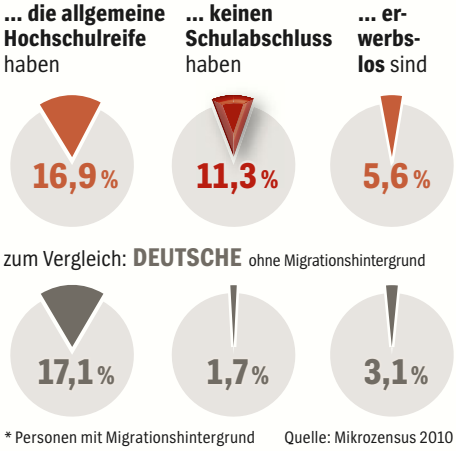
Denn viele dieser jungen Generation sind in diesem Land immer noch nicht angekommen. Deutschland ist ihre Heimat, doch etlichen ist die Heimat fremd geblieben. Auch wenn die Bundesregierung in dieser Woche den 50. Jahrestag des deutsch-türkischen Anwerbeabkommens mit einem Staatsakt begehen wird, sehen einige Kinder und Enkel der ersten Einwanderer wenig Grund zum Feiern.

Kanzlerin Angela Merkel wird versuchen, die Inszenierung aufrechtzuerhalten. Sie wird an diesem Mittwoch den türkischen Ministerpräsidenten Recep Tayyip Erdogan in Berlin empfangen, gemeinsam werden sie den ersten türkischen Gastarbeitern für ihre Verdienste für Deutschland danken. Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) wird sprechen und auch die Integrationsbeauftragte Böhmer. Es wird sein wie immer bei diesem Thema: viele Worte, große Reden, womöglich irgendein Appell. Also nichts, was die Lage besser macht. Denn ein halbes Jahrhundert nachdem die Bundesrepublik zum Einwanderungsland geworden ist, tut sich die Gesellschaft schwer mit den nachfolgenden Generationen und mit der Frage, wie man das Wort Integration mit Leben füllen kann. Teile der jungen Generation scheinen dem Land verlorenzugehen.

Denn diese Generation ist nicht in Ankara, Palermo oder Priština aufgewachsen, sondern in Stuttgart, Braunschweig und Rostock. Und obwohl sie hier groß geworden ist, hat sie in Deutschland geringere Chancen auf ein erfolgreiches Leben als ihre Väter und Großväter, die erst als Erwachsene einreisten, um hier Arbeit oder Asyl zu finden.

Scheitern an der Schule

Anteil aller **MIGRANTEN***, die…



* Personen mit Migrationshintergrund

Quelle: Mikrozensus 2010

Fast ein Drittel aller Frauen und Männer zwischen 25 und 35 mit Wurzeln im Ausland hat keinen Berufsabschluss. Bei den türkischen Zuwanderern, immerhin die mit rund drei Millionen größte Minderheit, sind die Daten besonders alarmierend. Der Anteil der jungen Türken, die keinen Abschluss haben, ist zwischen 2001 und 2006 von 44 Prozent auf 57 Prozent gestiegen. 57 Prozent – das große Scheitern beider Seiten lässt sich mit keiner anderen Zahl besser illustrieren.

Zugleich sagen höher Qualifizierte, die Deutschland dringend braucht, sie wollten so bald wie möglich weg. Bereits 2006 wanderten zum ersten Mal mehr Menschen in die Türkei aus, als nach Deutschland kamen. Auch das ist ein Indiz für das Versagen einer modernen Gesellschaft: Für viele Migranten ist die Bundesrepublik nicht attraktiv genug.

„Deutschland beginnt sich über Einwanderung Gedanken zu machen zu einem Zeitpunkt, da es längst Auswanderungsland geworden ist“, sagt Klaus Bade, Vorsitzender des Sachverständigenrats deutscher Stiftungen für Integration und Migration. Das Scheitern von Kindern und Enkeln der Gastarbeiter, so Bade, sei „eine unnötige gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Katastrophe“.

Denn zweifelsfrei ist das Land auf die Kinder der Einwanderer angewiesen, auf junge Leute wie Shalau Baban, dessen Familie einst aus dem Irak geflohen ist. Shalau wuchs in Marburg auf, er geht dort zur Schule und hat deutsche Freunde, aber auch er spricht von „den Deutschen“ und „uns Ausländern“. Die Rap-Songs, die er zusammen mit seinem Kumpel Daniel Fisher, 18, dichtet, sind wütende Antworten auf die Verlogenheit vieler Politiker, die über Migranten diskutieren und damit auch diese zwei Schüler zu Problemfällen machen, zu zwei Jungs, die nicht dazugehören.

In wenigen Jahren wird der Anteil der Zugewanderten bei den unter 40-Jährigen in vielen westdeutschen Großstädten bei über 50 Prozent liegen. Nach Voraussagen des Forschungsinstituts Prognos werden hierzulande im Jahr 2015 drei Millionen Arbeitskräfte fehlen. Die Kinder von Einwanderern könnten für die Wirtschaft ein willkommenes Reservoir global denkender, kulturell weit vernetzter Mitarbeiter sein – doch die Realität sieht in weiten Teilen anders aus.

2,3 Millionen Menschen zwischen 15 und 25 Jahren mit ausländischen Wurzeln leben in der Bundesrepublik, das ist jeder Vierte in dieser Altersgruppe. Viele kämpfen mit ähnlichen Problemen: Sie sind im Schnitt weniger gut ausgebildet als die Kinder deutscher Familien, sprechen schlechter Deutsch und kommen weniger gut im Kindergarten, in der Schule oder auf dem Arbeitsmarkt zurecht. Auf die Uni schaffen es viel zu wenige von ihnen.

2,3 Millionen: In einer idealen Welt wäre deren familiäre Herkunft aus dem

Shalau Baban, Daniel Fisher,
Schüler aus Marburg

Aylin Selçuk, Zahnmedizinstudentin
aus Berlin

Caglar Budakli, Streetworker
aus Berlin

FOTOS: CARSTEN KOALL / DER SPIEGEL

Irak, aus Tunesien oder Kroatien ein Vorteil im Bewerbungsgespräch, kein Nachteil. In einer idealen Welt gäbe es mehr Manager, Richter, Ingenieure und Finanzbeamte türkischer, russischer oder iranischer Abstammung. Doch in der deutschen Wirklichkeit ist die Erwerbslosenquote der Migranten fast doppelt so hoch wie die der Deutschen. Das Einwanderungsland bildet sich in der öffentlichen Wahrnehmung vor allem in der Kriminal- und der Arbeitslosenstatistik ab.

Caglar Budakli ist in Berlin geboren, er ist 30 Jahre alt und hat einen deutschen Pass, seine Eltern stammen aus der Türkei. Er ist einer, der beinahe ganz abgeglitten wäre. Sein Vater kam in den siebziger Jahren aus Kars, einer Stadt an der türkisch-armenischen Grenze, nach Berlin-Kreuzberg. Er bezog mit seiner Familie eine Dreizimmerwohnung und nahm eine Stelle im Schichtdienst bei Siemens an. Wenn Caglars Vater abends von der Arbeit nach Hause kam, so erzählt es der Sohn, legte er sich schlafen, oder er war so betrunken, dass er im Rausch seine Ehefrau und die Kinder verprügelte. Caglars Eltern konnten ihrem Sohn nicht beibringen, wie er etwas in diesem Land erreichen kann, auch weil sie selbst mit den Folgen der Migration zu kämpfen hatten.

Kinder mit ausländischen Wurzeln, die in Deutschland geboren sind, fallen ungleich häufiger durch Verhaltensstörungen auf als ihre deutschen Altersgenossen, hat die Bundespsychotherapeutenkammer festgestellt.

Laut eines Forschungsberichts des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge haben vier von fünf Türken zwischen 38 und 64 Jahren in Deutschland maximal einen Hauptschulabschluss, nur etwas mehr als ein Viertel besuchte höchstens fünf Jahre lang die Schule.

Und selbst gutausgebildete Migranten tun sich danach am Arbeitsmarkt schwer. So sind nach Berechnungen des Statistischen Landesamts Nordrhein-Westfalen 9,1 Prozent der Abiturienten mit zugewanderten Eltern arbeitslos, bei den Deutschen jedoch nur 2,6 Prozent.

Gleichzeitig reagieren Eltern feinfühliger auf eine Erhöhung der Migrantenquote an den Schulen ihrer Kinder. Das Klassenzimmer ist zum umkämpften Ort geworden. Viele Väter oder Mütter fahren ihre Kinder lieber kilometerweit im Auto durch die Stadt, als sie in Schulen mit einem hohen Migrantenanteil unterrichten zu lassen. Zurück bleiben in den Klassenzimmern die Töchter und Söhne bildungsferner Familien. In internationalen Studien, die Bildungschancen von Kindern mit und ohne Zuwanderungsgeschichte vergleichen, liegt Deutschland regelmäßig weit hinten.

Caglar Budakli läuft durch die Straßen von Kreuzberg, vorbei an Dönerläden und Friseursalons. Junge Männer begrüßen ihn mit Handschlag, Türken, Libanesen, Albaner. Budakli ist immer noch eine Größe im Kiez. Als Elfjähriger trat er in Berlin den „Crazy Kick Brothers“ bei, verbrachte die Tage auf der Straße, sprühte Graffiti und brach in Lebensmittelläden ein. In die Schule ging er immer seltener, auch weil ihn die Lehrer demütigten, so empfand er es jedenfalls. Mit 15 wurde er wegen Erpressung und Diebstahls festgenommen. Sechsmal musste er die Schule wechseln, bis sich in Kreuzberg kein Schulleiter mehr fand, der bereit war, ihn aufzunehmen.

Die Angst der Mittelschicht vor dem Abstieg durch die Nähe zu Zuwandererkreisen wird nicht nur in den Schulen deutlich, sondern in ganzen Stadtteilen. Sozialforscher stellen fest, dass die Spaltung deutscher Städte in sozial und ethnisch getrennte Viertel voranschreitet. Wie eine Gegend verkümmern kann, wenn die Wohlhabenden und Gebildeten abwandern, lässt sich beispielhaft am Duisburger Stadtteil Hochfeld schildern.

Der Sozial- und Religionswissenschaftler Rauf Ceylan ist in dem Viertel aufgewachsen und hat rekonstruiert, wie in den sechziger Jahren die große Flucht aus Hochfeld begann. Die Mittelschicht, die sich dort während des Stahlbooms angesiedelt hatte, zog in ruhigere Teile der Stadt. Die Mieten sanken, wodurch die Wohnungen für Gastarbeiter aus Italien, Spanien, Griechenland und der Türkei bezahlbar wurden. Als mit dem Sterben der Zechen die Stahlindustrie in Duisburg zusammenbrach, wuchs die Arbeitslosenquote auch in Hochfeld. Anfang der Neunziger kamen Kriegsflüchtlinge und Spätaussiedler hinzu, und allmählich sei der Stadtteil vom Arbeiter- zum Arbeitslosenviertel geworden, schildert Ceylan.

Er befasst sich seit Jahren mit Ghettos in Deutschland, er nennt sie „ethnische Kolonien“. Ceylan sagt, Einwanderkolonien seien lebenswichtig für die Neuankömmlinge, weil sie den Kulturschock dämpften, auch Deutsche in New York und Tokio bildeten Kolonien. Andererseits führe die langjährige Abkapselung dazu, dass Migranten den Kontakt zum Rest der Gesellschaft verlören. Genau das geschehe in Hochfeld und an vielen anderen Orten der Republik.

Als Ceylan für seine Dissertation Interviews führte, nahm ihn ein türkischer Spielhallenbetreiber zur Seite und sagte: „Ich garantiere dir, in zehn, zwölf Jahren werden wir im Stadtteil nach Deutschen suchen und uns fragen: Deutsche – was sind das überhaupt für Leute?“

Ein kleiner Teil der jungen Migrantengeneration hat sich damit abgefunden, in Deutschland nur Ruhestörer zu sein. Es sind die Verlorenen im doppelten Sinne. Ihr Geburtsland weiß nichts mit ihnen anzufangen. Und sie selbst fühlen sich verstoßen und ausgegrenzt. Einige haben einen riskanten Weg gefunden, mit dem Neid und der Empfindung, unerwünscht zu sein, umzugehen: Sie kultivieren ihre Abneigung gegen eine Mehrheit, die ihnen wie Unterdrücker erscheint.

Manche dieser Wutkinder entdecken die Religion, die ihnen Geborgenheit, Orientierung und eine verführerische Gelegenheit bietet, sich von der Mehrheit abzugrenzen. Auch Abgrenzung ist eine Möglichkeit, die Identität zu formen. Nach einer Umfrage des Essener Zentrums für Türkeistudien von 2005 bezeichneten sich 80 Prozent der türkischstämmigen Muslime zwischen 18 und 29 Jahren als „eher“ oder „sehr religiös“; fünf Jahre zuvor waren es nur 64 Prozent.

Wer nach Zugehörigkeit, Sinn und Vergeltung sucht, ist anfällig für die Einflüsterungen von radikalen Predigern. Attila

JO SCHWARTZ / DER SPIEGEL

Deren Berk, 33
Polizistin in Köln

Meine Eltern sind kurdische Aleviten, sie sind aus Anatolien eingewandert. Mir sieht man meine Herkunft nicht an. Im Streifendienst habe ich auch mit Türken zu tun. Wenn ich mit ihnen in ihrer Muttersprache spreche, werden sie kommunikativer. Es kommt auch vor, dass einige mich fragen: Warum verrätst du uns? Sie glauben, wir Türken müssen zusammenhalten. Auf solche Äußerungen gehe ich nicht ein. Früher haben mich Kollegen wegen meiner Herkunft gehänselt. Ich wurde Muck oder Ayşe genannt, und es gab Tage, da bin ich mit Magenschmerzen zum Dienst. Das ist zum Glück vorbei. Jetzt sprechen nur noch ein paar Leute etwas langsamer, wenn sie merken, dass mein Name türkischer Herkunft ist.

Einwandererviertel Duisburg-Hochfeld: *„Deutsche – was sind das überhaupt für Leute?“*

CARSTEN KOALL / DER SPIEGEL

Selek, Sohn türkischer Einwanderer, wurde als Mitglied der Sauerlandgruppe verhaftet, die einen Terroranschlag vorbereitete; Rami Makanesi, Sohn eines syrischen Einwanderers, in Frankfurt am Main geboren, reiste nach Pakistan, um im Dschihad sein Leben zu lassen; Ahmad Sidiqi, der Anfang der Neunziger mit seinem Bruder aus Afghanistan nach Hamburg gekommen war, wollte ebenfalls als Märtyrer enden.

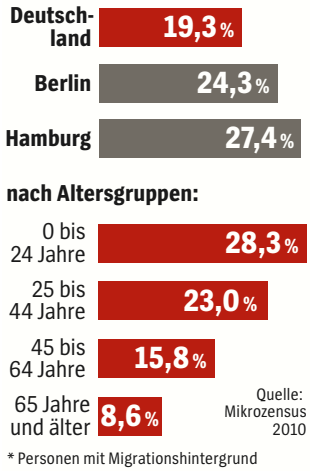
Die verstorbene Berliner Jugendrichterin Kirsten Heisig schrieb in ihrem im Juli 2010 erschienenen Buch „Das Ende der Geduld“, dass sich in bestimmten sozialen Brennpunkten „inländerfeindliches“ Gedankengut finde, das langfristig „in Rassismus gegenüber den nichtmigrantischen Bevölkerungsteilen ausarten kann“. Allerdings lässt sich bis heute nicht nachweisen, ob so etwas wie Deutschenfeindlichkeit zunimmt und überhaupt flächendeckend existiert. Statistiken dafür gibt es nicht, und die Zahl der Fälle mit erkennbar deutschenfeindlichem Hintergrund ist recht überschaubar.

Die Reflexe der Politik auf solche Phänomene sind von eher schlichter Art. Der zuständige Innenminister Friedrich versteht Migration vor allem als sicherheitspolitisches Risiko für das Land. Mitarbeiter aus seinem Haus berichten, ihr Chef müsse zu Terminen mit Zuwanderern regelrecht geschleppt werden.

Friedrichs Chefin wiederum, Kanzlerin Angela Merkel, ist Integrationspolitik nicht wichtig. Dabei könnte der Staat nicht nur Milliarden für Arbeitslosen- und Sozialhilfe sparen, wenn die junge Generation endlich besser gefördert würde; er könnte sogar Geld einnehmen.

Das Institut der deutschen Wirtschaft hat detailliert vorgerechnet, wie groß das Potential der Zuwanderernachkommen ist. Die Zahlen liegen der Regierung seit anderthalb Jahren vor. So würde ein 18-Jähriger, der eine Nachqualifizierung bezahlt bekommt und in der Berufsausbildung gefördert wird, dem öffentlichen Haushalt ab seinem 24. Lebensjahr bis zur Rente jährlich mehr als 4000 Euro einbringen, durch Steuern, Sozialabgaben und vermiedene Kosten für Arbeitslosigkeit. Würden die bislang unterqualifizierten Einwandererkinder auf das Bildungsniveau der restlichen Bevölkerung gebracht, könne der Ertrag bis 2050 auf bis zu 66 Milliarden Euro steigen.

Für einen Moment sah es im vorigen Jahr aus, als habe sich Familienministerin Kristina Schröder dem Problem verschrieben. Auf dem Höhepunkt der Sarrazin-Debatte befand die Christdemokratin, der Hass mancher Migranten gegen Deutsche sei ein Phänomen, das die Politik genauso ernst nehmen müsse wie Rechtsextremismus und Antisemitismus. Als Schröder die Formulierung vom „Rassismus gegen Deutsche“ gebrauchte, klang es, als würde ein Kulturkampf bevorstehen. Kritiker warfen ihr Populismus vor,



Unterstützer sagten, endlich wage jemand, die Wahrheit auszusprechen. Immerhin hatte die Ministerin nun die Gelegenheit, ein Thema zu besetzen, das ihre Kollegen mieden. Sie konnte zeigen, dass sie Lösungen sucht, schließlich fällt Jugend in ihre Zuständigkeit.

Ein Gespräch mit Kristina Schröder in ihrem Büro an der Berliner Glinkastraße beginnt zunächst mit einem Monolog über Mutterschutz und die Frauenquote. Auf die Frage, was aus dem von ihr so vehement kritisierten Deutschenhass geworden sei und wer sich in ihrem Haus um dieses Thema kümmere, entfährt ihr zunächst ein gedehntes „Nun ja“. Sie habe einen Jungen-Beirat gegründet, sagt die 34-Jährige, darin sitze neben einem Mitglied der freiwilligen Feuerwehr auch ein Migrant. Und sonst? Keine Initiative, keine Studie, nichts. Auf die Frage, worauf ihre Erkenntnisse über das Verhalten der Zuwanderer beruhten, sagt Schröder, sie habe da „etwas im Gefühl“.

Jede Debatte über Leitkultur und Deutschenhass, jedes Pauschalurteil über kriminelle Ausländer vergrößert den Graben zwischen den Deutschen und den Einwandererkindern. Shalau Baban aus Marburg hält gleich das komplette politische Personal für unfähig und verlogen, und Caglar Budakli aus Berlin ruft immer noch laut zu allen, die er für wirkliche, echte Deutsche hält: „Fick Sarrazin!“

Sie haben nicht das Gefühl, dass sie dazugehören, deshalb bleibt ihnen nur, sich auf eigene Faust durchzuschlagen. Budakli begann eine Ausbildung zum Staplerfahrer, arbeitete auf dem Bau und in Dönerbuden, belegte einen Computerkurs und schleppte Kisten am Großmarkt. Seit einiger Zeit gibt er in einem Berliner Jugendzentrum Jugendlichen Breakdance-Unterricht, und es sieht aus, als hätte er, mit 30 Jahren, endlich seinen Platz in der Gesellschaft gefunden. Shalau Baban hat sich von der Hauptschule hochgekämpft, obwohl seine Lehrer immer skeptisch waren. Er hat noch ein Jahr bis zum Abitur, am liebsten würde er später Pilot werden. Budakli und Baban sind ihren Träumen ein Stück nähergekommen, nicht weil sie von Einwanderern abstammen, sondern obwohl sie von Einwanderern abstammen. Manchen fehlt diese Zähigkeit.

Deutschland braucht einen Masterplan, um das Abgleiten von Teilen dieser Generation zu verhindern. Die Bundesrepublik muss eine zweite deutsche Einheit bewältigen: die Vereinigung von Bürgern deutscher und ausländischer Herkunft.

Doch bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Die Kinder und Enkel der Gastarbeiter machen seltener das Abitur als Gleichaltrige aus deutschstämmigen Familien. Das deutsche Schulsystem sei kaum in der Lage, soziale Unterschiede auszugleichen, schreiben Aladin El-Mafaalani und Ahmet Toprak in ihrer Studie „Muslimische Kinder und Jugendliche in Deutschland“ für die Konrad-Adenauer-Stiftung. Viele Jugendliche fühlten sich unwohl, weil sich die Regeln in der Familie von denen in der Schule grundlegend unterschieden: „In der Familie wird Gehorsam, Kollektivität und Loyalität gegenüber den traditionellen Werten erwartet, in der Schule Selbstdisziplin, Individualität und Selbständigkeit.“ Auch deshalb verlässt die junge Generation die Schule zu früh und oft frustriert.

Wie sich das ändern ließe, kann man in Berlin-Neukölln beobachten. 2006 hatten die Lehrer der Neuköllner Rütli-Schule in einem Brandbrief an die Schulbehörde über eingetretene Klassentüren, heruntergerissene Bilder und Knallkörper, über Aggressivität, Ignoranz und Respektlosigkeit geklagt. Cordula Heckmann arbeitete damals an der benachbarten Realschule. Seit zwei Jahren leitet sie die Rütli-Schule und hat erreicht, was viele für unmöglich hielten: Sie hat geholfen, die Chaosschule zu einer Modellschule umzubauen, in den 47 000 Quadratmeter großen „Campus Rütli“.

Noch immer stammen knapp 90 Prozent der Rütli-Schüler von Einwanderern ab; noch immer sind 80 Prozent der Kinder „lernmittelbefreit“, das heißt, dass mindestens ein Elternteil von Hartz IV lebt. Doch inzwischen ist die Schule zum Hoffnungsort geworden, in dem es möglich ist, als Außenseiter in der Gesellschaft emporzusteigen. Auf dem Campus spielen die Kinder Schach, sie tanzen, trommeln, bekommen kostenlos Nachhilfe und lernen Arabisch oder Türkisch.

Kritiker nennen das Projekt einen „Kuschelkurs de luxe“ – zu viele Stiftungen, zu viel Geld, nicht übertragbar auf andere Städte und Stadtviertel. Doch das Wichtigste, das Schulleiterin Cordula Heckmann erreicht hat, kostet kein Geld, allenfalls Zeit, Kraft und Geduld.

Es begann mit T-Shirts und der Kampagne „Du bist Rütli“. Die Schüler sollen lernen, dass eine Schule nicht aus Beton, sondern aus Menschen besteht. Sie müssen begreifen, was Verantwortung und Respekt bedeuten. Wenn Heckmann über die Flure läuft, ziehen Schüler ihre Mützen ab und nehmen ruckartig die Füße von den Sitzbänken. Wenn sich einer von ihnen schlecht benimmt, sitzt er spätestens am nächsten Tag in Heckmanns Büro. Sie erinnert den Übeltäter dann an die Ehre der Familie, seiner Landsleute und auch an die Verantwortung seiner Schule gegenüber. Sie sagt bisweilen, dass die Tat eine Schande gewesen sei.

Ehre, Schande, Verantwortung. Es klingt simpel und durchschaubar, aber Cordula Heckmann hat es geschafft, dass sich die Schüler an ihrer Schule ernst genommen fühlen, weil sie deren Sprache spricht. Viele Jugendliche im Berliner Reuter-Kiez reden von Rütli wie von ihrer ersten großen Liebe. Sie identifizieren sich mit ihrer Schule und kämpfen sogar dafür, weil Rütli nicht mehr für Unterschicht steht, sondern dafür, dass derjenige respektiert wird, der sich anstrengt, egal woher seine Eltern stammen. Rütli ist eine Marke geworden. „Hier bekommst du keinen Migrantenstempel aufgedrückt“, sagt eine Schülerin.

Vor allem die Mädchen müssten gefördert werden, sagt die Schulleiterin, denn die Mädchen ziehen später die nächste Generation groß. Wenn aus den Mädchen starke Frauen werden, hätten auch deren Söhne bessere Chancen, nicht wie ihre Väter zu werden: zu Patriarchen. Auf dem Campus Rütli gibt es Mädchengruppen, Mädchenfußball und Aufklärungsunterricht speziell für Mädchen.

HANS-CHRISTIAN PLAMBECK / DER SPIEGEL

Ipek Ipekçioglu

DJane aus Berlin

Ich bin Türkin, Berlinerin, Künstlerin, Lesbe. Ich bin für euch Deutsche eine Provokation. Ihr könnt mich nicht in eine Schublade packen, und das macht euch Angst. Aber es turnt euch auch an. Gut so. Ich habe mein Anderssein zum Geschäft gemacht. Wenn ich in New York auflege, spielt meine Herkunft keine Rolle. Den Menschen dort ist es egal, ob du schwarz bist oder weiß, ob du aus China kommst oder aus Istanbul. Nur was du machst, ist wichtig. Die Deutschen sind noch nicht so weit. Ihr definiert Deutschsein immer noch über das Blut. Aber ich habe gelernt, das zu ignorieren. Im Ausland werde ich inzwischen als das neue Gesicht Deutschlands vorgestellt. Letzte Woche war ich für das Goethe-Institut in Tel Aviv. Ich glaube, es ändert sich gerade etwas in Almanya.

THOMAS MEYER / OSTKREUZ

Computerraum der Berliner Rütli-Schule: *Ehre, Schande, Verantwortung*

Was auch getan wird, um den sozialen Aufstieg zu erleichtern, immer gilt der Grundsatz: je früher, desto besser. Zwar besuchen 84 Prozent aller Kinder aus Migrantenfamilien einen Kindergarten, allerdings selten länger als ein Jahr und damit viel zu kurz, wie der Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration kritisiert. Die Zahl der Krippenplätze ist vielerorts zu niedrig, oft sind auch die Erzieherinnen nicht qualifiziert genug, es gibt keine Sprachförderung, und die Deutschtests sind von allzu unterschiedlicher Qualität. Die Kinder beginnen deshalb oft bei null, wenn sie auf die Grundschule kommen.

Doch solange eine frühe Sprachförderung von der Gnade des richtigen Wohnorts abhängt, solange Kinder weder gutes Deutsch noch gutes Türkisch sprechen, muss an den Folgen kuriert werden. In den schlimmsten Fällen verordnen Richter jungen Gewalttätern Antiaggressionskurse, um dem Delinquenten klarzumachen, dass er seinen Frust nicht mittels Tritten und Schlägen Luft machen muss.

In einigen Städten führen Sozialverbände das Training durch, in München zum Beispiel landen die schwierigsten Fälle bei der Arbeiterwohlfahrt: junge Männer bis 21 Jahre, ausschließlich aus Einwandererfamilien.

In einem Raum nahe dem Münchner Hauptbahnhof sitzen acht junge Männer aus türkischen, irakischen, serbischen und palästinensischen Familien. Einige von ihnen führt die Polizei als Intensivtäter, weil sie oft durch Diebstahl, Raub und Schlägereien aufgefallen sind. Ihre Opfer trugen Nasenbrüche davon, eines ist gestorben. Der Mitarbeiter der Arbeiterwohlfahrt, der das Antiaggressionstraining leitet, heißt Haci Erdogan, er liebt klare Ansagen: „Handys raus, ausschalten, auf dem Tisch liegen lassen."

Erdogan kennt das innere Wertegefüge seiner Klienten bestens, es lässt sich so umschreiben: Wenn du nicht zurückschlägst, sobald dich jemand blöd anmacht, bist du schwach. Echte Männer sind nicht schwach, sie verteidigen sich und ihre Familie bis aufs Blut. Wenn du nicht zurückschlägst, bist du entweder eine Frau, oder du bist schwul, in jedem Fall aber ein Verlierer, ein Opfer.

Und Opfer sind gefickt.

Es ist eine Gebrauchsanweisung für die Straße, wo man auf Probleme mit Waffen oder Muskeln reagiert. Das große Missverständnis liegt dabei in der Ehre, deren Verletzung als Anlass zum Zuschlagen genügt. Dieses Ehrverständnis wurde vor allem aus arabischen Ländern nach Deutschland importiert, wo das Kollektiv mehr zählt als der Einzelne und es für einen Mann zur Pflicht gehört, den Ruf seiner Familie intakt zu halten.

Ein guter Antiaggressionstrainer schafft es, den Ehrbegriff zu knacken. Das funktioniert am besten, wenn die Jungen sich öffnen – was niemand tut, wenn ihn Erdogan nicht dazu zwingt. Er baut sich vor einem auf, nennen wir ihn Ayhan.

„Ayhan, ist deine Mutter eine Hure?"

„Was? Nee."

„Wo ist deine Mutter jetzt, geht sie auf den Strich?"

„Nein."

„Sie geht nicht anschaffen? Was macht sie dann?"

„Putzfrau."

„Keine Hure? Bist du sicher?"

Einen anderen bittet Erdogan nach vorn an die Tafel und umarmt ihn unver-

KulturSPIEGEL
Deutschlands größtes Kultur-Magazin
DIE BESTEN GUTEN KLASSIK-CDs

Sol Gabetta Tschaikowsky u.a.

Murray Perahia Chopin

B. McFerrin, C. Corea The Mozart Session

Simone Kermes Lava

Evgeny Kissin Liszt

Hilary Hahn Brahms · Strawinski

Günter Wand Bruckner

Nikolaus Harnoncourt Haydn

Glenn Gould Bach

Luciano Pavarotti Unforgettable Live

Hille Perl Telemann
je CD
€ 9,90
unverbindliche Preisempfehlung
30 CDs in hochwertiger Verpackung auch in 2 Boxen erhältlich.
Jetzt im Handel! amazon.de
www.spiegel.de/shop

Burkay Çakmak, 18
Schüler in Dresden

Mein Großvater war einer der ersten Gastarbeiter in Deutschland. Mein Vater besitzt hier eine Metzgerei. Die Türkei kenne ich nur aus dem Urlaub. Ich feiere Weihnachten und Ostern, ich fühle mich als Deutscher. Aber die Deutschen fragen mich immer, woher ich komme. Am Anfang habe ich noch erklärt, dass ich hier geboren bin. Mittlerweile sage ich nur: Ich bin Türke. In Dresden höre ich auf der Straße oft Sprüche wie: Geh nach Hause, Kanake. Türsteher lassen mich nicht in die Clubs. Das macht mich wütend, denn ich lebe gern in Deutschland. Ich gehe aufs Gymnasium und mache in diesem Jahr Abitur. Danach will ich in England Wirtschaft studieren. Ich möchte später Geld verdienen und Erfolg haben. Ich will nicht auf der Straße landen wie die Türken in Berlin.

SVEN DOERING / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

mittelt. Dem dritten kommt er so nahe, dass sich die Nasenspitzen berühren.

Der Kurs dauert drei Monate, einmal die Woche treffen sie sich drei Stunden lang. Es kommen auch Rechtsanwälte und erläutern das Strafgesetzbuch. Wer nicht erscheint, geht in den Knast. „In drei Monaten können wir natürlich nicht ihre Welt verändern“, sagt Erdogan. Es genüge aber, wenn die Jungs begreifen, dass sie nicht auf jede Provokation mit Gewalt reagieren müssen.

Aylin Selçuk ist in Deutschland geboren und aufgewachsen, genau wie Caglar Budakli, ihre Eltern stammen aus der Türkei. Sie lebt in Berlin, wie Budakli, doch ihr Berlin ist anders, freundlicher. Selçuk ist 22, hat das Abitur mit Bestnoten gemacht und studiert Zahnmedizin. Was sie mit Budakli verbindet, ist die Wut darüber, wie Deutschland mit den Nachkommen der Einwanderer umgeht.

Die angehende Zahnärztin sagt, sie wundere sich bei bestimmten Themen über die Arroganz der sogenannten Mehrheitsgesellschaft. Warum musste sie sich als Schülerin Fragen von Lehrern gefallen lassen, ob sie in den Sommerferien zwangsverheiratet werde, nur weil sie zu Oma und Opa in die Türkei fuhr? Warum will ihr jeder den Islam erklären? Warum sprechen die, die sich gern als die wahren Deutschen aufführen, in öffentlichen Debatten immer nur *über* die Einwandererkinder, nicht *mit* ihnen?

„Wir haben wie alle anderen das Recht, mitzureden und vor allem mitzugestalten“, sagt Aylin Selçuk. Vor fünf Jahren, das Land diskutierte gerade über die Gewaltexzesse an der Rütli-Schule, schickte sie eine E-Mail an Freunde und Bekannte. Es sei zuerst nur ein vager Gedanke gewesen, ein Gefühl, dass etwas verkehrt laufe. „Mir fehlte eine Stimme, die für junge Migranten spricht“, sagt sie.

Zum ersten Treffen kamen 70 Leute, und Aylin Selçuk, damals 18 Jahre alt, rief zu diesen 70: „Leute, wir gehören dazu, auch wir sind Kinder Deutschlands.“ Zusammen gründeten sie einen Verein, DeuKische Generation, der im Namen das zu verbinden versucht, was bislang vor allem als Problem gesehen wurde: Deutschtürke zu sein. Dem Verein geht es darum, der dritten Generation, die zwischen der Heimat ihrer Eltern und ihrem eigenen Geburtsland hin- und hergerissen ist, eine Identität zu geben. Halb deutsch, halb türkisch, deukisch also.

Deukisch ist gar nicht so übel, das ist die Botschaft von Aylin Selçuks Biografie. Ihre Eltern sind zwar nicht reich, bemühten sich aber darum, dass ihre Tochter die bestmögliche öffentliche Bildung genießen konnte. Nun setzt sich die Tochter dafür ein, dass sich für möglichst viele Einwandererkinder der Traum vom Aufstieg erfüllt. Der Verein stellt Schulen junge Mentoren zur Verfügung, die vermitteln sollen, dass man als Kind von Migranten erfolgreich sein kann. „Es gibt viele Kinder von Einwanderern, die sich in der Opferposition sehen und anfangen, sich hinter dieser Position zu verstecken“, sagt Selçuk. Zähigkeit und Durchsetzungswillen müsse man lernen.

Es ist ein Plädoyer dafür, die jungen Männer und Frauen der zweiten und dritten Generation nicht an den Rand zu drücken, wo die Wut nur größer wird. Denn eines ist sicher: Sie werden nicht in die Heimat ihrer Eltern oder Großeltern zurückkehren. Sie sind ein Teil Deutschlands. Sie werden bleiben.

Özlem Gezer, Maximilian Popp, Christoph Scheuermann

ENDLAGER

Merkels Müll

Aus Spargründen ließ die Regierung Kohl die marode DDR-Atomkippe Morsleben weiterbetreiben. Nun kostet die Schließung mindestens 1,2 Milliarden Euro.

Es gibt Erbschaften, die wenig Freude auslösen. Klaus Töpfer musste so einen Nachlass im Oktober 1990 übernehmen. Die deutsche Einheit hatte dem Umweltminister die Verantwortung für 14 432 Kubikmeter DDR-Atommüll beschert, tief unten in einem Salzbergwerk.

Westdeutsche Experten inspizierten alsbald die Grube Morsleben in Sachsen-Anhalt, und was sie nach Bonn berichteten, klang besorgniserregend. Ein Wassereinbruch könne „bereits für die nächste Zukunft nicht ausgeschlossen werden“. Sollten die Abfälle feucht werden, drohe höchste Gefahr für die Umwelt.

Töpfer und, ab 1994, seine Nachfolgerin Angela Merkel ließen sich von den Warnungen allerdings kaum beeindrucken. Wie jetzt aufgetauchte Dokumente zeigen, bestimmten zwei Motive ihren Umgang mit dem Erbstück: die Kosten und politisches Kalkül. Weil ein Weiterbetrieb der Grube billiger erschien als eine Schließung, landete in den neunziger Jahren reichlich Atommüll aus westdeutschen Anlagen in Morsleben. Außerdem, so die Furcht der Regierenden, hätte ein Zusperren Atomkraftgegnern Auftrieb gegeben.

Heute allerdings erweist sich das Handeln von damals als gigantische Fehlkalkulation – für Steuerzahler und Umwelt. Das Bundesamt für Strahlenschutz will die Stollen mit vier Millionen Kubikmetern Salzbeton füllen, die Abschottung wird mindestens 1,2 Milliarden Euro kosten. Wie bei einer Anhörung zu den aktuellen Schließungsplänen jedoch herauskam, wird das Strahlengift trotzdem langfristig ins Grundwasser gelangen. „Es war eine verantwortungslose Milchmädchenrechnung“, beklagt deshalb Sylvia Kotting-Uhl, die atompolitische Sprecherin der Grünen im Bundestag.

Direkt nach der Vereinigung schien der Politik Morsleben nicht geheuer: Die Einlagerung wurde zunächst gestoppt. Doch schon bald, bezeugen die Unterlagen, stellte man Sicherheitsbedenken zurück. So ergab eine „Kostenvergleichsbetrachtung“ im Auftrag Töpfers im Mai 1991: „Die wirtschaftlich günstige Alternative besteht in der möglichst weitgehenden Nutzung aller Grubenbaue.“ Zwar gab es Überlegungen, den Müll aus der absaufenden Anlage zurück an die Oberfläche zu holen. Dies komme aber, so steht es in einer „Konzeption“ für die Grube, „schon aus finanziellen Gründen“ nicht in Betracht; die Bergung hätte laut einer Studie 380 Millionen Euro gekostet.

Wenn verstrahltes Material weiterhin in der Grube entsorgt werde, könne das dem Bund hingegen Einnahmen bringen. Vielleicht, so notierte ein Ministerialer zur Vorbereitung eines Treffens, würden die Atomkonzerne sogar freiwillig zahlen. Der Betrieb liege schließlich „im Interesse aller Beteiligten“. Eine Schließung werde hingegen der „Schar der Konrad- und Gorleben-Gegner neuen Auftrieb“ geben.

Das Interesse der Atomkonzerne an Morsleben war jedoch gering. Schließlich plante der Bund im Westen mit dem Ausbau des Lagers Schacht Konrad eine Alternative. Am Ende fanden Töpfer und 15 Unternehmen einen Kompromiss: Bis zum Jahr 2000 sollten mindestens 40 000 Kubikmeter Müll in Morsleben landen, dafür sollten rund 250 Millionen Euro fließen.

Richtig in Schwung kam die Verklappung in der Ostgrube, als Angela Merkel im November 1994 auf den Chefsessel im Umweltministerium rückte. Ihre Mitarbeiter verfolgten ambitionierte Pläne, wie aus Vermerken hervorgeht. Wenn Morsleben bis 2030 betrieben werde, rechneten sie aus, könnten zusätzlich 150 000 Kubikmeter Müll entsorgt werden.

Allerdings gab es ein Hindernis. Die Regierung Kohl hatte die Gültigkeit der DDR-Einlagerungsgenehmigung auf zehn Jahre beschränkt. Spätestens danach war eine Zulassung nach westdeutschem Atomrecht notwendig. Im Sommer 1996 musste Merkel daher eine grundlegende Entscheidung treffen: Sollte ein Genehmigungsverfahren angestrengt werden?

Das schien heikel. Aufgrund „des inzwischen vorhandenen vertiefenden geowissenschaftlichen Kenntnisstandes“, heißt es jedenfalls in einem Vermerk für Merkel vor der entscheidenden Besprechung am 19. Juni 1996, müsse damit gerechnet werden, dass die Aufsichtsbehörden Maßnahmen „zur Stabilisierung und Abdichtung“ der Grube verlangten, die 10 bis 15 Jahre dauern könnten. So blieb nur eines: die Grube aus „Kostengesichtspunkten“ möglichst lange auf Basis des alten Rechts zu betreiben.

Merkel ließ den Genehmigungsantrag denn auch zurückziehen. Und sie machte Druck auf die Regierung von Sachsen-Anhalt, nicht gegen weitere Einlagerungen vorzugehen. Merkel schrieb auch persönlich. „Ihre Auffassung zu den sicherheitstechnischen Gegebenheiten teile ich nicht“, mit diesen Worten kanzelte sie 1997 etwa den Chef der Umweltorganisation BUND in Sachsen-Anhalt ab. 1998, kurz vor dem Regierungswechsel, setzte die Ministerin gar eine Novelle zum Atomgesetz durch, die es möglich gemacht hätte, Morsleben nach DDR-Recht bis 2005 zu betreiben.

Diese Option durchkreuzte jedoch das Oberverwaltungsgericht Magdeburg, das im September 1998 einer Klage von Umweltschützern stattgab.

Heute erweist sich der Merkel-Müll als besonderer Kostentreiber bei der Schließung. Manche Fässer liegen so weit vom alten Strahlengift der DDR entfernt, dass zusätzliche Betonbarrieren gebaut werden müssen. MICHAEL FRÖHLINGSDORF

ECKEHARD SCHULZ / AP

WALTER SCHMIDT / NOVUM

Atommülllager Morsleben, Besucherin Merkel 1995: *„Der Betrieb liegt im Interesse aller Beteiligten“*

360°-Panoramafoto: Die Fässerpyramide von Morsleben
Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.

KRIMINALITÄT

Spur der Wut

Eine Serie von Auto-Brandstiftungen heizte im Sommer den Berliner Wahlkampf an. Eine Vielzahl der Anschläge verübte offenbar ein frustrierter Arbeitsloser.

Die Nacht zum 23. August war für die Berliner Sicherheitsbehörden der Beginn eines schwarzen Dienstags: Binnen acht Stunden registrierte die polizeiliche Ermittlungsgruppe „Feuerschein“, eine Spezialtruppe gegen das grassierende Niederbrennen von Autos im Stadtgebiet, elf in Flammen aufgegangene Fahrzeuge.

Das war selbst für die Hauptstadt, in der das Zählen nächtlicher Autozündeleien inzwischen zur Tagesordnung gehört, eine erschütternde Bilanz. Zudem herrschte Wahlkampf, und die Feuernacht heizte die Stimmung weiter an, vor allem im schwarz-gelben Lager. Die Brandstiftungen, so FDP-Spitzenkandidat Christoph Meyer, seien „offensichtlich linksextremistisch motiviert“. Der Berliner CDU-Chef Frank Henkel erkannte in der autonomen Szene den „Nährboden, auf dem die Autobrände wachsen“.

Der Rechtsstaat sah sich herausgefordert: Die Polizei ließ einen Hubschrauber am Berliner Nachthimmel kreisen, Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) kommandierte ein Großaufgebot seiner Bundespolizisten zur Sicherung der Hauptstadtstraßen ab.

Doch der Mann, der den Wahlkampf um ein emotional aufgeladenes Thema erweitert hatte und die Stadt zeitweise an den Rand eines Ausnahmezustands brachte, ist offenbar ein Einzeltäter: ein arbeitsloser Maler und Lackierer aus dem Stadtteil Moabit, der nach Ermittlererkenntnissen nicht der linken Szene angehört. Der 27-Jährige, der vor zehn Tagen festgenommen wurde, hat inzwischen gestanden, von Juni bis August 67 Autos angezündet zu haben. Weitere 35 Fahrzeuge, die in der Nähe parkten, wurden zu Kollateralschäden, ebenso angrenzende Wohngebäude. Wenn ihm die Taten gerichtsfest nachgewiesen werden sollten, wäre der Arbeitslose für 102 der bislang in diesem Jahr durch Feuer beschädigten 666 Autos in Berlin verantwortlich.

Auf seine Spur kamen die Fahnder in jener Nacht zum 23. August. Wie aus Ermittlungsakten hervorgeht, war ihnen eine Besonderheit aufgefallen: Vier Fahrzeuge – ein BMW, ein Mercedes und zwei Audi – hatten nicht im Stadtzentrum, sondern in zwei abgelegenen Wohnstraßen in Spandau-Haselhorst gebrannt, keine 300 Meter voneinander entfernt. Die Meldungen gingen in schneller Folge ein, zwischen 0.28 und 0.35 Uhr. Auffällig war zudem, dass die Tatorte in der Nähe einer U-Bahn-Station lagen, die zur Freude der Fahnder mit Überwachungskameras ausgestattet war.

Die Auswertung der Videoaufnahmen der Berliner Verkehrsbetriebe BVG lieferte einen ersten Ansatz: Kurz vor der ersten Brandmeldung war ein Mann zu sehen, der den Bahnsteig verließ. Und kurz nach dem letzten Brand wurde dieselbe Person wieder von einer BVG-Kamera erfasst, wieder in Haselhorst.

Wer aber war der Mann? Verdeckte Maßnahmen – wie etwa die Ermittlung der Handy-Nutzer, deren Geräte gegen 0.30 Uhr in den umliegenden Mobilfunkzellen eingeloggt waren – unterliegen strengen rechtlichen Hürden. Doch die Fahnder hatten einen Verdächtigen, ein Gesicht dazu – und offenbar reichlich Glück. Sechs Tage später, so die offizielle Version, entdeckten Polizisten den Mann vom Video zufällig im Berliner Stadtgebiet und observierten ihn.

Die Ermittlungen führten zu einer grauen Mietskaserne unweit der Spree, die Zielperson konnte als André H. identifiziert werden. Mit seiner schwerkranken Mutter und einer behinderten Schwester teilte er sich eine Zweieinhalbzimmerwohnung. H. hat über 1000 Euro Schulden bei Bekannten, eine eigene Wohnung kann er sich offenbar nicht leisten. Polizeilich war er bislang nicht in Erscheinung getreten.

Während der folgenden Dauerüberwachung blieb H., der zwischenzeitlich einen Zeitarbeitsjob bei einer Cateringfirma annahm, unauffällig. Die Observationsteams vermochten keine strafbaren Handlungen zu beobachten, geschweige denn eine Brandstiftung. Parallel versuchten Spezialisten der Kripo offenbar, H.s Gesicht auf weiteren Videos zu finden, die Überwachungskameras in der Nähe der Tatorte von anderen Kfz-Brandstiftungen aufgezeichnet hatten.

53 Tage nach seiner Identifizierung suchten Fahnder den Verdächtigen in der Wohnung auf und luden ihn zur Vernehmung. In den folgenden Stunden konfrontierten sie ihn mit konkreten Tatvorwürfen, untermauert mit Bildmaterial.

Es dauerte nicht lange, bis H. die erste Brandstiftung zugab – und dann eine regelrechte „Lebensbeichte“ ablegte, wie es ein Ermittler formuliert: Insgesamt 67 Autos habe er in Brand gesetzt, immer Audi-, BMW- oder Mercedes-Modelle, mit Grillanzündern. Als Motiv, so steht es in den Unterlagen, habe der Beschuldigte „allgemeine Frustration“ angegeben. Er habe es als „ungerecht“ empfunden, dass es ihm finanziell so schlecht gehe, während andere sich teure Wagen leisten könnten.

Wegen schwerer Brandstiftung drohen H. nun bis zu 15 Jahre Gefängnis. Sein Verteidiger möchte sich zurzeit nicht zu den Vorwürfen äußern. Wenn es aber stimmt, was sein Mandant den Ermittlern erzählt hat, begann die Brandserie des Malers bereits am 7. Juni, nur 80 Meter von der eigenen Haustür entfernt. Ein Nachbar erinnert sich noch an die Flammen, die aus dem Audi schlugen. Und ein schwarzer Brandfleck sowie geschmolzenes Gummi kolorieren bis heute das Kopfsteinpflaster.

SVEN BECKER, SVEN RÖBEL

STEFFEN TZSCHEUSCHNER / DPA

Brennendes Auto in Berlin im August: *Mit Hubschrauber auf Tätersuche*

Jetzt SPIEGEL empfehlen und Wunsch-Gutschein sichern!

Werben Sie jetzt einen neuen SPIEGEL-Leser, und freuen Sie sich auf einen Gutschein Ihrer Wahl – Sie brauchen nicht selbst Abonnent zu sein. Der neue Leser erhält den SPIEGEL für zwei Jahre zum Vorzugspreis.

DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 120,–

Flexibel unterwegs auf Deutschlands Straßen: Der universelle Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 7000 Tankstellen der Mineralölgesellschaften eni, Aral, Shell, Star, Total und Westfalen einlösbar.

GRATIS zur Wahl

BestChoice-Universalgutschein € 120,–

Machen Sie sich mit diesem Universalgutschein im Wert von € 120,– eine Freude. Insgesamt stehen Ihnen mehr als 200 Handelspartner mit über 25 000 Filialgeschäften oder Online-Shops zur Auswahl – von Alessi über Ikea bis zu Karstadt u. v. m.

B&F - Borken

Jetzt SPIEGEL-Leser werben und Gutschein auswählen!

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☑ **Jeder kann werben! Sie brauchen nicht selbst Abonnent zu sein!**
- ☑ **Ein Wunsch-Gutschein für den Werber**
- ☑ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 3,80 statt € 4,– pro Ausgabe**
- ☑ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Auslandsangebote auf Anfrage:
+49 40 3007-4881

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL (ggf. inklusive der digitalen Ausgabe) für mindestens zwei Jahre zum Vorzugspreis von zurzeit nur € 3,80 statt € 4,– im Einzelkauf. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält den Gutschein ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

☐ **Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.**

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau
☐ Herr
Name, Vorname

PLZ | Ort | Straße, Hausnummer

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe) | Telefon (für eventuelle Rückfragen)

☐ **Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe (für Smartphone, Tablet und PC/Mac) beziehen.**

SD11-019

Ich zahle bequem per Bankeinzug.
Der SPIEGEL vierteljährlich: € 49,40,
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,–

BLZ | Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum | ✗ Unterschrift des neuen Abonnenten

SP11-160

Ich bin der Werber und erhalte meinen Wunsch-Gutschein: ☐ DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 120,– (3810) ☐ BestChoice-Universal-gutschein € 120,– (3811)

☐ Frau
☐ Herr
Name, Vorname

Straße, Hausnummer | PLZ | Ort

* Aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunk max. 0,42 €/Min.

Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Telefon 0180 2 775566
(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP11-150

Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Union Investment

Treten Sie ein und sorgen Sie jetzt für eine Zukunft nach Ihren Wünschen vor.

Mit der Riester-Rente vom Marktführer[2] sichern Sie sich …

- … hohe Ertragschancen bei 100 Prozent Garantie Ihrer Einzahlungen und Zulagen zu Beginn der Auszahlphase.
- … staatliche Förderung von 25 Prozent und mehr[3].
- … eine „exzellente Renten-Höhe"[4].

Nehmen Sie noch für dieses Jahr die volle Riester-Förderung[3] vom Staat mit. Lassen Sie sich jetzt in Ihrer Volksbank Raiffeisenbank beraten.

RENTEN-HÖHE EXZELLENT INSTITUT für Vorsorge und Finanzplanung GmbH Prof. Dr. Dommermuth

Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken

[1]Die Teilnahme am Gewinnspiel ist unabhängig von einem Produktabschluss. Letzter Teilnahmetermin: 06.11.2011. Die detaillierten Teilnahmebedingungen finden Sie unter www.bring-mich-ins-trockene.de. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. [2]Quelle: Eigene Berechnung auf Basis der Marktdaten der Riester-Anbieter, Stand: 31.12.2010. [3]Ist begrenzt auf den Förderhöchstbetrag nach § 10a EStG (pro Jahr 2.100,- Euro). [4]Quelle: Studie „Rendite und Renten-Höhe von Riester-Produkten", Institut für Vorsorge und Finanzplanung GmbH, Stand Juli 2011. Stand dieser Werbemitteilung: 1. August 2011. Weitere Informationen erhalten Sie bei allen Volks- und Raiffeisenbanken oder direkt bei Union Investment Privatfonds GmbH, Wiesenhüttenstraße 10, 60329 Frankfurt am Main, unter www.union-investment.de oder rufen Sie uns an: 069 58998-6100.

Was war da los, Frau Ocampo?

Martha Cecilia Ocampo, kolumbianische Tierärztin, über einen friedlichen Patienten: „Wenn Tiere unter Narkose stehen, werden sie weich wie Gummi. Die Muskulatur entspannt sich, und das macht es schwer, sie auf den Operationstisch zu hieven. Der Löwe Tyson kam aus einem Zoo mit einer Fußverletzung ins Operationszentrum für Tiere in Medellín, er hatte eine Wunde zwischen den Zehen. Tyson wog 86 Kilogramm, sechs Helfer brauchten wir, um ihn zu heben. Bei der Untersuchung mussten wir sehr auf den Kopf aufpassen, weil sonst das Genick gebrochen wäre. Wir haben auch gleich seine Zähne untersucht und später seine Leber. Er hatte Karies an den unteren Zähnen, und leider mussten wir feststellen: Er hatte einen Tumor in der Leber. Tyson hätte nur noch zwei Monate zu leben gehabt. Er hatte Schmerzen. Sein Zoo entschied sich dann, ihn lieber einschläfern zu lassen. Aber er war ja auch schon 20 Jahre alt. Das ist ein hohes Alter für einen Löwen.“

ALBEIRO LOPERA / REUTERS

Ocampo (2. v. r.)

FLÜCHTLINGE

„Meine Tochter wird verkauft“

Der Roma-Flüchtling Nevzrat Bekirov, 40, über die bevorstehende Abschiebung seiner sechsköpfigen Familie nach Mazedonien

SPIEGEL: Herr Bekirov, Sie, Ihre Frau und Kinder gehören zu elf Roma-Familien in Hamburg, die unmittelbar vor der Abschiebung stehen, weil sie keine juristische Berechtigung auf Asyl haben.
Bekirov: Ja, unser Asylantrag wurde abgelehnt. Wir haben gekämpft, demonstriert, aber verloren. Meine Frau weint nur noch. Wir warten jetzt auf den Termin unserer Abschiebung. So, wie auch ein schwer krebskranker Mann. So, wie auch Familien, die seit Jahren in Hamburg leben, oder Kinder, die hier geboren wurden und zur Schule gehen.
SPIEGEL: Sie selbst sind vor 14 Monaten aus Mazedonien geflüchtet und leben seitdem in einem Flüchtlingsheim. Warum sind Sie eigentlich hier?
Bekirov: Wir flohen mit dem Bus nach Hamburg, weil ich Angst um meine große Tochter Ajdan hatte. Wir hatten Schulden, weil wir arbeitslos waren. Das sind sicher 90 Prozent der Roma in Mazedonien. Es gibt einfach keine Arbeit für uns. Wir können nur Müll sammeln oder Lumpen verkaufen. Aber das reicht zum Leben nicht.
SPIEGEL: Warum hatten Sie ausgerechnet Angst um Ihre Tochter Ajdan?

GREGOR SCHLAEGER / DER SPIEGEL

Familie Bekirov

Bekirov: Weil wir Schulden hatten, wurde meine Tochter von unseren Gläubigern in Mazedonien mehrfach belästigt. Sie war damals 16 und darum in einem gefährlichen Alter. In mazedonischen Roma-Familien kommt es vor, dass Gläubiger die Kinder der Schuldner zur Prostitution zwingen. Darum sind wir nach Deutschland geflohen.
SPIEGEL: Was passiert, wenn der Abschiebetermin feststeht und Sie zurückmüssen?
Bekirov: Dann ziehen wir in eine Wellblechhütte ohne Wasser, ohne Heizung, Klo und Strom. Hoffentlich werden die Kleinen nicht krank. Mein Sohn wird nicht mehr zur Schule gehen können, sondern Müll sammeln. Und Ajdan wird womöglich von den Gläubigern verkauft. Wissen Sie, wie das für einen Vater ist? Wie sterben.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

Invasion der Brüste

Wie Popstar Rihanna einen Farmer in Gewissensnot brachte

Seit dem frühen Morgen hatte er die letzten Getreidefelder abgeerntet, dann fing es zu regnen an; jetzt, nach dem Mittagessen, sitzt Alan Graham im Wohnzimmer und muss schon wieder über Sex reden. Das elektrische Heizgerät summt. Graham, ein hagerer, großer Mann mit schwieligen Händen und freundlichen Augen, schenkt dem Besucher Tee nach und spricht über Nacktheit und Moral, über Sex und Gewalt – seit jener Geschichte muss er ständig darüber reden.

Alan Graham, in die Jahre gekommen, glücklich verheiratet, vier erwachsene Kinder, Bauer in dritter Generation in Bangor, Nordirland, ein freundlicher Mann. Höflich beantwortet er alle Fragen, bleibt aber vorsichtig – auch jetzt, eine gute Woche nach dem Vorfall, lassen die Medien nicht locker, erst heute früh hat eine Zeitung aus London angerufen, und Radio Ulster hat ihn zu einer Studiodiskussion gebeten.

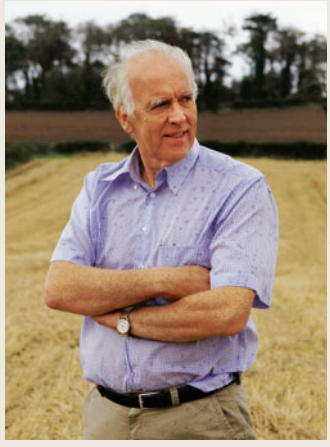
Immer noch kommen haufenweise Briefe, E-Mails aus dem ganzen Land, aus der ganzen Welt, für viele ist er ein moralischer Held, für andere ein Spießer, der Irland ins 18. Jahrhundert zurückschießen will.

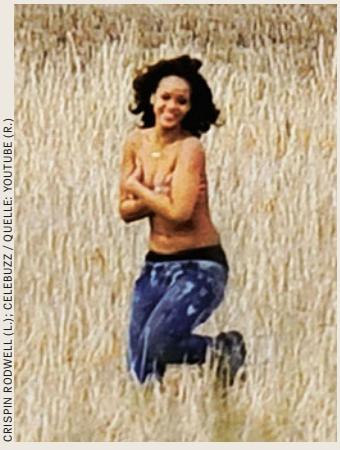
Es war wie eine Invasion, sagt er, zwei nackte Brüste sind in sein Leben einmarschiert, und eigentlich ist er nur Getreidebauer, kein Fachmann für Striptease und Busenkunde.

Die Geschichte begann damit, dass auf Grahams Hof ein Typ aufkreuzte, er hieß Mike, war großstädtisch gekleidet und setzte seine Schritte vorsichtig, mit seinen feinen Lederschuhen. Ob am nächsten Montag ein paar Leute vorbeikommen könnten, um ein Video zu drehen. Nettes Team. Zwei, drei Stunden. Sie würden auch nichts kaputtmachen, zertreten oder so.

Ja, gut, sagte Graham nur. Er war vollauf mit der Ernte beschäftigt und fragte nicht weiter nach.

An jenem verabredeten Tag hatte Graham die Angelegenheit beinahe vergessen. Er hatte eine Reifenpanne an einem der Traktoren, und als er von der Reparatur zurückkam, war an seinem Feld die Hölle los. Ein paar hundert Schaulustige, schätzte Graham, hatten sich eingefunden, ein halbes Dutzend Autos, Vans, Fotografen, Kameraleute, und alle Aufmerksamkeit galt einer jungen Frau in einem karierten Hemd, die da hinten durchs Getreide sprang, von links nach rechts, rechts nach links. Die Polizei war auch da, an der Belfast Road hatte es einen Auffahrunfall gegeben, wahrscheinlich, weil die Fahrer abgelenkt waren. Graham gesellte sich zu einem der Polizisten. Was eigentlich los sei?





CRISPIN RODWELL (L.); CELEBUZZ / QUELLE: YOUTUBE (R.)

Graham *Rihanna*

Rihanna, 23, Sängerin, hat bei einem Videodreh auf ein Oberteil verzichtet und damit einen nordirischen Bauern erzürnt. Im Weizenfeld von Alan Gra

Aus der „Süddeutschen Zeitung“

Das wissen Sie nicht?, fragte der junge Polizist. Dort – das ist Rihanna!

Oh, verstehe, sagte Graham. Und er überlegte, wer das sei, Rihanna.

Robyn Rihanna Fenty, 23 Jahre jung, geboren auf Barbados, R’n’B-Sängerin, fünf Alben, 30 Millionen Mal verkauft, Werbung für Nike, Procter & Gamble, Chevrolet, Nivea, Armani, alle möglichen Rekorde in allen möglichen Charts. Über 400 Millionen Google-Treffer, achtmal mehr als Albert Einstein.

Sie ist 160 Millionen wert, sagte der Polizist begeistert.

Verstehe, sagte Graham.

Er stellte sich dazu, um dem Trubel zuzuschauen. Mit seinen Gedanken war er eher bei dem reparierten Reifen. Aber plötzlich sah er etwas. Plötzlich sah er diese ganzen Leute, gaffend, giggelnd, fotografierend, gierig, unbarmherzig lechzten sie nach einer Sensation.

Und Rihanna, als hätte sie einen unsichtbaren Befehl bekommen, fing an, ihr kariertes Hemd auszuziehen, öffnete den BH, sprang barbusig hin und her, winkte den johlenden Leuten zu.

Graham sah einen Star, der angestarrt, bewundert wurde, aber er sah auch eine Ware darin, irgendwo in dieser Geldverdienmaschine steckte ein Mädchen, nicht älter als seine eigene Tochter. Warum zog sie sich aus? Plötzlich fand er alles falsch, grundfalsch, was hier auf seinem Feld geschah.

Also stapfte er zu dem Typen, der der Regisseur zu sein schien. „Ich bin nicht einverstanden mit dem, was hier geschieht. Bitte, verlassen Sie mein Feld!“ Rihanna kam selbst heran, jetzt wieder angezogen, sie unterhielten sich kurz, Graham weiß heute aber nicht mehr, worüber.

Die Filmleute zogen ab, sie waren ohnehin mit den Drehabeiten fertig. Graham hätte gern noch etwas erklärt, ihr gesagt, dass er Rihanna doch nur vor sich selbst hatte schützen wollen, aber zu spät.

Alan Graham sitzt in seinem Wohnzimmer, das elektrische Heizgerät summt, und auf seinem Laptop hat Graham das Video angeklickt, auf YouTube. Man sieht, wie Rihanna mit ihrem Lover Joints durchzieht, Tabletten einwirft, wie sie im Supermarkt klaut, wie er ihr seinen Besitzanspruch, das Wort „Mine“, auf den Hintern tätowiert – in Großbritannien hat die Geschichte eine scharfe Debatte ausgelöst, gestritten wird um die Grenzen von Popkultur, die Vermarktung von Sexualität und Gewalt.

In dem Video sieht man Rihanna durch ein Getreidefeld laufen, halbnackt, doch von hinten. „Das da, das ist mein Feld“, sagt Graham, und ganz kurz sieht er aus wie jemand, der sich schuldig fühlt.

RALF HOPPE

Hier stürzte das World Trade Center ein.

Wir bringen die Welt zu Ihnen nach Hause. ARD und ZDF bieten Wissen, Kultur und Unterhaltung – unabhängig und für alle. Dank Ihrer Gebühren.

www.ardzdf.de

ARD ZDF UND SIE

ARTE 3sat KI.KA PHOENIX Deutschlandradio

BUNDESWEHR

Das verlorene Bataillon

Seit zehn Jahren sind deutsche Soldaten im Einsatz in Afghanistan. Wer das Leben einer Einheit von Scharfschützen begleitet, erfährt, dass es am Hindukusch nicht nur darum geht, Straßen zu sichern und die Afghanen zu demokratisieren. Es geht auch darum, zu töten. *Von Takis Würger*

Es ist der 44. Tag im Krieg von Oberfeldwebel Christian Sommerkorn, und er hofft, dass er an diesem Tag endlich das tun wird, wozu ihn die Bundeswehr ausgebildet hat. Er schiebt ein Magazin in sein Sturmgewehr.

Es ist kurz nach vier Uhr morgens in Afghanistan, Sommerkorn klettert auf seinen Panzer und schaut ins Dahana-i-Ghori, ein Tal, in dem die Bundeswehr 300 Feinde vermutet.

Der Feindlagebericht der Bundeswehr warnt an diesem Morgen vor fünf Selbstmordattentätern im Dahana-i-Ghori. Fünf Selbstmordattentäter auf einer Fläche halb so groß wie Manhattan.

In der vergangenen Nacht hat Sommerkorn mit seiner Frau gechattet. Er schrieb: Schatz, ich bin fünf Tage draußen. Du musst nullkommanull besorgt sein. Nimm Amy abends von mir in den Arm.

Ich liebe dich, schrieb Jessika.

Ich liebe dich, schrieb Christian.

Der Panzer rollt durch den Morgen, nach einer halben Stunde springt Sommerkorn in den Staub. Er versteckt sich zusammen mit drei Kameraden hinter Bäumen, die Soldaten sichern die Flanken eines Minenräumfahrzeugs. Im Wald sitzt auch ein afghanischer Holzfäller, einer der Scharfschützen tauscht mit ihm eine halbe Tafel Ritter-Sport-Nussschokolade gegen eine Wassermelone. Sommerkorn schneidet mit seinem Klappmesser triefende Stücke aus dem Fruchtfleisch. Manchmal fragt sich Sommerkorn, wo der Krieg ist, auf den er sich vorbereitet hat.

Schießen mit Schutzweste, schießen mit Helm, schießen mit Schutzbrille, schießen im Liegen, schießen im Knien, schießen im Stehen, schießen mit der Pistole P8, schießen mit dem Sturmgewehr G36, schießen mit dem Sturmgewehr G3, schießen mit dem Scharfschützengewehr G3 DMR, schießen mit dem Scharfschützengewehr G22, schießen mit dem Scharfschützengewehr G82. Sommerkorn hat geübt für diesen Krieg.

An diesem ersten Tag meiner Recherche fragt Sommerkorn: „Was soll das eigentlich für eine Geschichte werden, die du schreibst?“

Die Recherche für diese Geschichte begann im Frühjahr mit Gesprächen, E-Mails und Telefonaten. Es musste verhan-

Bundeswehrsoldaten des Ausbildungsschutzbataillons MES in einem Panzer in der Provinz Baghlan:

delt werden, ob es möglich sei, als „embedded journalist“ über die Bundeswehr zu berichten. „Embedded“, eingebettet, bedeutet in diesem Fall, mit einer Kampftruppe in den Krieg zu ziehen. Die Bundeswehr hatte damit kaum Erfahrung, aber sie willigte ein.

Die Reise dauerte drei Wochen, sie wurde begleitet von einem Presseoffizier, der bei den meisten Gesprächen mit den Soldaten zuhörte. Zensur fand nicht statt.

Die Soldaten, von denen diese Geschichte erzählt, wollten, dass Deutschland weiß, in welchem Krieg sie kämpfen. Sie wollen Respekt.

An diesem Morgen sage ich Sommerkorn, dass es nur um eine Frage geht: Was machen deutsche Soldaten eigentlich in Afghanistan?

Sommerkorn wollte darauf keine Antwort geben.

Christian Sommerkorn ist in einem Dorf in der Nähe von Freiburg aufgewachsen, er ist 30 Jahre alt. Er hätte nichts dagegen, seinen wahren Namen gedruckt zu lesen, aber die Bundeswehr bittet darum, die Namen von Soldaten im Einsatz nicht zu nennen. Alle Namen der deutschen Soldaten in dieser Reportage sind geändert.

MARCO DI LAURO / GETTY IMAGES / DER SPIEGEL

„Da würde ich gern mal einen wegmachen“

Sommerkorn hat den Realschulabschluss gemacht und Zimmermann gelernt. Dann kam sein Musterungsbescheid. Er hatte wenig Lust, alte Leute zu pflegen, also ging er mit 20 Jahren zur Bundeswehr. Er teilte sich die Stube mit fünf Männern, die nach Schweiß rochen. Er lernte schießen, es gefiel ihm. Sommerkorn verpflichtete sich für zwölf Jahre. Er wurde Scharfschütze in Donaueschingen am Rande des Schwarzwalds, bei einer Truppe, die sich „Jäger“ nennt.

Als Sommerkorn erfuhr, dass sein Bataillon nach Afghanistan gehen würde, war seine Frau Jessika im vierten Monat schwanger. Sie sagte damals, da kommst du doch irgendwie drum rum. Sommerkorn sagte: „Da habe ich mich mein ganzes Berufsleben lang drauf vorbereitet.“

Sein Großvater sagte ihm, bleib hier. Als Sommerkorn sagte, er müsse, sagte der Großvater, ich wünschte, ich könnte für dich gehen.

Der Einsatz führte Sommerkorn in die Provinz Baghlan, die eine Stunde Helikopterflug östlich von Masar-i-Scharif liegt. Das Land ist grün dort, bis an die Hänge des Hindukusch. In den Tälern wachsen Pistazien und Granatäpfel, es könnte ein Paradies sein, wenn die Menschen nicht wären. Die Menschen in Baghlan töten. Sie töten sich gegenseitig, sie werden von den Deutschen getötet, und sie töten die Deutschen. Von den 13 Bundeswehrsoldaten, die in den vergangenen eineinhalb Jahren in Afghanistan gestorben sind, starben 10 in Baghlan.

Sommerkorn hat in diesem Krieg bisher kein einziges Projektil abgefeuert. Geschossen hat er in Afghanistan nur auf der Schießbahn. „Das ist, als wenn du einen Hund scharfmachst und den nicht von der Leine lässt“, sagt Sommerkorn.

Der Feind verbirgt seine Waffen in Kochtöpfen, in Bäumen, in Palmölkanistern. Der Sprengstoff besteht aus Pflanzendünger auf Harnstoffbasis, Autolack und Diesel. Taliban, die keinen Dünger besaßen, sollen schon Eselurin eingekocht haben, bis die Harnstoffkonzentration hoch genug war für eine Bombe.

IEDs, „improvised explosive devices“, unkonventionelle Sprengvorrichtungen, so heißen die gebastelten Bomben in der Sprache des Militärs. Sie lassen sich nicht erschießen. Ein Soldat kann sie nur finden, bevor die IED ihn findet. „Bein ab wäre schon scheiße“, sagt Sommerkorn.

Er versucht, sich auf seinen Auftrag zu konzentrieren und nicht darauf, ob es dieser Einsatz wert sei, ein Bein zu verlieren oder das Leben. Er spricht ungern über „große Politik“, wie er es nennt. Er sagt, er wisse zu wenig über die großen Zusammenhänge dieses Krieges, um dar-

über zu sprechen, aber er weiß, was eine Bombe aus Dünger anrichten kann, und er weiß, wie es ist, in einem Land zu leben, das vergessen hat, wie sich Frieden anfühlt.

Sommerkorn und 33 andere Soldaten gehen durch Reisfelder. Sie bilden zusammen eine Kampftruppe mit dem Namen „Echozug, 3. Kompanie, Ausbildungsschutzbataillon MES“. Sommerkorn marschiert vorbei an weißen Orchideen und einer Hütte, vor der rund geformte Kuhfladen trocknen. Neben den Fladen hocken afghanische Männer. Sommerkorn sagt „Salam alaikum“. Die Afghanen schweigen. Ihre Augen wirken feindselig, aber vielleicht sind sie nur ungewohnt schwarz.

Sommerkorn marschiert zu einem Hügel, der umringt ist von Stacheldraht und einer Mauer aus schottergefüllten Drahtkörben. Dahinter steht Sommerkorns Panzer, sein Fahrer hat ihn am Morgen hierhingefahren. In den kommenden vier Nächten wird Sommerkorn hinter seinem Panzer schlafen, am Fuß dieses Berges, unter einem Dach aus Wellblech. Auf dem Hügel leben ein Dutzend amerikanische Special Forces, Männer mit Baseballcaps und Vollbärten, die keine Namen auf ihrer Uniform tragen und häufig „fuck“ sagen. Sie haben den Hügel „Combat Outpost Russian Hill“ genannt, weil sie Menschenknochen gefunden haben und glauben, dass in der Erde ein Massengrab der Sowjets liege.

Die Deutschen erzählen sich, dass die Special Forces nachts den Russian Hill runterklettern, um Taliban zu jagen. So hatte sich Sommerkorn das auch mal vorgestellt, als er hier ankam.

Er kriecht unter ein Moskitonetz und legt sich auf sein Feldbett, an den Spitzen seiner Zehen wölben sich Blasen. Sommerkorn schaut sich das Lager an, die Mauer, über die jederzeit ein Afghane eine Handgranate werfen könnte. Zwischen den Panzern spannen sich Schnüre, auf denen die Soldaten ihre durchgeschwitzten Hemden trocknen, 34 Feldbetten bilden eine Reihe, darauf und davor liegen halbnackte Soldaten. Sie essen die Haferkekse aus ihren Verpflegungspaketen, sie lesen Bücher mit Titeln wie „Im Auge des Jägers“, sie essen die Schokolade aus ihren Verpflegungspaketen, sie schreiben Briefe, sie essen die Müsliriegel aus ihren Verpflegungspaketen.

Nach ein paar Stunden liegen die meisten stumpf auf ihrem Feldbett und warten darauf, dass irgendetwas passiert.

Sommerkorn erlebt seinen Einsatz in einer Zeitrechnung, in der Montag oder Dienstag nichts bedeuten, Tag oder Nacht auch nicht. Er gibt seinem Tag Struktur mit ein, zwei oder drei Operationen und dem Warten darauf.

Am Nachmittag steigt er zusammen mit drei weiteren Scharfschützen wieder auf seinen Panzer und fährt zu einer afghanischen Polizeistation. Die Station besteht aus einer Hütte aus Lehm und einem Wall. Sommerkorn soll von diesem Wall aus eine Bergkette beobachten.

Vier afghanische Polizisten mit geröteten Augen und Kalaschnikows laufen über den Wall und starren Sommerkorn an. Seine Augen wirken feindselig, aber vielleicht sind sie nur ungewohnt blau.

Als Sommerkorn von seinem Einsatz erfuhr, war seine Freundin im vierten Monat schwanger.

„Vertraust du denen?“, fragt einer der Scharfschützen.

„Nein“, sagt Sommerkorn.

Drei der deutschen Soldaten richten ihr Gewehr auf die Bergkette, ein vierter beobachtet die Afghanen. So, dass sie es nicht merken, aber auch so, dass er alle von ihnen erschießen könnte.

„Als Scharfschütze ist dein Job eigentlich das Töten“, sagt ein Soldat, der neben Sommerkorn liegt, „da will man natürlich wissen, wie das ist. Es gibt drei Möglichkeiten: Erstens, es ist nicht so dein Ding. Zweitens, es ist nicht schön, aber okay. Drittens, es ist eigentlich ganz gut.“

Sommerkorn kann 72 Stunden marschieren und danach so schießen, dass das Projektil aus 1000 Metern einen Menschen trifft. Einen Menschen aus Pappe. Wie das mit einem Menschen aus Fleisch wäre, weiß Sommerkorn nicht. Keiner der Scharfschützen im Echozug hat jemals auf einen Menschen geschossen.

Ein Afghane mit hennaroten Haaren klettert auf den Wall. Sommerkorn weiß nicht, ob der Mann ein Polizist ist und wo er steht in diesem Krieg. Der Mann führt einen der afghanischen Polizisten zu den Soldaten, greift seine Hand und sagt: „Afghan soldiers very hard.“ Die Daumenkuppe des Polizisten ist halb abgeschnitten. Sommerkorn funkt einen Sanitäter an.

„Water?“, fragt der Rothaarige.

„No, thanks“, sagt Sommerkorn.

„You have water?“

„Äh, yes“, sagt Sommerkorn und nimmt vier Flaschen aus einem Rucksack.

Einer der Polizisten zündet einen Joint an und reicht ihn den Deutschen. Sommerkorn schüttelt den Kopf und betrachtet die Afghanen, die rauchen, Wasser trinken und ihn anlächeln.

„Da hinten in den Bergen liegt das größte Schmutzdorf in dieser ganzen verkackten Provinz“, sagt Sommerkorn, „da würde ich gern mal einen wegmachen.“

Sommerkorn verarztet die Wunden der Afghanen, er gibt den Durstigen Wasser. Er zeigt, wie die Strategie der Generäle funktioniert, „Winning Hearts and Minds“, „Herzen und Köpfe gewinnen“, aber Sommerkorn will etwas anderes.

Die Taliban wollen einen Gottesstaat. Die afghanischen Polizisten wollen mit Sommerkorn einen Joint rauchen. Sommerkorn will Taliban wegmachen.

Am nächsten Morgen haben sich die Blasen an seinen Füßen mit Flüssigkeit gefüllt. Sommerkorn trägt Turnschuhe.

MARCO DI LAURO / GETTY IMAGES / DER SPIEGEL

Scharfschütze Sommerkorn (vorn) mit Kameraden, Oberfeldwebel Resch im Panzer: *Bei den Amerikanern*

MARCO DI LAURO / GETTY IMAGES / DER SPIEGEL

weiß jeder, warum sie einmarschiert sind, bei den Deutschen ist das anders

Die Befehle gibt ein Oberleutnant mit dem Brustkorb eines Gewichthebers, der sagt, er sei Soldat geworden, weil er seinem Land dienen wolle. Als er nach Afghanistan flog, postete er auf seiner Facebook-Seite: „Es lebe Deutschland!“

Nun schaut der Oberleutnant auf Sommerkorns Turnschuhe und sagt: „Echo 3 bleibt heute auf dem Russian Hill.“ Echo 3 ist die Gruppe der Scharfschützen.

„Wegen den Turnschuhen, oder was?“, fragt Sommerkorn.

„Ja“, sagt der Oberleutnant. Sommerkorn geht zu seinem Feldbett, als er zurückkommt, trägt er Stiefel und humpelt.

Die Patrouille marschiert in ein Dorf, und der Oberleutnant schüttelt die Hand eines Mannes, der einen Kugelschreiber in der Hemdtasche trägt, was vermuten lässt, dass er schreiben kann, das wäre etwas Besonderes in diesem Tal. Der Mann heißt Nu Rahman, der Oberleutnant nennt ihn Bezirksbürgermeister.

Nu Rahman führt den Oberleutnant in sein Haus und serviert ihm Tee und Vollkornfladenbrot. Als der Oberleutnant wieder aus dem Haus tritt, sagt er, Doktor Nu Rahman habe darum gebeten, dass die Soldaten ihm ein paar Flaschen deutsches Bier vorbeibringen, weil er ein Nierenleiden habe, das durch deutsches Bier kuriert werden könne. Und er habe gesagt, bei den Amerikanern wisse jeder, warum sie in Afghanistan einmarschiert seien, bei den Deutschen sei das anders.

Der Oberleutnant lächelt, als wäre das eine gute Nachricht. Die Soldaten wandern weiter. Zurück bleiben ein winkender Nu Rahman und seine Frage: Was will die Bundeswehr in Afghanistan?

Oberfeldwebel Sommerkorn humpelt nicht, als er an seinem Oberleutnant vorbei durch das Eisentor am Russian Hill läuft. Bei jedem Schritt presst er die Kieferknochen aufeinander.

Er sinkt auf sein Feldbett. Die Privatsphäre im Russian Hill spannt sich für jeden Soldaten über 190 mal 65 Zentimeter und besteht aus reißfestem Polyamid. Sommerkorn schaltet sein iPhone an und checkt, ob Jessika ihm gemailt hat.

Nachts schläft Sommerkorn auf einem Kissen, das seine Frau ihm geschenkt hat. Darauf ist ein Foto gedruckt, es zeigt Christian, Jessika und Amy.

Sommerkorn sagt, er habe seine Familie noch nie so intensiv geliebt wie hier, 5000 Kilometer von zu Hause entfernt.

Der Krieg lässt die Soldaten Gefühle erleben, die stärker sind als vieles, was sie kannten. Wut, Hass, Angst, an schlechten Tagen. An guten Tagen Mut, Hoffnung, Liebe. Der Krieg verstärkt auch die Gefühle an den Tagen dazwischen, Tage, die nicht gut sind und nicht schlecht, sondern nur leer.

Diese Tage erlebt Sommerkorn im Observation Post North, dem Basislager der Bundeswehr in der Provinz Baghlan. Der Observation Post North liegt auf einem Berg, den 700 Soldaten und eine Milliarde Mücken bewohnen. Die Soldaten leben dort in Zelten, die sie in den Staub gebaut haben. Der Staub kriecht in die Waffen und scheuert zwischen den Beinen.

Es ist ein Donnerstag, Lariam-Tag.

Lariam ist ein Medikament, das vor Malaria schützt. Die Soldaten sollen es einmal in der Woche schlucken. Lariam steht im Verdacht, bei manchen Menschen zu Psychosen zu führen. Einige Soldaten schmeißen die Pillen in den Müll, andere schlucken alle auf einmal.

Sommerkorn hockt vor einem Gasbrenner und erhitzt „Typ II Fertiggericht 2: Indische Reispfanne 300 g“. Die Männer haben diskutiert, ob es möglich sei, am eigenen Ellenbogen zu lecken, und ob in München ein einarmiger Koch Buletten in seiner Achselhöhle forme. Nun reden sie über Angst.

„Ich habe Angst, dass meine Tochter vergisst, wer ich bin“, sagt Sommerkorn.

„Hättest du Angst, ein Ziegenei zu essen?“, fragt ein Stabsgefreiter in Surfershorts.

„Ich habe Angst, dass meine Frau und ich nicht wieder zusammenfinden, wenn ich zurück bin“, sagt ein Panzerfahrer.

„Für wie viel Geld würdest du ein Ziegenei essen?“, fragt der Stabsgefreite.

„Ich habe keine Angst“, sagt Sommerkorn, „was ich habe, sind einige ganz besondere Fähigkeiten. Fähigkeiten, die ich mir im Laufe vieler Jahre angeeignet habe. Fähigkeiten, die mich zum Alptraum machen für Typen wie Sie.“ Es ist ein Zitat aus dem Film „96 Hours“. In dem Film tötet ein Vater viele Menschen, und am Ende umarmt er seine Tochter.

„96 Hours“, „Apocalypse Now“, „Black Hawk Down“, manche Soldaten fahren nach Afghanistan mit Bildern in ihrem Kopf, die sie aus Filmen kennen. Auch deshalb wollen sie kämpfen, sie wollen Hauptdarsteller sein, Helden.

„Ich lasse mich lieber hier unten ansprengen, als dass die bei uns zu Hause in die Hochhäuser fliegen“, sagt der Stabsgefreite in Surfershorts. Sommerkorn denkt für einen Moment darüber nach, dann sagt er. „In welche Hochhäuser sind die denn bei uns geflogen?“

Der Stabsgefreite schweigt, er nimmt eine Packung Kaugummis vom Tisch und schiebt sich alle Kaugummis in den Mund. Er kaut ein wenig, dann spuckt er einen Klops Kaumasse auf den Tisch.

„Gib’s halt mir“, sagt ein Oberfeldwebel mit kurzen schwarzen Haaren. Der Oberfeldwebel heißt Julia Resch, sie ist 28, sie ist die einzige Frau in Sommerkorns Zug. Der Stabsgefreite nimmt den Klops und wirft ihn durch die Luft, Resch steckt sich die Masse in den Mund.

Das Kaugummi ist Teil von Reschs Strategie. Sie sagt, wenn sie will, dass die Männer sie akzeptieren, müsse sie das Weibliche ablegen. Ekel vor Essen, das andere im Mund hatten, ist weiblich.

Auf ihren Rücken hat Resch chinesische Zeichen stechen lassen, die übersetzt

bedeuten: „Der Weg ist das Ziel.“ Aber das Ziel von Julia Resch ist es, am Ende des Weges anzukommen und so schnell gewesen zu sein wie die Männer.

Resch hat sich diesen Weg nicht ausgesucht. Die 34 Soldaten aus Sommerkorns Zug kämpfen nicht freiwillig in Afghanistan, sie wurden dazu eingeteilt. Nun versucht jeder von ihnen, den sechs Monaten Einsatz einen Sinn zu geben. Manche sparen die täglichen 110 Euro Auslandszulage für eine neue Küche, Sommerkorn will wissen, ob er töten kann, Julia Resch will beweisen, dass eine Frau genauso gut kämpfen kann wie ein Mann.

Zieht eigentlich irgendjemand in diesen Krieg wegen des Kampfes gegen den internationalen Terrorismus?

Am Abend, bevor Sommerkorn wieder auf den Russian Hill fährt, bekommt er ein Paket von seiner Mutter.

2 Gläser Nutella, 2 Gläser selbstgekochte Erdbeer-Rhabarber-Marmelade, 1 Büchse grobe Leberwurst, 1 Stück Speck, 1 Büchse Mandarinen, 1 Tube Senf, 1 Blutwurst, 2 Ritter Sport, 1 Brief. Es ist ein Karton gefüllt mit Deutschland. Sommerkorn schreibt seiner Mutter in einer E-Mail: Danke für das tolle Paket. Du weißt doch, dass ich keine Blutwurst esse.

Drei Tage später auf dem Russian Hill geht ein Mann zur Befehlsausgabe, dessen Körper unter besonderer Spannung zu stehen scheint, wie eine Gerte, die man biegt. Der Mann ist frisch rasiert.

Sommerkorn schlurft über den Kies. Als er den rasierten Soldaten sieht, macht er sich gerade. „Guten Tag, Herr Oberstleutnant“, sagt Sommerkorn.

Oberstleutnant Peter Stranow ist der Kommandeur im OP North, ein 43 Jahre alter Mann mit Brille. Die Männer mögen ihn, weil er hart und gerecht führt und manchmal den Mannschaftssoldaten zum Geburtstag gratuliert. Stranow hat außerdem den Ruf, schneller rennen zu können als jeder seiner Infanteristen. Sein Codename auf dem Funk ist Greyhound.

Stranow nimmt ein paar tiefe Atemzüge und sagt dann: „Ist schon ganz eigen und schön hier.“

„Schön“ ist ein seltenes Wort in einem Kriegsgebiet. Stranow scheint im Dahana-i-Ghori auch das sehen zu können, was es einmal war und irgendwann wieder sein könnte. Ein Urlaubsziel bei Afghanen und Hippies, bekannt für die Sonnenblumen, das Gras und einen Sternenhimmel, an dem die Milchstraße hell strahlt.

Die Patrouille marschiert wieder zum Haus von Nu Rahman, vor dem Grundstück sinkt Stranow auf ein Knie. Der Oberleutnant will noch mal mit Nu Rahman reden. Nach einiger Zeit marschiert Julia Resch um die Ecke und sagt: „Alles läuft gut, der Oberleutnant ist glücklich mit dem Gespräch.“

„Und der Doktor?“, fragt Stranow. „Ist der Doktor auch glücklich?“

Bundeswehrsoldaten im Außenposten Russian Hill beim Warten auf die nächste Operation: *Tage,*

Die Frage, ob die Afghanen glücklich sind über den Besuch der Bundeswehr, scheint Resch nicht erwartet zu haben.

„Ich bringe das in Erfahrung, Herr Oberstleutnant“, sagt sie und rennt.

Stranow denkt darüber nach, ob die Afghanen glücklicher werden durch die Arbeit seiner Männer. Die Bundeswehr hat in Baghlan den Auftrag, zwei Straßen zu sichern. Die Straßen kommen aus Kunduz und Masar-i-Scharif, vereinigen sich im Tal und führen weiter nach Kabul. Es sind wichtige Straßen. Stranow glaubt, dass hier einige Menschen leben, die die deutschen Soldaten gern aus dem Tal sprengen würden. Aber die Mehrheit der Menschen wolle sicher fahren, und deshalb mögen sie die Bundeswehr, zumindest hofft Stranow das.

In deutschen Talk-Runden klingt es cool, wenn man sagt, nichts ist gut in Afghanistan. Aber im Tal Dahana-i-Ghori sorgen Stranow und seine Männer dafür, dass Väter ihre Töchter zur Schule fahren können, ohne auf dem Weg zu sterben.

Stranow weiß, dass viele seiner Männer sich den Kampf wünschen. „Wir könnten den ganzen Raum frei von Taliban machen, aber dann haben wir vielleicht 20 tote deutsche Soldaten“, sagt er.

Bei einem Verabschiedungsappell in Donaueschingen hat Stranow den Angehörigen seiner Soldaten gesagt, dass er alles tun werde, damit ihre Söhne, Männer, Brüder und Väter heil nach Hause kämen. Stranow hat drei Kinder. Sein jüngster Sohn ist vier Monate alt.

Stranow glaubt, wer diesen Krieg gewinnen wolle, müsse die Menschen gewinnen. Und mit Gewehrkugeln verliert man Menschen, auf beiden Seiten. Im Zweiten Weltkrieg galt für Scharfschützen der Leitsatz: Töte einen, ängstige Tausende. Heute im Krieg in Afghanistan sagt Oberstleutnant Stranow: „Es kann sein, dass wir einen Taliban töten und dadurch 50 neue gebären.“

Aus einer Tür neben Stranow tritt ein afghanischer Mann. „Salam alaikum“, sagt Stranow. Friede sei mit dir.

„Tschetur hasti“, sagt Stranow. Das ist Dari und heißt, wie geht’s?

„Choda Hafes“, sagt Stranow. Möge Gott dich schützen.

Der afghanische Mann bleibt stumm.

Manchmal ist es schwer, die Afghanen zu gewinnen, auch wenn man ihre Sprache lernt und ihre Straßen sichert.

Nach der Patrouille hält Stranow eine kurze Rede, sie handelt von Tapferkeit

MARCO DI LAURO / GETTY IMAGES / DER SPIEGEL

die nicht gut sind und nicht schlecht, sondern nur leer

und sicheren Straßen. Am Ende sagt Stranow: „Es bricht sich keiner was ab, wenn er mal den Kindern winkt.“ Er schaut in die Runde und sagt: „Weitermachen.“

Sommerkorn setzt sich mit den anderen Scharfschützen um einen Gasbrenner. In der Nacht soll er auf einen Hügel klettern und einen Pass beobachten, über den die Taliban ins Tal schleichen.

„Wir brauchen endlich einen TIC“, sagt ein Mann mit Vollbart und Glatze. TIC steht für „troops in contact“ und bedeutet Gefecht. Der Mann heißt Andy, er ist Sommerkorns Partner. Auf Andys linkem Arm steht in japanischen Schriftzeichen „Stärke“ und „Stolz“, auf seinem rechten steht „Ehre“ und „Mut“. Auf seinen Hals trägt er ein Tattoo, das das Eiserne Kreuz zeigt.

„Da ist ja irgendwo auch ein Druck, den ein Soldat hat, da hat man so lange drauf hingearbeitet“, sagt Sommerkorn.

Einer der Scharfschützen sagt: „Wenn du genau siehst, wie du jemanden kaltmachst, wachst du in zwei Jahren auf und siehst die Fresse von dem Typen vor dir.“

„Wenn ich den Auftrag bekommen würde, eine Zielperson auszuschalten, ist das für mich kein Mensch, sondern das ist ein Auftrag“, sagt Sommerkorn.

Sommerkorn hält eine indische Reispfanne in der Hand und stochert mit seinem Plastiklöffel in den gelben Körnern.

„Aber ich glaube, dass das Töten einen Menschen verändert“, sagt Sommerkorn, er überlegt, dann sagt er: „Natürlich will niemand irgendjemanden töten.“

Man müsse das aus soldatischer Sicht sehen und aus menschlicher, sagt Andy.

Einer der afghanischen Polizisten zündet einen Joint an und reicht ihn den deutschen Soldaten.

Auf seinem Handy hat Andy einen Satz gespeichert, der aus den inoffiziellen Zehn Geboten der Scharfschützen stammt. Das erste Gebot lautet: „Kämpfe fanatisch! Du bist ein Menschenjäger!“

Andy und Sommerkorn versuchen, ihren Krieg aus soldatischer Sicht zu sehen. Wenn Taliban auf sie schießen, werden sie zurückschießen. Sie müssen dabei nicht nachdenken. Anders wäre es, eine Zielperson über Stunden beobachten zu müssen und dann der Person ein .300-Winchester-Magnum-Projektil in die Stirn zu schießen. Der Schütze hätte Zeit zum Nachdenken. Er hätte die Wahl.

„Für mich ist das leichter“, sagt der Bordschütze des Panzers, „für mich sieht das über den Bildschirm aus wie ein Computerspiel, zu Hause spiele ich ja auch Computer.“

Die Soldaten sitzen auf ihren Betten und lauschen dem Zischen des Gaskochers. Auf der anderen Seite des Stacheldrahts hört man Kinderstimmen.

Fünf Stunden später ist die Nacht mondlos, die Panzer fahren ohne Licht. Sommerkorn und Andy springen bei laufendem Motor aus der Luke und verschwinden in der Dunkelheit. Man hört nur ihre Gummisohlen im Sand. Der Berg ist steil und kahl, oben ducken sich Andy und Sommerkorn in eine Kuhle. Der Berg ist ein afghanischer Friedhof, ein Grabhügel. Andy und Sommerkorn wissen nicht, worin sie liegen. Es kann eine gewöhnliche Kuhle sein oder ein Grab.

Andy schaut durch das Zielfernrohr des G22, Sommerkorn liegt daneben mit einem Nachtsichtgerät. Häufig ist der erfahrenere Scharfschütze der Beobachter. „Der Schütze schießt, der Beobachter trifft“, das ist ein Satz, den die Scharfschützen gern zitieren. Sommerkorn beschreibt Schießen wie die Arbeit eines Feinmechanikers. Wer dieses Handwerk lernen will, brauche Geduld und eine gute Auffassungsgabe.

Vor einem Schuss atmet Sommerkorn dreimal tief, er berührt den Abzug mit dem ersten Fingerglied des Zeigefingers, sucht den Druckpunkt, atmet ein Drittel der Luft aus und summt leise, damit der Beobachter neben ihm weiß, was kommt.

Trifft das Projektil einen Menschen, dringt es in den Körper ein und formt ein kleines Loch. Im Körper überschlägt sich das Projektil und reißt Knochen und Gewebe mit. Sommerkorn sagt, die Austrittsstelle könne so groß sein wie ein Spiegelei. Sommerkorn hat mit dem G22 mal auf ein Reh geschossen, nach dem Treffer sah es zur Hälfte aus wie Ragout, sagt er.

Beim Abschuss fliegt das Projektil mit einer Geschwindigkeit von 910 Metern pro Sekunde, fast dreimal so schnell wie der Schall. Ein Mensch, der ins Fadenkreuz eines G22 gerät, ist tot, bevor er den Schuss hören kann.

Sommerkorn sagt, Schmauch sei schon ein geiler Geruch. Ein schönes Gefühl sei das, mal ein Gerät in der Hand zu halten, von dem man die Wirkung sieht.

Sommerkorn kennt die Wirkung, aber er sucht einen Sinn. Jeder Mensch braucht einen Sinn, und je schwerer die Aufgabe wird, umso genauer muss der Mensch diesen Sinn kennen. Amerikanische Soldaten haben ihre Flagge. Christian Sommerkorn hat nur sein Handwerk und seinen Auftrag. Er arbeitet als Scharfschütze mit demselben Anspruch, den er hatte, als er noch Zimmermann war. Die

MARCO DI LAURO / GETTY IMAGES / DER SPIEGEL

Bezirksbürgermeister Rahman, Oberleutnant: *Deutsches Bier gegen Nierenleiden*

Bundeswehr hat ihn ausgebildet zu töten, und nun wartet Sommerkorn aufs Töten. Aber der Auftrag allein gibt diesem Töten keinen Sinn. Auf die Frage, warum er auf einen Menschen schießen will, findet Sommerkorn nur die Antwort, dass er tun will, was er gelernt hat. Und eigentlich will er ja nicht auf Menschen schießen. Sommerkorn weiß, dass er in einem Widerspruch lebt. Man kann es nicht erklären. Es ist absurd. Es ist Krieg.

Sommerkorn und Andy beobachten seit zwei Stunden, bisher haben sie keinen Menschen gesehen, nur eine Ratte.

Es gibt einsame Momente in Afghanistan. Sommerkorn denkt in solchen Momenten manchmal an Jessika und Amy und an seine zehnjährige Tochter Felina, die bei seiner Jugendliebe lebt.

Am 28. Juli dieses Jahres saßen Jessika, Amy und Christian im Auto auf dem Parkplatz der Kaserne in Donaueschingen. Christian wollte es kurz machen, so erzählt er. Er küsste seine Frau, beugte sich über seine Tochter, die im Kindersitz saß, und sagte, dass er fort müsse und dass er sie liebe. Amy schaute ihren Vater an, streckte ihre Arme aus und lachte.

Sommerkorn fragt sich, wie das wohl wäre für seine Mädchen, wenn sie in der Schule sagen müssten, mein Vater ist in Afghanistan gestorben.

Seit Stunden liegen Sommerkorn und Andy auf dem Grabhügel, sie haben geschwiegen, nun sagt Sommerkorn: „Ich glaube, die Deutschen wissen nichts von der Belastung, die wir tragen."

Vor seinem Einsatz haben Fremde Sommerkorn hinterhergeschrien: Soldaten sind Mörder. Der Kommandant seines Panzers wurde angespuckt, erzählt er, als er im Feldanzug nach Tübingen fuhr, um seine Mutter von der Arbeit abzuholen.

Viele Deutsche machen die Soldaten verantwortlich für diesen Krieg, den sie für falsch halten. Ihnen ist egal, ob die Soldaten den Krieg auch nicht wollen.

Auf dem Hügel sagt Andy: „Was ist ein Esel mit einer roten Taschenlampe auf dem Kopf?" Sommerkorn schweigt. Andy sagt: „Der afghanische Knight Rider."

Die Soldaten, die vor Sommerkorn in Baghlan dienten, kämpften mit ähnlichen Problemen wie er. Am Ende ihres Einsatzes, so erzählen Sommerkorns Kameraden, schossen die Soldaten in die Luft. Sie nannten sich „The Lost Battalion".

Diese Männer sind daheim, aber ihr Name verfolgt die Soldaten in Baghlan wie ein Fluch. Sommerkorn dient im verlorenen Bataillon.

Als er drei Tage später in den Observation Post North fährt, ist noch immer kein Schuss gefallen, es ist der 62. Tag in Sommerkorns Krieg, aber die Männer haben gute Laune, weil sie Fladenbrot beim Afghanen gekauft haben. Sie wollen Zwiebeln anbraten und mit einem Beamer den Film „Der letzte Lude" gucken.

Wie das wohl wäre, wenn seine Mädchen sagen müssten: Vater ist in Afghanistan gestorben.

Sommerkorn stürzt aus seinem Zelt, seine Augen sind aufgerissen. „Habt ihr das gehört?", ruft er, er brüllt fast. „Ich habe gerade über Funk was von drei RPGs gehört." RPGs sind Granaten.

Das Funkgerät krächzt. Aufständische haben im Norden von Baghlan auf eine Patrouille gefeuert. Sommerkorn nickt, als über Funk die Nachricht kommt, dass die U. S. Air Force zwei F-16-Jets schickt. Nach einer Stunde beruhigt sich die Lage, die Kampfjets drehen ab, die Soldaten gehen duschen. Nur Sommerkorn hockt noch vor einer Karte Baghlans und gleitet mit seinen Fingern wie ein Feldherr über das Tal, in dem er bis Februar dienen wird.

Die Bundeswehr hat Sommerkorn den Tag nicht genannt, an dem er zurückfliegen wird, aber er denkt schon an das erste Essen mit Jessika bei McDonalds's und an einen Caesar Salad mit Hähnchenbrust.

Und er denkt an den Tag, an dem er im kommenden Sommer seine Uniform ausziehen wird, wenn seine zwölf Jahre als Zeitsoldat vorbei sind und Sommerkorn sein Abitur nachmachen wird. Danach würde er gern in der Justiz arbeiten oder im Bundesamt für Güterverkehr. Eine Laufbahn als Beamter wäre schön, sagt Sommerkorn, wegen der Sicherheit.

In der vergangenen Nacht auf dem Grabhügel hat Sommerkorn ein wenig in die Sterne gesehen und darüber nachgedacht, dass Jessika, Felina und Amy daheim in denselben Himmel schauen. Nur Sommerkorn weiß, was er in diesem Moment gedacht hat über diesen Krieg.

Vielleicht könnte Oberfeldwebel Christian Sommerkorn am Ende durch das Warten auf den Schuss mehr erfahren über sich und den Krieg als durch den Schuss selbst. Eine Erkenntnis, die wenig gemein hat mit dem Bild von Krieg, das er aus Filmen kannte. In der Nacht auf dem Hügel sagte Sommerkorn, leise, so dass der Feind nichts hört: „Für mich ist das Wichtigste, dass ich nach Hause gehe und noch der gleiche Mann bin."

Auch Oberstleutnant Stranow schaut an diesem Abend auf die Karte Baghlans, er geht davor auf und ab in seinem Konferenzzimmer und plant, wie er auf den Angriff reagieren wird. Am kommenden Morgen werden Truppen der Afghanen zusammen mit der Bundeswehr ausrücken und nach Minen suchen. „Wir müssen ein Zeichen setzen", sagt Stranow, er sitzt in einem großen Sessel, die Spannung ist aus seinem Körper gewichen.

Morgen früh vor fünf Uhr wird Oberstleutnant Peter Stranow aufstehen und wieder die Uniform anziehen mit der schwarz-rot-goldenen Fahne auf den Schultern. Er wird auch seine Tarnhose überstreifen und wie jeden Morgen eine Postkarte in die Beintasche stecken. Die Karte hat Stranow per Feldpost von seiner Tochter Lina bekommen. Stranow trägt diese Karte immer bei sich, sie erinnert ihn an daheim, daran, dass in einem Haus in Süddeutschland eine Frau und drei Kinder darauf warten, dass er zurückkehrt aus diesem Krieg.

Auf der Postkarte steht nur ein Satz, geschrieben in der Schrift eines siebenjährigen Mädchens: „Lieber Papa, ich habe mich heute gefragt, warum du Soldat geworden bist. Bitte antworte."

Video: Auf Patrouille mit den Scharfschützen der Bundeswehr
Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife".

Im Scheißloch

Ortstermin: *Der Bestsellerautor Andreas Altmann liest in Altötting aus seinem Hassbuch gegen Altötting vor.*

Natürlich sieht es lässig aus, wenn man mit zwei Leibwächtern einen Saal betritt. Besonders lässig wirkt es an Orten wie dem Graminger Weißbräu, einem verrumpelten Gasthaus an der Ortsgrenze von Altötting in Oberbayern.

Andreas Altmann geht, geschützt von den dicken Männern, zur Bühne. Er sieht aus wie ein verwitterter Popstar, dem sein Management diesen verfluchten Gig in der Provinz verschafft hat. Altmann trägt Lederjacke, Mütze und in der Hand sein neues Buch. Er ist ja zum Vorlesen gekommen. Er ist hier, um den Leuten seine Altötting-Verachtung, seinen Katholizismus-Hass um die Ohren zu hauen. Und damit die Leute nicht zurückhauen, gibt es die beiden Leibwächter.

Altmann hat, das sagt er nun, am Lesetisch sitzend, einige unerfreuliche E-Mails bekommen. Von Lesern. Man wolle ihn „in den Inn werfen“, in „Gülle ersäufen“. Jemand bedauert, „dass dein Vater dich nicht totgeprügelt hat“. Und überhaupt werde er das Buch „noch bereuen“.

Hier im Saal sieht niemand wie ein Totprügler oder Ersäufer aus. Alles brave Frauen und Männer, die Altmann mit Beifall begrüßen. Aber jetzt sind die Leibwächter nun mal da und als Show-Idee ja auch nicht schlecht. „Ich hab hier den tapferen Felix neben mir. Hinten steht der bärenstarke Werner“, sagt Altmann, so als würde er seine Band vorstellen.

Die Lesung ist ausverkauft, rund 250 Leute. Aber lange war nicht klar, ob die Lesung überhaupt stattfinden würde.

Altmanns neues Buch trägt den Titel „Das Scheißleben meines Vaters, das Scheißleben meiner Mutter und meine eigene Scheißjugend“. Altmann schreibt über seine Nachkriegskindheit in Altötting, wo der Vater erbarmungslos prügelt, wo die Lehrer prügeln, wo „bigotte Inzucht“ herrscht. Altötting ist Deutschlands bekanntester katholischer Wallfahrtsort, Heimat der Schwarzen Madonna, auch Papst Benedikt kam schon zu Besuch. Andreas Altmann ist 62 Jahre alt und beschreibt „AÖ“ als „Kaff, das man als Geburtsort nicht öffentlich aussprechen, nur als Geburtsfehler verheimlichen will“. Als „Stadt voller Pfaffen und von Pfaffen geducktem Volk“. Damit macht man sich hier natürlich nicht nur Freunde, klar.

Zunächst wollte die Buchhandlung Fraundorfner die Lesung durchführen, sagte aber wieder ab. Man hatte Bedenken, Befürchtungen. Stattdessen wurde für den Tag eine neue Veranstaltung gebucht – eine Lesung aus dem Buch „Don Camillo und Peppone“. Dafür fasste man sich bei der Buchhandlung Dr. Naue ein Herz, weil „AÖ“, so sagt es die Chefin, eine Ausladung „nicht auf sich sitzen lassen konnte“. Als Veranstaltungsort wurde trotzdem ein „neutraler Platz“ gewählt – das Graminger Weißbräu, an der Ortsgrenze von Altötting.

WOLFGANG MARIA WEBER / DER SPIEGEL

Autor Altmann (r.), Bodyguard: *„Sakrosanktes Klimbim“*

Das ist nun alles ziemlich viel Aufregung um eine Lesung aus einem Buch. Ähnlich muss es Madonna gehen, wenn sie in Hotpants in Saudi-Arabien auftreten will. Oder Salman Rushdie in Teheran.

Andreas Altmann blieb entspannt. Erstens wohnt er heute in Paris und hält „AÖ“ sowieso für ein „Scheißloch“. Zweitens sind Aufregung, Absagen und Bodyguards nicht schlecht, wenn man ein Buch verkaufen will. Drittens ist sein Buch längst ein Bestseller. Viertens ist er gern Abrechner, Nestbeschmutzer, atheistischer Teufel und Bild-Zertrümmerer.

Andreas Altmann liest, und es wird still, auch hinten an der Theke. Womöglich warten alle darauf, dass nun irgendwas passiert. Die Presse ist gekommen, Kamerateams, alle warten auf den Showdown zwischen „AÖ“ und Andreas Altmann, auf die Rache der Provinz, darauf, dass jemand mit Rosenkränzen wirft oder Schutzengel-Anhängern oder Energieengel-Kerzen oder Pilgerbier oder weiß Gott was. Kann man ja alles kaufen in „AÖ“, der Ort ist zugestopft mit Devotionalien. Mit „sakrosanktem Klimbim“, schreibt Andreas Altmann.

Er schont die Zuhörer nicht. „Ich werde die AÖ-Stellen vorlesen“, sagt Altmann. Er erzählt von seinem gewalttätigen Vater, dem Rosenkranzhändler, er imitiert das „Gewimmer des Pfaffen“ in der Sonntagspredigt, er erzählt von einem Kinder missbrauchenden Kaplan und einer Sex-Orgie im Kapuzinerkloster, nach der man einen Pater mit einer zerbrochenen Flasche auffindet, die tief im Hintern steckt. Mehr Zumutung, mehr Nestbeschmutzung geht nicht, hier am Ortsrand von „AÖ“.

Und was passiert? Nichts, eigentlich.

Schweigen, Kopfschütteln, ein paar blasse Gesichter. Vor allem aber Beifall, Nicken, Lachen. Die Altöttinger reagieren gelassen. Mag sein, dass aus dem Ort nur die 250 Gelassenen gekommen sind, aber sie nehmen den Nestbeschmutzer Altmann in die Arme, sie stehen in langen Schlangen an für ein Autogramm. Die geplante Buchdiskussion fällt aus, weil niemand mit Altmann diskutiert, sondern alle nur nachfragen oder loben.

Vielleicht bewundern sie am Ende seinen Erfolg. Andreas Altmann, ein Bestsellerautor aus Altötting! Einer von ihnen, trotz alledem. Vielleicht halten sie ihn auch für einen verirrten Sünder, fühlen sich verpflichtet zur Vergebung und hoffen insgeheim auf Buße. Vielleicht ist es aber auch ganz einfach so: Sie ahnen, dass Altmann recht haben könnte. Dass es damals genauso war, wie im Buch beschrieben. Vielleicht erkennen sie alles wieder. Den Katholizismus, die Provinz und ihren Ort, Altötting. Das Scheißloch.

JOCHEN-MARTIN GUTSCH

200
Millionen Euro

wird die hiesige Wirtschaft dieses Jahr mit Halloween-Produkten umsetzen. Das schätzt der Deutsche Verband der Spielwarenindustrie. Zum Vergleich: In den USA werden etwa 6,86 Milliarden Dollar umgesetzt.

THOMAS LOHNES / DDP IMAGES / DAPD

HRE

Segensreicher Fehler

Die milliardenschweren Fehlbuchungen im Umfeld des ehemaligen Immobilienfinanzierers Hypo Real Estate (HRE) haben womöglich disziplinarische Folgen für das Management. Für diese Woche ist ein Vorstand der HRE zum Rapport ins Finanzministerium einbestellt, kommende Woche soll ein Vorstand der FMS Wertmanagement, der Bad Bank des Instituts, erscheinen. Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) will von beiden wissen, wie es zu den Bilanzfehlern kommen konnte. Ende vergangener Woche war bekannt geworden, dass die FMS Wertmanagement ihre Verschuldung um 55,5 Milliarden Euro zu hoch ausgewiesen hatte. Zu dem Bilanzierungsfehler kam es offenbar, weil die FMS Wertmanagement Kursgewinne bei den Papieren, die in die Bank ausgelagert worden waren, als Verlust verbucht hatte. Unabhängig von den Fehlbuchungen verkaufte der HRE-Resteverwerter zudem Papiere und Derivate im Wert von rund 10 Milliarden Euro. Allein wegen des Buchungsfehlers sinkt Deutschlands Staatsverschuldung 2011 um 2,6 Prozentpunkte auf 81,1 Prozent der Jahreswirtschaftsleistung.

GESUNDHEIT

Ersatzkassen greifen DAK an

Konkurrenten der DAK haben Sorge, dass es bei der Megafusion der drittgrößten deutschen Krankenkasse mit der BKK Gesundheit nicht mit rechten Dingen zugehe. Das geht aus einem Brief der übrigen Ersatzkassen an das Bundesversicherungsamt hervor. Für Irritationen sorgt bei Konkurrenten wie der Techniker Krankenkasse und der Barmer GEK, dass die frisch fusionierte DAK Gesundheit angekündigt hat, künftig keinen Zusatzbeitrag mehr zu verlangen. Dies werde die finanzielle Lage der Riesenkasse „bis zum Jahresende 2012 deutlich belasten“, heißt es in dem Schreiben. Es stelle sich die Frage, ob die „DAK Gesundheit ausreichend Vorsorge für langfristige Verpflichtungen“ wie etwa Pensionsrückstellungen betreiben könne. Spätestens 2013 müsse die neue Kasse wieder einen Zusatzbeitrag erheben – „mit dann möglicherweise noch schwerwiegenderen Folgen“. Die DAK bestreitet die Vorwürfe. Man behalte sich vor, gegen die Behauptungen rechtliche Schritte einzuleiten. Die Ersatzkassen sind auch deshalb verärgert, weil sie mit der DAK eine Haftungsgemeinschaft bilden. Geht eine Kasse pleite, müssen die anderen einstehen.

KONZERNE

Unter Verdacht

Das Verhältnis von Telekom-Chef René Obermann und VW-Boss Martin Winterkorn sei schwer belastet, sagen Vertraute der beiden Konzernchefs. Grund dafür ist ein Korruptionsprozess: Die Staatsanwaltschaft Stuttgart hat Anklage gegen aktive und ehemalige Manager beider Konzerne erhoben. VW soll von einer Telekom-Tochter als Gegenleistung für Aufträge Sponsorleistungen für den werkseigenen Fußballverein VfL Wolfsburg gefordert haben. In Wolfsburg hat man kein Verständnis dafür, dass die Telekom den Fall zur Anzeige gebracht hatte, zumal nun immer mehr Details ans Licht kommen. So soll der bei der Telekom für Wirtschaftsstrafrecht zuständige Hans-Lucas Bauer erfolglos versucht haben, die Strafanzeige bei mehreren Staatsanwaltschaften zu platzieren, bevor sie schließlich in Stuttgart angenommen wurde. Ausgerechnet dort hatte Bauer bis 2006 selbst als Staatsanwalt gearbeitet. Das sei ein klarer Fall von Parteilichkeit, so Björn Gercke, Anwalt eines inzwischen entlassenen Telekom-Managers. Gercke hat daher die Auswechslung des Staatsanwalts beantragt. Staatsanwaltschaft und Telekom weisen die Vorwürfe als „haltlos“ zurück.

PETER STEFFEN / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Winterkorn

VERSORGER

Suez verkauft Deutschland-Geschäft

Der französische Versorgungskonzern Suez Environnement zieht sich komplett aus Deutschland zurück und will seine Tochter Eurawasser verkaufen. Suez-Chef Gérard Mestrallet sieht offenbar auf dem von kommunalen Anbietern beherrschten deutschen Wassermarkt keine Expansionschan-

PIERRE VERDY / AFP

Mestrallet

cen mehr. In aller Stille hat Suez daher in den vergangenen Wochen einen sogenannten Datenraum mit allen wichtigen Geschäftszahlen für den Verkauf von Eurawasser eingerichtet. Die besten Chancen auf eine Übernahme der in Berlin ansässigen Firma hat offenbar einer der größten hiesigen Wasserversorger, Gelsenwasser. Angeblich sind aber auch Remondis sowie der französische Suez-Konkurrent Veolia interessiert. Der Kaufpreis für den Versorger dürfte zwischen 80 und 100 Millionen Euro liegen. Eurawasser versorgt mit seinen etwa 900 Mitarbeitern derzeit rund 800 000 Einwohner, unter anderem in Rostock, Cottbus, Goslar, Schwerin und Saale-Unstrut.

Lufthansa-Flugbegleiterinnen

BORIS ROESSLER / PICTURE ALLIANCE / DPA

LUFTHANSA

Zoff in der Kabine

Nach dem umstrittenen Nachtflugverbot am Frankfurter Flughafen muss die Lufthansa schon wieder einen Rückschlag einstecken, diesmal in Berlin. Mit Eröffnung des neuen Airports in Schönefeld will der Konzern sein Hauptstadtangebot von kommendem Sommer an deutlich ausweiten. Im Gegenzug sollten die Kabinenbeschäftigten Zugeständnisse beim Lohn und der Arbeitszeit machen. Anders, argumentiert die Unternehmensführung, seien in Berlin angesichts des starken Preisdrucks kaum Gewinne zu erwirtschaften. Nachdem sich Geschäftsleitung und Vertreter der Gewerkschaft UFO allein im September neunmal zu Gesprächen getroffen hatten, schien eine Einigung greifbar nahe. Unter anderem sollten die Bordangestellten auf Überstundenzuschläge und freie Tage verzichten. Doch am 12. Oktober platzte der mühsam ausgehandelte Kompromiss überraschend wegen interner Querelen bei der UFO. Der Lufthansa-Vorstand erwägt nun, Berlin-Reisende künftig während des Flugs nicht mehr von eigenen Mitarbeitern, sondern von angeheuerten Leiharbeitskräften betreuen zu lassen.

Finanzdienstleistung von BMW.
Mehr erreichen.

BMW Financial Services

Ein Angebot der BMW Bank GmbH

Freude am Fahren

2,70%
SPARZINSEN P.A.*

Das BMW Online-Sparkonto.
Dauerhaft attraktive Zinsen ab dem ersten Euro.

- keine Mindestanlage
- kostenlose Kontoführung
- für Neu- und Bestandskunden

www.bmwbank.de/sparen

* Der Zinssatz ist variabel und gilt für die gesamte Einlage auf einem BMW Online-Sparkonto. Angebot freibleibend, Stand 21.09.2011. Gültig für natürliche Personen.

SPIEGEL-STREITGESPRÄCH

„Die Welt verändern“

Der Unmut über den Finanzkapitalismus eint die Mitglieder der globalen Occupy-Bewegung. Deren Frankfurter Mitglieder Axel Fialka und Alexander Sack fordern radikale Reformen bis hin zum Systemwechsel, Commerzbank-Chef Martin Blessing verteidigt die Banken.

ALEXANDER SACK
Ausbildung zum IT-System-Elektroniker, er hat gerade seinen Urlaub im Camp verbracht, 22 Jahre

AXEL FIALKA
Student der Kulturanthropologie und Ethnologie, gelernter Einzelhandelskaufmann, 31 Jahre

MARTIN BLESSING
Chef der Commerzbank, die in der Krise vom Staat gerettet werden musste, 48 Jahre

CHRISTIAN O. BRUCH / DER SPIEGEL

SPIEGEL: Herr Fialka, Herr Sack, wie sind Sie zur Occupy-Bewegung gekommen, was treibt Sie an?

Fialka: Ich habe im Internet von der Bewegung gelesen und mich gleich angesprochen gefühlt, weil ich mit den Zuständen und der ungerechten Vermögensverteilung in der Welt noch nie zufrieden war. Ich habe mich schon immer gefragt: Wie müsste die Welt organisiert sein, damit es möglichst vielen Menschen gutgeht?

Sack: Ich beschäftige mich schon lange mit dem Geschehen auf den Finanzmärkten und bin einfach nicht einverstanden mit dem, was da läuft.

SPIEGEL: Herr Blessing, wie nehmen Sie als Banker diese Bewegung wahr?

Blessing: Natürlich bin ich durch die Medien aufmerksam geworden, als zuerst in New York die Menschen auf die Straße gingen. In Frankfurt kann ich von der Commerzbank aus auf das Zeltlager gucken. Am Sonntag bin ich selbst hingegangen, um zu sehen, was da passiert.

SPIEGEL: Was haben Sie gesehen?

Blessing: Ich sehe, dass es eine große emotionale Unzufriedenheit gibt. Aber ich bin mir noch nicht sicher, dass ich wirklich verstanden habe, was das gemeinsame Thema ist. Ich habe das Gefühl, dass es sehr viele, sehr unterschiedliche Ziele gibt.

SPIEGEL: Herr Fialka, Herr Sack, gegen wen protestieren Sie …

Blessing: … oder für was, man muss ja nicht immer nur gegen alles sein, man kann ja auch für etwas sein …

SPIEGEL: … gegen Banker wie Herrn Blessing, gegen die Politik, oder gegen das System, den Kapitalismus?

Fialka: Die Frage nach Zielen und Forderungen ist schwierig zu beantworten. Es ergibt wenig Sinn, einen Fisch aus einem Schwarm herauszugreifen und zu fragen, wohin er schwimmt. Der ganze Schwarm ist sich einig, er will vor den Raubfischen fliehen und in einem lebensfreundlicheren Klima leben. Bei vielen ist es ein ganz großes Unbehagen. Gegenüber den Banken, die mit großen Kapitalspritzen ausgestattet werden, um dann mit dem Geld

„Occupy Frankfurt“-Camp

BERT BOSTELMANN / BILDFOLIO / DER SPIEGEL

Die Occupy-Bewegung

begann in New York, wo sich eine Gruppe von Aktivisten unter dem Namen „Occupy Wall Street“ formierte, um gegen die Macht der Finanzmärkte zu protestieren. Inzwischen hat sich die Bewegung global ausgebreitet, Zehntausende beteiligen sich jede Woche an ihren Demonstrationen, einige tausend auch in Frankfurt am Main. Dort haben die Occupy-Anhänger eine Grünfläche direkt vor der Europäischen Zentralbank (EZB) in Beschlag genommen.

Rund hundert Zelte stehen nun vor den gläsernen Türmen der Bankenstadt. „Ihr okkupiert das Geld, wir okkupieren die Welt“ heißt es auf einem Transparent. Tagsüber wird in Arbeitskreisen über Kapitalismus, Bildung und Kultur diskutiert. Mittags und abends gibt es eine „Asamblea“ – eine Versammlung irgendwo im Freien mit Redezeiten für jeden, der will, und basisdemokratischen Entscheidungen. Die Bewegung organisiert sich über Facebook und Twitter, ein eigenes Web-Portal informiert die Sympathisanten. Das sind bisher überwiegend Männer, weibliche Camp-Besucher sind eher selten. Über mangelnde Unterstützung kann sich die Bewegung nicht beklagen. Die Medien berichten, Politiker zeigen Verständnis, und täglich kommen neue Interessierte bei der EZB vorbei, manche schlagen auch gleich ihr Zelt auf. Bäckereien der Stadt liefern allabendlich die Reste aus ihren Brot- und Kuchenregalen am Küchenzelt des Camps ab, zweimal am Tag wird heißer Eintopf für alle gekocht. Auch die Obdachlosen aus der Umgebung kommen regelmäßig vorbei. Vertreiben will man die freundlichen Mitbewohner jedoch auf keinen Fall, schließlich soll die neue, gerechtere Gesellschaft, die sich alle wünschen, auch gelebt werden. Doch noch ist unklar, wofür die Bewegung eigentlich steht, die Ziele sollen basisdemokratisch erarbeitet werden. Und so ging dem SPIEGEL-Streitgespräch auch ein langer Diskussionsprozess mit Camp-Vertretern voraus, wer das Anliegen der Aktivisten vertreten solle.

der Steuerzahler so weiterzumachen wie bisher. Und gegenüber der Politik, die nicht willens ist, daran etwas zu ändern und sich von Herrn Ackermann …

SPIEGEL: … dem Vorstandsvorsitzenden der Deutschen Bank …

Fialka: … und anderen Beratern aus der Bankenwelt die Entwürfe schreiben lässt.

Sack: Wir haben viele dabei, die sagen, das ganze System kann nicht so bleiben, wie es ist. Ich bin der Meinung, es gibt durchaus die Möglichkeit, mit allerdings sehr einschneidenden Reformen etwas zu verändern, ohne das Gesamtsystem zu kippen. Aber es ist sehr schwer, solche Forderungen für die ganze Bewegung zu formulieren.

Blessing: Ich habe bei meinem Besuch im Camp vier Grundströmungen erlebt: Die eine verkörpern Sie hier, die mit sehr viel Idealismus, und das meine ich positiv, die Welt verändern will. Der zweiten Gruppe ging es eher um ein gutes Happening. Eine dritte würde gern ihre eigene Agenda mit Hilfe dieser Bewegung verbreiten. Und die vierte Gruppe war eher in meiner Altersgruppe, die kamen mit ihren Themen aus der Umweltbewegung von vor 25 Jahren.

SPIEGEL: Aber all diese Gruppen hat der Unmut über den Finanzkapitalismus zusammengeführt, der die Welt in die größte Krise seit dem Zweiten Weltkrieg geführt hat. Haben Sie nicht auch das Gefühl, dass da etwas grundsätzlich schiefläuft?

Blessing: Wir haben ein paar grundsätzliche Probleme, zum Beispiel einen viel zu hohen Verschuldungsgrad in den westlichen Staaten. Die Schulden der Staaten, die Schulden der Banken, die Schulden der Firmen und die Schulden der Privaten sind im Verhältnis zum Sozialprodukt immer weiter angestiegen. Alle haben daran ihren Anteil. Das heißt, wir haben einen Teil unseres jetzigen Wohlstands auf Kredit erarbeitet. Und das geht so nicht mehr weiter.

Fialka: Für mich ist das alles eine systemische Krise, die auch mit den Finanzmärkten nur am Rande zu tun hat. Letzten

Endes zahlt der Bürger immer die Schulden: Die Zinsen der Wirtschaft werden auf die Preise umgelegt, die Zinsen des Staats zahlt er über die Steuern. Sowohl die Politik als auch die Wirtschaft laden alles auf die Bürger ab, und das treibt viele Menschen auf die Straßen.

Blessing: Der Staat macht ja etwas mit dem Geld, das er aufnimmt. Er baut zum Beispiel eine Straße, er zahlt Sozialleistungen – das kommt ja zumindest einem Teil der Bevölkerung zugute. Die Frage ist, ob diejenigen, die in der Zukunft die Schulden zurückzahlen müssen, etwas von den Ausgaben haben, die der Staat jetzt finanziert.

Fialka: Das Hauptproblem für mich sind nicht die zu hohen Ausgaben des Staats,

POLARIS / LAIF

Anti-Banken-Protest in London: *„Leistungsloses Einkommen durch Spekulation“*

sondern die geringen Einnahmen durch zu niedrige Steuern auf Kapitaleinkommen, die schon von der rot-grünen Bundesregierung massiv gesenkt wurden, wodurch dem Staat jedes Jahr zweistellige Milliardenbeträge verlorengehen. Wir haben rund 2,5 Billionen Euro Staatsschulden, aber Privatvermögen in Höhe von fast fünf Billionen. Also das Geld ist da, man könnte es abschöpfen von denen, die in den Jahren zuvor Steuergeschenke von der Regierung erhalten haben.

Blessing: Es stimmt, dass wir eine ungleichmäßige Vermögensverteilung haben in Deutschland – allerdings sehr viel weniger als zum Beispiel in den USA. Wenn die Spreizung zu groß wird, ist es Aufgabe der Regierung, über Steuern korrigierend einzugreifen.

SPIEGEL: Ist diese Vermögensverteilung eine Folge des Finanzkapitalismus, der mit immer neuen Finanzprodukten aus Geld immer mehr Geld macht und so die Geldbesitzer immer reicher werden lässt?

Blessing: Ich glaube eher, dass die ungleichmäßige Vermögensverteilung in den USA eine Folge der Besteuerung ist. Kapitaleinkommen werden in den USA extrem niedrig besteuert. Der Zinseszinseffekt führt außerdem dazu, dass die Vermögen stärker wachsen. Und gleichzeitig haben wir das Problem, vor allem in den USA, dass die Reallöhne sinken.

Fialka: Die aufgeblähten Finanzmärkte sind für mich nur eine logische Folge des Kapitals, das sich anhäuft und nicht mehr zirkuliert. Sinkende Reallöhne haben zudem auch in Deutschland in den vergangenen zehn Jahren zu einer schrumpfenden Binnennachfrage geführt. Deshalb erscheinen auch Investitionen in die Realwirtschaft wenig lukrativ. Stattdessen sucht das Kapital nach neuen Anlagemöglichkeiten. Das führt unter anderem dazu, dass dann mit Lebensmitteln spekuliert wird und mit Kreditderivaten und anderen dubiosen Finanzprodukten, die mit der Realwirtschaft nichts mehr zu tun haben.

Blessing: Richtig ist: Es gibt im Moment insgesamt zu viel Liquidität und deshalb sehr viele Anlagegelder. Wir müssen zusehen, wie wir langsam wieder Liquidität aus dem Markt nehmen können. Zweiter Punkt: Es gibt Produkte auf dem Finanzmarkt, von denen man sich fragt: Braucht man die überhaupt? Und es gibt Produkte, die haben Sinn, aber es kommt, wie bei einem Medikament, auf die Dosierung an.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Blessing: Nehmen Sie Credit Default Swaps. Diese CDS sind nichts anderes als eine Kreditausfallversicherung. Das ist wie mit einem Haus: Wer ein Haus kauft, tut gut daran, es gegen Feuer zu versichern. Aber sie können es natürlich nicht doppelt versichern und im Fall des Falles den doppelten Betrag bekommen. Sonst entstünde ja ein Anreiz, das eigene Haus in Brand zu setzen. Und was Sie erst recht nicht dürfen, ist, das Haus des Nachbarn zu versichern, weil mancher sonst in Versuchung geraten könnte, dieses anzuzünden.

SPIEGEL: Sie beschreiben die Realität auf den Finanzmärkten.

Blessing: Deshalb muss man sich überlegen, ob man den CDS-Markt wie einen Versicherungsmarkt organisiert. Das heißt: Ich darf nur versichern, was ich auch habe. Da gibt es in der Tat Handlungsbedarf.

SPIEGEL: Wo noch?

Blessing: Wir müssen die Auswüchse des Systems, die es ohne Zweifel gegeben hat, durch strenge Vorschriften beseitigen. Erstens: Das Unterlegen von Handelsaktivitäten durch mehr Kapital führt schon dazu, dass es weniger Handel gibt. Zweitens: Derivate sollen über Clearing-Häuser abgewickelt werden. Das schafft Transparenz. Wir müssen auch verhindern, dass Geschäfte, die jetzt reguliert werden, in unregulierte Bereiche, das sogenannte Schattenbanken-System, abwandern.

SPIEGEL: Herr Sack, was fordern Sie von den Banken?

Sack: Wenn ich bei einer Bank mein Geld anlege, will ich wissen, wofür sie mein Geld einsetzt. Ich will nicht, dass mit meinem Geld zum Beispiel mit Nahrungsmitteln spekuliert wird, die sich dann viele Menschen nicht mehr leisten können. Das ist für mich Massenmord. Transparenz ist deshalb sehr wichtig. Wir brauchen eine übergeordnete Kontrollinstanz, die prüft, ob das Geld zum Beispiel wirklich in erneuerbare Energien fließt, wenn das versprochen wurde.

Fialka: Was wir hier diskutieren, geht mir nicht weit genug. Wir haben doch gesehen, dass in den vergangenen Jahren die Schulden und die Privatvermögen exponentiell gewachsen sind. Und im Moment werden die Schulden mit noch mehr Schulden bekämpft. Wie lässt sich aus dieser Spirale entkommen – wenn nicht durch eine Währungsreform oder einen Schuldenschnitt?

Blessing: Es gibt neben Währungsreform und Schuldenschnitt, also den harten Methoden, die etwas weicheren Mittel: sparen, schneller wachsen oder Inflation. Im letzten Fall trägt der Bürger die Staatsschulden über die Geldentwertung ab. Der Staat sind wir alle, wir alle müssen für die Schulden bezahlen.

Fialka: Es wäre schön, wenn dieses Gefühl, wir sind der Staat, auch bei den Vermögenden und bei den Kapitalgesellschaften vorherrschen würde und sie einen entsprechenden Anteil tragen würden. Der Staat muss die Bürger in die Verantwortung nehmen, die dazu in der Lage sind.

Lesen was gesund macht.

Weitere Themen:

- **Prämenstruelles Syndrom:** Wie Sie die Beschwerden lindern
- **Lebensmittel-Kennzeichnung:** Was Sie darüber wissen sollten
- **Arzneimittel-Sicherheit:** Wie Ihre Apotheke Sie vor Risiken schützt
- **Ski-Gymnastik:** Mit welchen Übungen Sie Verletzungen vorbeugen
- **Hautpflege:** So machen Sie Haut und Haar fit für die kalte Jahreszeit

Alle 14 Tage NEU in Ihrer Apotheke.

www.apotheken-umschau.de

PETER FOLEY / DPA

„Occupy Wall Street"-Demonstration in New York: *„Die Widersprüche des Systems spitzen sich zu"*

SPIEGEL: Fordert Ihre Bewegung eine Verstaatlichung der Banken?
Fialka: Wir müssen über alles nachdenken, es darf keine Denkverbote geben. Ich würde es begrüßen, wenn die Geldschöpfung und -verteilung unter echter demokratischer Kontrolle wäre.
Blessing: Deutlich über 50 Prozent der Banken in Deutschland sind doch in staatlicher Hand.
Fialka: Komischerweise sind es nicht die, die hauptsächlich gerettet werden müssen.
Blessing: Entschuldigung, in staatlicher Hand sind in Deutschland Sparkassen und Landesbanken. Und das meiste Geld hat der Staat in die Landesbanken gesteckt.
SPIEGEL: Ihre Commerzbank wurde auch gerettet.
Blessing: Wir haben inzwischen den größten Teil der Staatshilfe, 14,3 von 18,2 Milliarden Euro, zurückgezahlt. Zusätzlich hat der Staat in diesem Jahr von uns gut eine Milliarde Euro bekommen.
SPIEGEL: Sie haben angekündigt, auch nach den jüngsten Beschlüssen zur Euro-Rettung kein Staatsgeld mehr in Anspruch nehmen zu wollen. Was ist eigentlich so schlimm daran?
Blessing: Dass Sie die Bank dann immer als teilverstaatlicht bezeichnen. Das klingt nicht so, als sei es wirklich wertschätzend gemeint. Außerdem: Wenn ich zu einer politisch gemanagten Bank gehen wollte, hätte ich mich doch bei der Landesbank beworben.
SPIEGEL: Herr Blessing verdient bisher 500 000 Euro im Jahr, das ist allerdings weit weniger als das Gehalt anderer Banker. Ist diese Größenordnung für Sie nachvollziehbar?
Sack: Wer viel Verantwortung trägt, soll auch gut verdienen. Aber so viel kann man nicht arbeiten, um eine halbe Million zu rechtfertigen. Diese Sphäre ist für mich nicht mehr nachzuvollziehen.
Fialka: Für mich ist entscheidender, ob derjenige, der viel verdient, auch einen Mehrwert für die Gesellschaft schafft. Die Akteure auf den Finanzmärkten realisieren teilweise leistungsloses Einkommen durch Spekulation. Oft entsteht sogar ein Schaden für die Gesellschaft, während sich die Verantwortlichen einen goldenen Arsch verdienen, wenn man das so sagen darf. Deshalb gibt es dieses Grundgefühl, dass etwas nicht stimmt in dieser Gesellschaft.
Blessing: Die Frage ist, wo für Sie Spekulation und damit das mehrwertlose Handeln beginnt. Wenn ich für einen Kunden, der in drei Monaten eine Maschine in den USA kaufen will, heute Dollar auf Termin bereitstelle, ist das dann in Ordnung? Und wenn ich für die Bank oder ihre Kunden Dollar kaufe, weil ich glaube, dass der Kurs weiter steigen wird, ist das dann Spekulation?
Fialka: Wenn es nicht einzelne Kunden, sondern große Banken machen und an einem Tag mit gigantischem Kapital auf den Märkten die Kurse hoch- und runtertreiben, hat das negative Auswirkungen auf die Realwirtschaft und ist für den einzelnen ehrlichen Anleger höchst riskant.
Blessing: Es gibt ganz viele Dinge, auch im Handel von Banken, die haben volkswirtschaftlich einen hohen Nutzen. Und wenn wir die nicht mehr machen, sind wir zurück im Tauschhandel.
Fialka: Was wäre so schlimm daran? Für mich ist Geld ein Tauschmittel.
Blessing: Ein Wertaufbewahrungs- und Tauschmittel.
Fialka: Die Wertaufbewahrung ist ja zweifelhaft, seit Geld nicht mehr durch Gold oder andere reale Güter gedeckt ist.
Blessing: Geld ist eine Frage des Vertrauens. Ein 50-Euro-Schein ist nur etwas wert, weil Sie darauf vertrauen, dass Sie morgen etwas kaufen können, was für Sie einen entsprechenden Gegenwert hat. Wenn dieses Vertrauen weg ist, ist der Schein wertlos.
Fialka: Genau. Und diejenigen, die das Geldschöpfungsmonopol haben, können Geld schaffen.
Blessing: Das Geldschöpfungsmonopol haben die Zentralbanken.
Fialka: Aber von der Liquidität profitiert das Großkapital. Und außerdem ist die Frage, welchen Wert der Euro in zehn Jahren noch hat, wenn die Geldmenge so aufgebläht wird. Es kommt mir so vor, als gäbe es einen großen Plan, die krisengeschüttelten Länder prozyklisch in die Rezession zu sparen, gleichzeitig so viel Geld in den Markt zu pumpen, um Griechenland und andere europäische Länder zu Schnäppchenpreisen restlos zu privatisieren zugunsten der Kapitalinteressen und zu Lasten der Bevölkerung.
Blessing: Die Begeisterung, in Griechenland zu investieren, scheint sich derzeit eher in Grenzen zu halten. Und die Zentralbanken haben vor allem deshalb so viel Geld in den Markt gepumpt, weil sie eine Deflation fürchten. Die ist viel gefährlicher als eine Inflation.
Fialka: Richtig, weil das Geld eben nicht zirkuliert, sondern sich konzentriert bei einigen wenigen, während das Geld überall sonst fehlt und die Kaufkraft der Massen schwindet. Und eine Ursache dafür ist auch das Zins- und Zinseszinssystem. Es schafft Anreize, das Geld zurückzuhalten und leistungslose Einkommen zu erzielen.
Blessing: Zinsen sind notwendig. Stellen Sie sich mal vor, Sie hätten Geld übrig und wollten es sparen. Dann könnten Sie es entweder zu Hause in die Spardose stecken oder zur Bank bringen. Sie gehen nur zur Bank, wenn Sie dafür einen Zins kriegen. Und nur dann kann die Bank

Die neue Philips Sonicare DiamondClean –
bis zu viermal bessere Plaque-Entfernung*

Erleben Sie ein völlig neues Gefühl einer perfekten Zahnpflege.

Neu

Philips hat eine elektrische Zahnbürste entwickelt, die mehr Plaque entfernt als jede Handzahnbürste. Die patentierte Schalltechnologie der Philips Sonicare DiamondClean sorgt mit 31.000 Bürstenkopfbewegungen in der Minute für eine dynamische Flüssigkeitsströmung, die bis tief in die Zahnzwischenräume reicht. Freuen Sie sich auf natürlich weiße Zähne und gesundes Zahnfleisch. Kein Wunder, dass Philips Sonicare die von Zahnärzten weltweit am häufigsten empfohlene Schallzahnbürstenmarke ist. Erleben auch Sie das einzigartige Gefühl einer effektiven Zahnpflege mit Philips Sonicare DiamondClean.

Weitere Infos unter www.philips.de/sonicare

PHILIPS
sonicare
sense and simplicity

* im Vergleich zu einer Handzahnbürste nach vierwöchiger Verwendung

Kredite vergeben, für die sie natürlich Zinsen verlangt. Und davon zahlt Ihnen die Bank Ihre Zinsen auf die Sparguthaben. Ohne Zinsen gäbe es keine Kredite für Häuslebauer und auch nicht für Unternehmer, die in Wachstum investieren und damit Arbeitsplätze schaffen. Dadurch geht es uns volkswirtschaftlich sehr viel besser.

Fialka: Aber das heißt ja nicht, dass man nicht überlegen kann, wie man die Wirtschaft besser organisieren kann. Denn es gibt alternative Lösungsmodelle: einen sogenannten Negativzins zum Beispiel – also eine Abgabe auf geparktes Vermögen. Sie würde den Anreiz setzen, Geld zu reinvestieren und nicht zurückzuhalten. Außerdem wäre ich für eine zinsfreie Kreditvergabe vor allem für Geringverdiener, so dass die Einkommensschere nicht weiter aufgeht. Deshalb gehen die Menschen ja auf die Straße. Sie fragen sich, ob die Welt so sein muss, wie sie ist, oder ob sie nicht besser sein kann.

Blessing: Wenn junge Leute nicht überlegen würden, wie etwas besser sein kann als das, was wir haben, wären wir nicht da, wo wir heute sind. Wir werden immer darüber nachdenken müssen, wie wir die Welt besser machen können. Aber ich vermute, wir werden sie schrittweise verbessern, weil es meistens dann, wenn es

CHRISTIAN O. BRUCH / DER SPIEGEL

Fialka, Sack, Blessing, SPIEGEL-Redakteure*

„Eine historische Chance“

auf einen Schlag versucht wurde, nicht gutging.

SPIEGEL: Die Occupy-Bewegung hat sehr viele Freunde. Die Bundeskanzlerin, der Finanzminister, der SPD-Vorsitzende, alle zeigen großes Verständnis. Wie finden Sie das?

Fialka: Die Politiker hängen ihr Fähnchen in den Wind, weil sie sehen, dass die Mehrheit der Bevölkerung hinter uns steht.

SPIEGEL: Und Sie, Herr Blessing?

Blessing: An der Analyse ist was dran …

SPIEGEL: Es hat immer wieder Bewegungen gegeben, die viel erreicht haben, zum Beispiel die Anti-Atom-Bewegung. Trauen Sie Occupy Ähnliches zu?

Blessing: Das kann ich nicht beurteilen. Die Anti-Atomkraft-Bewegung entstand in den siebziger Jahren, als ich Schüler war. Sie hatte ein klares Kampfziel, hinter dem sich viele versammeln konnten. Wenn die neue Bewegung sagt, wir wissen nicht, wofür und wogegen wir sind, fehlt ihr die Agendakraft. Wenn sie die nicht entwickelt, wird sie ein kurzes Zeitgeistphänomen bleiben.

Fialka: Ich sehe eine historische Chance. Unsere Bewegung hat erstmals die Möglichkeit der digitalen Vernetzung, sie kann sich weltweit informieren und organisieren. Die Widersprüche des Systems spitzen sich so zu, dass es immer mehr Menschen bewusst wird, auch vielen, denen es durchaus gutgeht. Und es wird ihnen klar, dass sie wirklich etwas bewegen können.

SPIEGEL: Herr Sack, Sie sind für die Organisation der Demonstrationen in Frankfurt zuständig. Glauben Sie, dass man ohne klares Ziel auf Dauer Massen hinter sich versammeln kann?

Sack: Wir arbeiten ja genau an diesem Ziel, und das nicht nur in unserem kleinen Kreis in Frankfurt, sondern global.

SPIEGEL: Herr Blessing, Herr Fialka, Herr Sack, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Armin Mahler und Anne Seith.

KORRUPTION

Null Toleranz

Ein Bestechungsverdacht erschüttert die deutsche Industrie. Ein Vermittler in Korea erhielt viele Millionen Euro von Tognum und HDW. War es Schmiergeld?

Die fünftägige Ausbildung für die Offiziere der südkoreanischen Armee gestaltete sich angenehm. Am ersten Tag wurden die Militärs noch über den Umgang mit Ersatzteilen für U-Boote informiert. Dann konnten sie am Strand der thailändischen Ferieninsel Phuket entspannen oder Golf spielen. Die Ausrüstung dazu wurde ihnen geschenkt. Anschließend vergnügten sie sich im Rotlichtviertel von Bangkok.

Geld spielte keine Rolle. Bezahlt hat Veranstaltungen dieser Art, genannt „on the job training“, sieben Jahre lang der Motoren- und Turbinenhersteller Tognum, der bis 2006 noch MTU hieß.

Ein klarer Fall von Korruption, urteilten die Aufsichtsräte des Unternehmens, als ihnen am Donnerstag vergangener Woche ein Bericht der Wirtschaftsprüfer von Ernst & Young vorgetragen wurde. Tognum-Vorstand Peter Kneipp, der von 2004 bis 2010 das Asien-Geschäft leitete, wurde beurlaubt. Die Staatsanwaltschaft ermittelt gegen ihn wegen des Verdachts der Bestechung und der Untreue. Kneipp sagt, er werde die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft voll unterstützen.

Die Affäre versetzt auch den Autokonzern Daimler in Alarmstimmung, denn die Stuttgarter halten zusammen mit dem Triebwerkhersteller Rolls-Royce rund 98 Prozent der Tognum-Aktien. Es ist damit auch ein Fall Daimler. Das schwäbische Weltunternehmen musste wegen anderer Schmiergeldzahlungen bereits 185 Millionen Dollar Strafe in den USA zahlen und steht unter strenger Beobachtung der US-Börsenaufsicht SEC. Wenn Daimler die Korruption nicht konsequent bekämpft, droht eine weitere, sehr viel höhere Strafe. Bei Tognum gelte deshalb „null Toleranz“, so ein Daimler-Manager.

Die Furcht ist groß, dass sich die Affäre ausweiten könnte. Ernst & Young listet auf, dass Tognum insgesamt 14,5 Millionen Euro verdächtige Provisionen an den südkoreanischen Geschäftsmann Chung Eui Sung überwiesen hat. Das Geld floss in Steueroasen auf sogenannte Offshore-Konten. Nur um Steuern zu sparen? Oder um zu schmieren?

Als Chung von Ernst & Young befragt wurde, bezeichnete er die Provisionen als normale Geschäftsvorgänge. Die Zahlungen auf Offshore-Konten seien aus steuerlichen Gründen erfolgt.

Aufgeschreckt ist auch ThyssenKrupp. HDW, Tochterfirma des Unternehmens, zahlte seit dem Jahr 2000 mehr als 90 Millionen Euro an denselben koreanischen Handelsvertreter: Chung Eui Sung.

Ausgangspunkt für die mögliche Korruptionsaffäre war eine SPIEGEL-Anfrage im Januar dieses Jahres. Tognum wurde nach verdächtigen Zahlungen im Zusammenhang mit U-Boot-Geschäften in Südkorea gefragt. Es gebe keine Hinweise auf Korruption, teilte die Firma mit – startete aber trotzdem eigene Untersuchungen. Jetzt übergab man die Erkenntnisse der Staatsanwaltschaft.

Den Recherchen der Wirtschaftsprüfer zufolge ist Chung die zentrale Figur. Der Koreaner war zu Beginn seiner Laufbahn beim koreanischen Militär aktiv, von 1977 bis 1987 dann bei MTU. Seither arbeitet er als Handelsvertreter in Südkorea.

Chung kennt beide Seiten des Rüstungsgeschäfts, Käufer wie Verkäufer – und er besetzt eine Sonderrolle. Das südkoreanische Militär bestellt U-Boote und andere Rüstungsgüter nicht direkt bei den Herstellern im Ausland, sondern über zugelassene Vermittler, Männer wie Chung.

„Er war Mister Deutsches U-Boot in Korea“, sagte HDW-Chef Walter Freitag. Mit seinem Fachwissen und seiner Kenntnis der koreanischen Marine sei Chung enorm wichtig für HDW gewesen.

Bis zum Jahr 2018 wollte HDW ihm zusätzlich zu den bereits gezahlten 90 Millionen Euro noch weitere 20 Millionen überweisen. Das Geld soll dem Koreaner zustehen, weil er HDW geholfen habe, zwei U-Boot-Aufträge über rund 2,5 Milliarden Euro an Land zu ziehen.

In Kiel störte sich niemand daran, dass Chung einen Teil des Geldes, insgesamt 27,5 Millionen Euro, an eine Offshore-Firma in Hongkong überweisen ließ. Aber Steuerbehörden wurden stutzig. Die Staatsanwaltschaft Kiel ermittelte wegen Schmiergeldverdachts, doch die Spur des Geldes endete auf den British Virgin Islands. Das Verfahren wurde eingestellt.

HDW versuchte offenbar, den Millionen-Deal mit Chung auch gegenüber der Konzernmutter ThyssenKrupp geheim zu halten. Als diese im vergangenen Jahr nach Geschäften mit Chung fragte, beteuerten HDW-Manager, man kenne ihn nicht. Nun rudert die HDW-Führung zurück. Ja, es gab Verträge mit Chung, in denen stehe aber, dass er sich keiner unlauteren Mittel bedienen dürfe.

CHOI JAE-HO / AFP

Südkoreanisches U-Boot: *Ausbildung im Rotlichtviertel*

Die Konzernmutter bleibt skeptisch. Am 7. November fliegen Wirtschaftsprüfer und Anwälte nach Seoul: „Wir schauen uns das Südkorea-Geschäft jetzt selber noch mal ganz genau an“, sagt ein ThyssenKrupp-Vorstand. „Wenn wir einen unserer Leute erwischen sollten, der geschmiert hat, dann fliegt er.“

Auch Tognum bohrt weiter. Ernst & Young soll das komplette Asien-Geschäft des Unternehmens untersuchen.

Beide Konzerne zeigen heute ein Misstrauen, das schon früher angebracht gewesen wäre – etwa als Chung 1993 zu einer hohen Geldstrafe verurteilt wurde, weil er Militärs geschmiert haben soll.

Dass sie dies als Job-Empfehlung empfanden, kann man den Firmen nicht unterstellen. Aber abgebrochen haben sie die Beziehungen deshalb auch nicht. HDW-Managern gegenüber soll Chung versichert haben, er sei religiös geworden und ein „ehrenwertes Mitglied der Gesellschaft“.

DIETMAR HAWRANEK, JÖRG SCHMITT

GESUNDHEIT

Papageiennase nach OP

Neue Vorwürfe gegen „Schönheitspapst“ Werner Mang: Eine Spitzensportlerin klagt über die Behandlung in seiner Klinik, eine Patientin fand Fotos ihrer nackten Brüste auf Mangs Homepage.

Yvetta Hlaváčová, 36, war eine der besten Schwimmerinnen der Welt. Die tschechische Sportlerin hat etliche Rekorde im Marathonschwimmen aufgestellt, doch vor drei Jahren endete ihre Karriere abrupt.

Damals lädierte Hlaváčovás Kampfhund beim Herumtoben ihre Nase. Die Sportlerin wollte die Verletzung schnell im Ausland korrigieren lassen, um neugierigen Blicken in ihrer Heimat zu entgehen. Sie fuhr nach Lindau in die Klinik des berühmten Professors Werner Mang, weil sie gehört hatte, dass der einer der Besten seines Fachs sei.

Als ihr wenige Tage nach der Operation von einer angestellten Ärztin der Bodenseeklinik der Nasengips abgenommen wurde, erschrak die Athletin: „Ich hatte eine komplett andere Nasenform, außerdem war die ganze Nase um etwa fünf Millimeter nach rechts verschoben.“

Die Patientin wirft der Klinik vor, dass bei der Gipsabnahme ihre Nase erneut gebrochen wurde. Noch heute, drei Jahre nach der Operation, seien ihre Schleimhäute trocken und bluteten täglich, die Atmung sei deutlich eingeschränkt, ihr Geruchssinn fast verschwunden, das Ergebnis schlicht „eine Katastrophe“. Für Yvetta Hlaváčová war es das Ende ihrer Schwimmkarriere.

An die Wiederaufnahme des Trainings ist bis heute nicht zu denken. Sie schaffe es gerade noch, 20 Minuten am Stück zu schwimmen, danach müsse sie wegen extremer Schmerzen an der Nase aufgeben.

Vor vier Wochen berichtete der SPIEGEL erstmals über schwere Vorwürfe gegen den angeblichen Schönheitspapst Mang. Unter anderem ging es darum, dass in Mangs Klinik ein Arzt ohne Approbation tätig war, dass der Chef bei Rechtsstreitigkeiten mit Patienten veränderte Krankenakten vorlegte und Patientinnen mehr als einmal der Eindruck vermittelt wurde, sie würden von Mang persönlich operiert, obwohl der Eingriff dann von einem angestellten Arzt vorgenommen wurde (SPIEGEL 40/2011).

Das seien Einzelfälle, ließ Mang danach seine Anwälte erklären. Doch seit der Enthüllung haben sich mehr als 30 neue Patientinnen gemeldet, die ebenfalls über schlechte Erfahrungen und Ärger mit dem Mediziner berichteten. Viele von ihnen sind inzwischen bereit, mit vollem Namen Kritik an dem berühmten Professor und seiner Klinik zu üben. Die bekannteste von ihnen ist die Sportlerin Hlaváčová. Auch in ihrem Fall gibt es Zweifel nicht nur an den ärztlichen Leistungen, sondern selbst am korrekten Umgang mit Krankenakten.

Im Dezember vergangenen Jahres forderte Hlaváčová ihre Unterlagen von der Bodenseeklinik an. Sie gab die Papiere Thomas Necas zu lesen, einem ihr bekannten Facharzt für Orthopädische Chirurgie. Necas stieß dabei auf etliche Merkwürdigkeiten: So wurde der OP-Aufklärungsbogen am 17. November 2008 ausgedruckt. Als Datum neben der Unterschrift steht aber der 16. November. Wie ist das möglich? Die Operation der Sportlerin fand am 18. statt, im OP-Bericht steht als Datum dagegen der 17. November.

Am 19. verließ Hlaváčová dann auf eigenen Wunsch die Bodenseeklinik, weil nach ihren Angaben „das cholerische und arrogante Verhalten Mangs unerträglich war“. In dem anschließenden Krankenbericht, den der Mediziner angeblich am 20. verfasst und unterschrieben hat, heißt es aber bereits: „Trotz unserer intensiven Belehrung verließ die Patientin die Klinik und hat sich seit diesem Zeitpunkt nicht mehr bei uns vorgestellt.“

Warum aber hält Mang es einen Tag nach der Entlassung für erwähnenswert, dass die Patientin sich nicht mehr vorgestellt hat? Gleichwohl verweist er an anderer Stelle darauf, dass Hlaváčová sich Tage später noch den Nasengips in der Bodenseeklinik hat abnehmen lassen.

Über seinen Anwalt lässt Mang mitteilen, dass im Fall Hlaváčová „das Anbringen der Daten auf den entsprechenden Unterlagen fehlerhaft“ war, zuständig da-

MARKÉTA KONEČNÁ (R.)

Operateur Mang, Schwimmerin Hlaváčová: *„Cholerisches und arrogantes Verhalten“*

für sei aber die „Verwaltung der Klinik“. Schwerwiegender als der Datumsfehler ist ein medizinischer Eintrag auf dem Aufklärungsbogen.

Wenn schon die Nase verkleinert wird, sollte nach Angaben von Chirurg Necas auch die Nasenscheidewand angepasst werden. Folgerichtig wurde im Aufklärungsbogen von Yvetta Hlaváčová vor der OP auch das Feld „Nasenscheidewandoperation“ angekreuzt.

Tatsächlich aber wurde dieser Eingriff nicht vorgenommen. Im Aufklärungsbogen ist das Feld deshalb sowohl angekreuzt als auch durchgestrichen. Nach der OP schreibt Mang, dass die Nasenscheidewandoperation „evtl. später durch den ortsansässigen HNO-Arzt durchgeführt werden könne“. Darüber sei die Patientin informiert worden, „in deutscher und englischer Sprache“.

Abgesehen davon, dass die Sportlerin kein Deutsch versteht, sei davon auch nie die Rede gewesen, beteuert Hlaváčová. „Einer zweiten Nasenscheidewand-OP, die eine weitere Auszeit bedeutet hätte, hätte ich nie zugestimmt.“

Wie aber kommt dieser Eintrag dann in ihre Krankenakte? Die Frage beantwortet Mang nicht. Sein Anwalt erklärt lediglich: Es sei nie geplant gewesen, dass Mang die Nasenscheidewand operiert. Die OP selbst sei „völlig korrekt“ verlaufen. Sollte die zuständige Ärztin im Fall Hlaváčová „bei der Einverständniserklärung oder Nachbehandlung Fehler begangen haben, hat das nichts mit der Arbeit von Prof. Mang zu tun“. Außerdem habe die Sportlerin sich seit „zwei Jahren weder direkt oder über Dritte gemeldet und etwaige Problematiken vorgetragen“.

Für Yvetta Hlaváčová ist das Resultat bitter: „Mein Leben hat sich zu hundert Prozent geändert“, sagt sie, „Schwimmen war für mich alles.“

Wahrscheinlich würde sie nicht einmal daran denken, gerichtlich gegen Mang vorzugehen, wenn der sich bei ihr entschuldigt hätte, sagt sie. „Aber diese Arroganz ist unerträglich. Ich komme mir vor wie ein Objekt, das man übergeht, damit das Business weitergehen kann.“

So fühlte sich auch Kerstin W. Sie war 39, als sie sich vor sechs Jahren für 10 000 Euro ihre Brüste bei Mang verkleinern ließ. Als sie im Jahr darauf die Homepage der Klinik anklickte, erstarrte sie: In einer Fotogalerie entdeckte W. ihre nackten Brüste vor und nach der Operation, dazu die Initialen ihres Namens, „K. W.“, und ihre Altersangabe. Sie rief empört in der Klinik an, erhielt kurz darauf aber nur einen lapidaren Brief von Mang: „Das Operationsergebnis ist sehr gut geworden. Wir dachten, dass Sie mit Frau Dr. M. abgesprochen hätten, dass dieses schöne Ergebnis ins Internet gestellt werden kann.“

Kerstin W. schaltete den Rechtsanwalt Clemens Alexander Foidl ein, der die Bo-

100 € Gutschrift

Das Girokonto:
Kostenlos Bargeld deutschlandweit

- Kostenlos Bargeld im Inland und €uroweit – an allen Geldautomaten mit VISA Zeichen
- Kostenlose Kontoführung
- Kostenlose girocard und VISA Card
- Bei Kontoeröffnung bis 15.12.2011: Einmalig 100 € Gutschrift bei regelmäßigen Gehaltseingängen ab 1.000 €
- Mit kostenlosem und attraktiv verzinstem Tagesgeldkonto

Stiftung Warentest Finanztest
Kostenlos ohne Bedingungen
ING-DiBa Girokonto
Im Test: 77 Banken
Ausgabe 9/2011

Jetzt eröffnen!
069/50 60 30 41

www.ing-diba.de

ING DiBa
Die Bank und Du

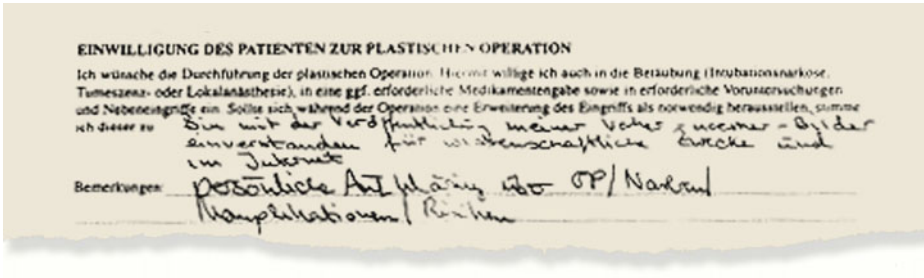
denseeklinik aufforderte, die Fotos nicht mehr zu zeigen und alle Bilder herauszugeben. Mang antwortete umgehend und schrieb dem Rechtsanwalt: „Frau W. war einverstanden, dass die Vorher-/Nachherbilder gezeigt werden dürfen. In der Anlage schicken wir Ihnen die Einverständniserklärung."

Was Mang nun schickte, war für den Anwalt der Patientin ein starkes Stück. Denn der Professor legte die Einverständniserklärung der Patientin zur Operation vor, in der sich klein und handschriftlich eingefügt folgender Zusatz findet: „Bin mit der Veröffentlichung meiner Vorher-nachher-Bilder einverstanden für wissenschaftliche Zwecke und im Internet" (siehe Faksimile oben).

Kerstin W. versicherte, diesen Satz nie unterschrieben zu haben. Ihr Anwalt drohte Mang: „Mit der nachträglichen Veränderung der Einverständniserklärung haben Sie sich einer Urkundenfälschung sowie eines versuchten Betrugs strafbar gemacht." Mang kündigte wegen der „ungeheuerlichen Anschuldigungen" selbst „rechtliche Schritte" der zuständigen Ärztin an. Kerstin W. und ihr Anwalt ließen sich nicht abschrecken und reichten Klage beim Landgericht Kempten ein.

Mang schrieb nun an seinen Anwalt Florian Ufer in München: „Wir dürfen auf keinen Fall ein Risiko eingehen." Ufer bot anschließend der Patientin an, einen Betrag von 3000 Euro zu zahlen und ihre gesamten Anwaltskosten zu übernehmen. Kerstin W. ließ sich darauf ein, für Anwalt Foidl war das „ein klares Schuldeingeständnis von Mang".

Auf Nachfrage beharrt Mang auch heute darauf, dass die Patientin „mündlich und schriftlich das Einverständnis für die Veröffentlichung" der Fotos gegeben habe. Warum er dennoch 3000 Euro an sie gezahlt hat, erklärt er so: „Da die Bodenseeklinik tunlichst darauf bedacht ist, keine unnötigen Prozesse mit Patienten zu führen, wurde die Angelegenheit im März 2007 einvernehmlich beendet."


EINWILLIGUNG DES PATIENTEN ZUR PLASTISCHEN OPERATION

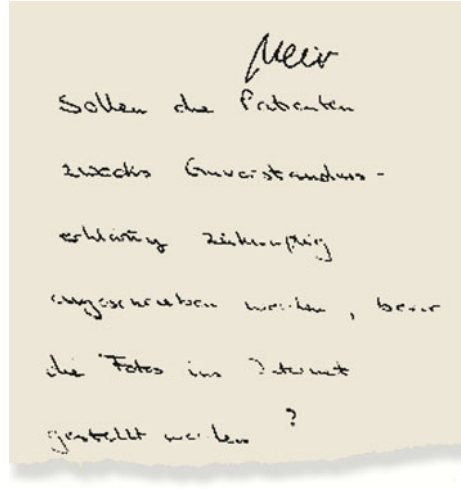
Ich wünsche die Durchführung der plastischen Operation. Hierzu willige ich auch in die Betäubung (Intubationsnarkose, Tumeszenz- oder Lokalanästhesie), in eine ggf. erforderliche Medikamentengabe sowie in erforderliche Voruntersuchungen und Nebeneingriffe ein. Sollte sich während der Operation eine Erweiterung des Eingriffs als notwendig herausstellen, stimme ich dieser zu

Bemerkungen:

Einverständniserklärung: *„Nachträgliche Veränderung"?*

MARKUS GRILL / DER SPIEGEL

Patientin Baumgartner
„Unregelmäßige Dellenbildungen"


Sollen die Patienten zwecks Einverständnis- erklärung zukünftig angeschrieben werden, bevor die Fotos im Internet gestellt werden?

Nein

Notiz einer Ärztin der Bodenseeklinik
„Sollen Patienten gefragt werden?" „Nein"

Dem SPIEGEL liegt eine handschriftliche Notiz von Mangs Mitarbeiterin Dr. M. vor, in der sie fragt: „Sollen die Patienten zwecks Einverständniserklärung zukünftig angeschrieben werden, bevor die Fotos ins Internet gestellt werden?" Darauf findet sich ebenfalls handschriftlich die Antwort: „Nein" (siehe Faksimile rechts). Die Fragen hierzu beantwortete Mang nicht. Sein Anwalt teilt lediglich mit, dass für die Patientin die Stationsärztin M. „allein zuständig" war.

Immerhin war die OP bei Kerstin W. keine Katastrophe. Anders als bei der 26-jährigen Astrid Baumgartner, die vorvergangene Woche wieder einmal die Klinik für Plastische Gesichtschirurgie des Marienhospitals in Stuttgart aufsuchte. In den Jahren 2009 und 2010 wurde sie von Mang an Nase und Brust operiert und fühlt sich seitdem verunstaltet. Außerdem bekomme sie schlechter Luft als früher. Für die Operationen zahlte sie mehr als 18 000 Euro. „Ich hab mich im Internet und in Zeitschriften informiert", sagt die junge Frau, „überall hieß es, der Mang sei der Beste, außerdem war er ständig bei RTL zu sehen, deshalb bin ich zu ihm gegangen."

Laut einem Gutachten von Professor Wolfgang Gubisch vom Marienhospital in Stuttgart verlief die Operation bei Astrid Baumgartner nicht gerade optimal. Gubisch ist ein international renommierter Mediziner und Präsident der Vereinigung der Deutschen Ästhetisch-Plastischen Chirurgen. Das Gutachten kommt zu dem Schluss: Die Patientin, die sich eine „kleine, süße Nase" wünschte, habe bei Mang „eine Papageienschnabelnase" bekommen, die Nasenspitze sei „sehr asymmetrisch", es finden sich „unregelmäßige Dellenbildungen", der „rechte Dreieckknorpel ist deutlich ausgebeult, das rechte Nasenbein steht deutlich flacher als das linke".

Dazu erklärt Mangs Anwalt: „Wie bekannt wird bei ca. 1 bis 3 Prozent entsprechender Operationen nicht das gewünschte vorteilhafte Ergebnis erzielt. Hier liegen die Gründe für das Ergebnis in innerer und äußerer Narbenbildung."

Gubisch berichtet, er habe immer wieder Patienten, die erst bei Mang operiert wurden und dann zur Korrektur beziehungsweise Rekonstruktion zu ihm kommen, allein in der vorvergangenen Woche seien es drei Fälle gewesen. Mangs Anwalt weist dagegen darauf hin, dass auch in der Bodenseeklinik „zahlreiche Patienten" anderer Ärzte nachoperiert würden.

Ist Mang aber nicht wenigstens die Koryphäe für Nasenoperationen, als die er dauernd bezeichnet wird? Gubisch entgegnet trocken: „Ich wüsste nicht, warum." Wissenschaftlich sei ihm Professor Mang noch nie aufgefallen, auch in der renommierten internationalen Fachgesellschaft der Nasenchirurgen, der Rhinoplasty Society, sei er nicht Mitglied.

Für jemand, der sich für eine Nasen-Koryphäe hält, sei das doch zumindest ungewöhnlich. Mangs Anwalt hingegen listet zwei bayerische, sieben weitere deutsche und eine Schweizer Ärztegesellschaft auf, in denen der berühmte Professor Mitglied ist. Auch die von ihm geleitete Internationale Gesellschaft für Ästhetische Medizin hat fast ausschließlich deutschsprachige Mitglieder.

Gubisch hat mit Kopfschütteln die Vorwürfe über Aktenmanipulationen in Mangs Klinik gelesen. „Die Vorgänge in der Bodenseeklinik rücken die gesamte Ästhetische Chirurgie in Deutschland in ein schiefes Licht", fürchtet er. Die Branche habe seit jeher mit einem halbseidenen Image zu kämpfen. „Viele Chirurgen bemühen sich seit Jahren, durch seriöse Arbeit, genau dieses Image abzustreifen."

MARKUS GRILL, HANS WEISS

Strategien für einen smarten Planeten

Die schnellsten Bewohner von Madrid sind jetzt noch mal 25 % schneller.

Damit Rettungskräfte so schnell wie möglich zum Einsatzort kommen, brauchen sie mehr als schnelle Autos und gute Funkgeräte. Die gesamte Organisation muss koordiniert werden: Nicht nur die Einsatzkräfte von Feuerwehr, Ambulanz und Polizei müssen synchron zusammenarbeiten, sondern auch alle Prozesse und Technologien, die sie unterstützen. Genau das hat Madrid erreicht – mit Hilfe einer IBM Business-Process-Management-Lösung, die die unterschiedlichen Anwendungen, Daten und Prozesse der verschiedenen Einsatzstellen integriert. Seit Einführung dieser Lösung konnte die Reaktionszeit der Rettungskräfte um 25 % verkürzt werden.

Smarte Städte brauchen intelligente Software, Systeme und Services.
Machen wir den Planeten ein bisschen smarter. **ibm.com**/einsatz/de

IBM

Hier werden Daten von Notfall-Einsätzen in Madrid von 2009/2010 sichtbar gemacht.

IBM, das IBM Logo, ibm.com und das Bildzeichen des Planeten sind Marken oder eingetragene Marken der International Business Machines Corporation in den Vereinigten Staaten und/oder anderen Ländern. Andere Namen von Firmen, Produkten und Dienstleistungen können Marken oder eingetragene Marken ihrer jeweiligen Inhaber sein. Eine aktuelle Liste der IBM Warenzeichen finden Sie im Internet unter www.ibm.com/legal/copytrade.shtml. © International Business Machines Corporation 2011. Alle Rechte vorbehalten.

IMAGINE CHINA / CORBIS

Kanzlerin Merkel beim Staatsbesuch in der Mongolei Mitte Oktober, Verladung von Seltenen Erden in China: *Die deutsche Industrie ist in eine*

INDUSTRIEPOLITIK

Jagd auf die Schatztruhe

Die Sorge um die Rohstoffversorgung zwingt Konzerne und Bundesregierung zur Zusammenarbeit. Gemeinsam wollen sie künftig weltweit um wertvolle Reserven kämpfen.

Mitte Oktober betrat die Bundeskanzlerin ein Zelt im Regierungspalast von Ulan Bator und musste darauf achten, dass sie sich nur im Uhrzeigersinn bewegte. So ist es Sitte in der Staatsjurte der Mongolei. Angela Merkel machte alles richtig; dann durfte sie sich hinsetzen und über Rohstoffe reden.

Es gehört zu ihrem Programm, Seltsamkeiten auf sich zu nehmen, solange sie nur Deutschlands Nachschub sichern kann. Merkel war deshalb zuletzt nicht nur in der Mongolei, sondern auch in Angola und Nigeria.

Über die Ergebnisse ihrer Reise wird die Kanzlerin demnächst bei einem Treffen berichten, das sie mit Vertretern der Großindustrie verabredet hat. Etwa zehn Konzerne, darunter BASF, Daimler, Evonik und ThyssenKrupp, haben sich zusammengetan, damit ihnen künftig die Bodenschätze nicht ausgehen.

Eine „Allianz zur Rohstoffsicherung“, so der Arbeitstitel des Projekts, soll sich an Bohrungen und Minen im Ausland beteiligen. Die Konzerne wollen ihre Marktmacht bündeln. Fünf von sechs Explorationen scheitern – dieses Risiko möchten die Unternehmen gern auf möglichst viele Schultern verteilen.

Von Merkel wird erwartet, dass sie dem Gemeinschaftsprojekt organisatorische Hilfe zur Verfügung stellt, die Türen zu den Regierungschefs rohstoffreicher Staaten öffnet und dem Ganzen ein amtliches Siegel aufdrückt. Früher hätte ein solches Bündnis zwischen Politik und Unternehmen als Verstoß gegen marktwirtschaftliche Grundsätze gegolten. Heute ist von zeitgemäßer Industriepolitik die Rede.

Eine Arbeitsgruppe der Unternehmen hat sich auf Details schon verständigt. Demnach werden sich die Konzerne als Gesellschafter zunächst mit jeweils einem sechsstelligen Betrag an der Rohstoffallianz beteiligen. Das Gemeinschaftsunternehmen geht dann weltweit auf Rohstoffjagd. Der Vorteil für die Unternehmen besteht darin, dass sie ein Vorkaufsrecht bekommen. Mindestens eine Milliarde Euro soll auf diese Weise zügig in neue Rohstoffprojekte fließen.

Drei Bundesministerien, Wirtschaft, Außen und Entwicklung, werden mitmachen. Das Konzept spricht von „herausgehobener Unterstützung durch die Politik“. Eine wichtige Rolle soll die Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe spielen. Die Behörde fahndet bereits im Staatsauftrag nach Schätzen – von Manganknollen im Pazifischen Ozean bis zu Gasvorkommen in der Arktis. Im August gab Bundesforschungsministerin Annette Schavan (CDU) den Bau eines neuen Forschungsschiffs in Auftrag, das die Weltmeere durchsuchen soll. Eine „Schatztruhe“ sei die Tiefsee, sagt Schavan: „Da wollen wir dabei sein.“

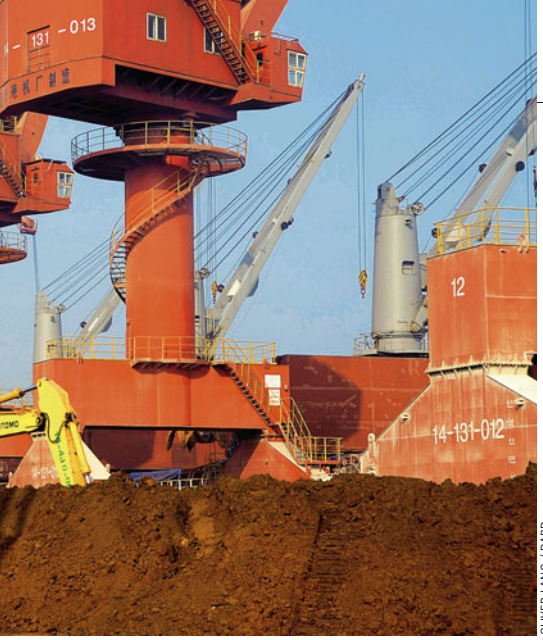
Möglichst noch in diesem Jahr will die Bundesregierung ein Rohstoffabkommen mit Kasachstan schließen. Der kasachische Botschafter Nurlan Onschanow war am vergangenen Mittwoch bei der CDU/CSU-Fraktion im Bundestag zu Gast. Seit sich herumgesprochen hat, wie reich sein Land an Mangan, Wolfram, Kupfer und Molybdän ist, ist er ein gefragter Mann. Weitere Wunschpartner der Bundesregierung sind Südafrika, Peru und Chile. Hier geht es um Lithium, den Stoff, mit dem die neuesten Batterien für Elektroautos gebaut werden sollen.

Nachschubprobleme gibt es derzeit vor allem bei den sogenannten Seltenen Erden. Dabei handelt es sich um 17 chemische Elemente mit Zungenbrecher-Namen wie Dysprosium oder Praseodym, ohne die sich kaum noch ein modernes Industrieprodukt herstellen lässt.

Zum Beispiel die Leuchtstofflampen, die Osram in seinem Augsburger Werk fertigt: Die Glasröhren werden mit Yttrium, Cerium und Europium beschichtet, was am Ende dazu führt, dass die Lampe weiß leuchtet. Nichts sei besser geeignet, versichert Osram, die Rohstoffe würden „zwingend benötigt“.

Windturbinenbauer brauchen Neodym für die Generatorenfertigung. Autozulieferer nutzen Lanthan für die Herstellung von Katalysatoren. Die Optische Industrie setzt Ceroxid als Poliermittel ein. Sogar in der Viehwirtschaft finden Seltene Erden Anwendung: als leistungssteigernde Beigabe zu Futtermitteln. Kein iPod, kein Plasmabildschirm, kein Elektromotor und kein modernes Waffensystem wäre ohne Seltene Erden einsatzbereit.

Die deutsche Industrie ist in eine fatale Abhängigkeit geraten. Alle Hersteller klagen darüber, dass die Preise für die Hightech-Metalle in die Höhe geschossen sind. Terbiumoxid kostete Anfang des Jahres noch rund 625 Dollar pro Kilogramm. Heute verlangen die Produzenten mehr als 3000 Dollar. Andere Spezialmetalle haben sich innerhalb eines Jahres sogar um mehr als tausend Prozent verteuert. Osram hat vor wenigen Wochen eine Preiserhöhung von bis zu 25 Prozent ausdrücklich mit den „explosionsartig ansteigenden“ Rohstoffpreisen begründet.



OLIVER LANG / DAPD

fatale Abhängigkeit geraten

Für die Regierung und die Industrie steht fest, wer jetzt ihr Hauptgegner ist: die Chinesen. „China ist vom Exporteur zum Importeur von Rohstoffen geworden, das hat die Lage auf dem Markt grundlegend verändert“, sagt Volker Steinbach, Leiter der Deutschen Rohstoffagentur.

Die Volksrepublik hat ein weltweites Netz aus Verträgen, Kooperationen und politischen Deals geknüpft. Im Mittelpunkt steht Afrika, das der Westen lange als hoffnungslosen Fall abgetan hat. Mit einem Sechs-Milliarden-Dollar-Kredit an die Demokratische Republik Kongo bekam China Zugriff auf ein Kupfer-Kobalt-Bergwerk. Kredite an Angola über 4,5 Milliarden Dollar werden mit Öl zurückgezahlt. In Sambia hat China investiert, um an Kupfer heranzukommen. Aus dem Sudan bezieht es bereits sieben Prozent seines Erdölbedarfs. Mit Sportstadien, Straßen- und Eisenbahnprojekten, Krankenhäusern und anderen sozialen Wohltaten sichert sich China die Sympathien der jeweiligen Regierungen.

Von ihren eigenen Rohstoffen gibt die Volksrepublik ungern ab. Sie deckt über 95 Prozent des Weltbedarfs an Seltenen Erden ab. Dabei sind ihre Reserven weit größer als die von Australien und den USA. 2010 erhöhte das Land seine Ausfuhrzölle, beschränkte den Export und steuert seither den Preis fast nach Belieben.

Als sich in den vergangenen Wochen die globalen Konjunkturaussichten so sehr eintrübten, dass selbst Seltene Erden billiger wurden, reagierte Peking sofort: Die Baotou-Gruppe, der größte Produzent der Rohstoffe, der für knapp die Hälfte des Weltbedarfs von 125 000 Tonnen steht, stellte kurzerhand die Arbeit ein, vorerst für einen Monat.

Man beabsichtige, „Angebot und Nachfrage ins Gleichgewicht zu bringen“, lautete die Begründung. Das sorgt zwar für Ärger mit der Welthandelsorganisation WTO. Auch beim G-20-Gipfel diese Woche in Cannes werden sich die chinesischen Vertreter Klagen anhören müssen, doch das beeindruckt sie bislang wenig.

Wenn Kanzlerin Merkel die Welt bereist, ist China deshalb neuerdings stets dabei, in ihrem Kopf und in den Köpfen ihrer Gastgeber. China hat großen Einfluss auf die Mongolei und auf Angola und versucht es gerade auch in Nigeria.

Merkel bot bislang das Kontrastprogramm: Deutschland wolle keinen imperialen Einfluss, sagte sie ihren Gastgebern. Man wolle nachhaltig helfen. Ihr Angebot sah so aus: Wer den Deutschen Zugang zu Rohstoffen verschafft, dem wird neben Geld vor allem Ausbildung gewährt. Das duale System der Berufsausbildung ist das Pfund, mit dem sie wuchert. Gib du mir Rohstoffe, ich schicke die Meister und Lehrer, die deiner Jugend etwas beibringen – so der Deal, den Merkel bislang vorschlug.

Mit der nun geplanten Rohstoffallianz endet diese eher defensive Strategie. Deutschland wird aggressiver um Bodenschätze kämpfen. „Die Versorgung mit Importrohstoffen“, heißt es in dem Konzept, „unterliegt einem Paradigmenwechsel.“

Alexander Jung, Dirk Kurbjuweit, Alexander Neubacher, Christian Schwägerl, Dimitri Soibel

Den SPIEGEL empfehlen, eine Prämie sichern!

NEU

Casio EXILIM EX-ZS10

Ideal für unterwegs: Die Bildauflösung von 14,1 Mio. Pixel und der 5fach optische Zoom garantieren scharfe Bilder, auch von entfernten Objekten. Und mit der HD-Aufnahme-Funktion zeichnen Sie hochauflösende Videos mit bis zu 1280 x 720 Pixeln auf. Anschauen können Sie sich all das auf dem 6,9 cm großen TFT-Farbdisplay mit 230 400 Pixeln. Extras: Gesichtserkennung, Easy Mode. Inkl. eines Lithium-Ionen-Akkus für bis zu 190 Fotos (nach CIPA Standard). Wahlweise in Rosé, Silber oder Schwarz.

Ohne Zuzahlung

HUDORA-Magnet-Heimtrainer HD 20 mit Pulsmesser

Ein Personal-Trainer für Ihr individuelles Sportprogramm. Dank 8-stufiger manueller Widerstandseinstellung, Pulsmessung über Handsensoren und einem vertikal und horizontal verstellbaren Sattel passt der Heimtrainer sich Ihren Trainingsbedürfnissen an. Mit Magnet-Bremssystem, ca. 8 kg Schwungmasse, rutschfesten Pedalflächen mit Schlaufen und sehr leisem Riemenantrieb. Die digitale Anzeige informiert Sie über Zeit, Geschwindigkeit, Distanz, Kalorienverbrauch, Puls und Scan. Schwungrad: ca. 6 kg. Max. Benutzergewicht: ca. 100 kg. Gewicht: ca. 24,5 kg. Maße (B x H x T): ca. 52,5 x 142 x 106 cm.

Ohne Zuzahlung

GRUNDIG Micro-System „UMS 2010“

Dieses kleine Kraftpaket hat einiges zu bieten: einen CD-Player mit 20 Titelspeichern, ein digitales Empfangsteil für UKW-/MW-Tuner mit 40 Senderspeichern, ein Kassetten-Laufwerk sowie einen 4fach voreingestellten Digital-Equalizer. Leichte Bedienung dank beleuchteter Multifunktions-LCD-Anzeige am Gerät. Mit 12- oder 24-Stunden-Zeitanzeige, Sleep- und Timer-Funktionen. 32 Watt PMPO, Maße (B x H x T): Turm ca. 15 x 23,2 x 20,3 cm; Boxen ca. 15 x 23,2 x 20,3 cm.

Ohne Zuzahlung

NEU

SAMSUNG S5230 Star „noble black“ – ohne Vertrag

Für Individualisten: Das Touchscreen-Handy lässt sich dank seiner drei Desktop-Oberflächen den persönlichen Wünschen anpassen. Inkl. 3-Megapixel-Kamera, MP3-Player, UKW-Radio und DNSe-Klangoptimierung für besondere Klangerlebnisse. Mit 100-MB eingebautem Benutzerspeicher. Unterstützte Speicherkarten: microSDHC bis 8 GB. Sprechzeit bis zu 600 Min, Stand-by bis zu 700 Std. Maße (B x H x T): ca. 53 x 104 x 12 cm.

Ohne Zuzahlung

Telefon 0180 2 775566
(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP11-159

Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

www.spiegel.de/praemien
Weitere Prämien im Internet

Kärcher Hochdruckreiniger-Set plus T-Racer 50

Stark und kraftvoll! Der fahrbare Hochdruckreiniger ist komplett ausgestattet mit Hochdruckstrahlrohr, Dreckfräse und 4 m langem Hochdruckschlauch. Als besonderer Clou ist in diesem Set auch der Flächenreiniger T-Racer 50 zur spritzfreien Reinigung enthalten. Druck: max. 100 bar. Gewicht: nur ca. 4,9 kg. Maße (BxHxT): ca. 24x55x30 cm.

Ohne Zuzahlung

GIGASET Schnurlos-DECT-Telefon „A510A Trio“

Das GIGASET mit integriertem Anrufbeantworter und drei Mobilteilen gestalten Sie ganz nach Ihren Wünschen: So lassen sich spezielle Ruftöne und Displayfarben den einzelnen Telefonbucheinträgen zuordnen. Der Freisprech-Modus mit brillantem Klang sorgt für mehr Flexibilität, und der Tag-/Nachtmodus mit zeitgesteuerter Klingelabschaltung garantiert eine ungestörte Nachtruhe. Mit einer Sprechzeit von bis zu 20 Std. und einer Stand-by-Zeit von bis zu 220 Std. lassen sich ausgedehnte Telefonate führen. Das energiesparende Netzteil verbraucht weniger Strom und ist somit freundlich zu Umwelt und Geldbörse.

Ohne Zuzahlung

Geldprämie € 75,–

Nichts Passendes dabei? Dann sichern Sie sich jetzt Ihre Gutschrift: Für jeden Leser, den Sie werben, überweisen wir Ihnen € 75,– direkt auf Ihr Konto!

B&F - Borken

DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 80,–

Flexibel unterwegs auf Deutschlands Straßen: Der universelle Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 7000 Tankstellen der Mineralölgesellschaften Aral, Shell, Star, Total, Westfalen, OMV und Eni einlösbar.

Noch heute antworten und Wunschprämie sichern!

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☑ **Wunschprämie für den Werber**
- ☑ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 3,80 statt € 4,– pro Ausgabe**
- ☑ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Auslandsangebote auf Anfrage:
Tel. +49 40 3007-4881

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL (ggf. inklusive der digitalen Ausgabe) für mindestens ein Jahr. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Prämien mit Zuzahlung zzgl. €2,– Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland und solange der Vorrat reicht.

☐ **Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.**

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug.
Der SPIEGEL vierteljährlich: € 49,40
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,–

Geburtsdatum 1 9

BLZ Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

☐ **Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe (für Smartphone, Tablet und PC/Mac) beziehen.**

SD11-014

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

✗
Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

☐ Geldprämie € 75,– (1684)
Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

BLZ Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

☐ Casio EXILIM EX-ZS10
- ☐ Rosé (3859)
- ☐ Silber (3857)
- ☐ Schwarz (3858)

☐ Kärcher Hochdruckreiniger-Set plus T-Racer 50 (3114)

☐ HUDORA-Magnet-Heimtrainer HD 20 mit Pulsmesser (3527)

☐ GIGASET Schnurlos-DECT-Telefon „A510A Trio“ (3832)

☐ GRUNDIG Micro-System „UMS 2010“ (3812)

☐ SAMSUNG S5230 Star „noble black“ – ohne Vertrag (3856)

☐ DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 80,– (2827)

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

SP11-159

* Aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunk max. 0,42 €/Min.

Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

DAVID HECKER / DAPD

Zukunftsforscher Meadows
Zu Hause ein Notstromaggregat

PROGNOSEN

Mal wieder Weltuntergang

Gruselrunde im Bundestag: Eine Kommission bereitet sich auf den Zusammenbruch von Demokratie und Kapitalismus vor.

An diesem Montag wird ein ganz besonderer Geburtstag gefeiert: Der siebenmilliardste Erdbewohner erblickt das Licht der Welt (siehe Seite 144). Die Vereinten Nationen haben das Datum symbolisch festgelegt. „Wir wünschen dem Baby Glück“, hieß es vorab in einer Erklärung. Trotz aller Probleme auf der Welt handle es sich um ein fröhliches Ereignis.

Doch die Freude wird nicht von allen geteilt, schon gar nicht in der Enquetekommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ des Deutschen Bundestags in Berlin. Seit Anfang des Jahres arbeitet die Allparteienrunde aus 17 Politikern und 17 Wissenschaftlern daran, sich einen Überblick über die Gesamtlage der Menschheit zu verschaffen. Die ersten Eindrücke fallen ausgesprochen trist aus, die Stimmung vieler Teilnehmer tendiert Richtung Hoffnungslosigkeit.

Man weiß nur noch nicht, was schlimmer ist: die bevorstehenden Hungerkatastrophen? Die Umweltzerstörung? Das Ende der Ressourcen?

Ihren vorläufigen Tiefpunkt erreichte die Stimmung in der Kommission Anfang vergangener Woche. Zum Thema Bevölkerungsentwicklung hatte man auf Vorschlag des Grünen-Politikers Hermann Ott den führenden Experten für düstere Prognosen eingeladen: Dennis Meadows, 69, Ex-Direktor am Massachusetts Institute of Technology und Hauptautor von „Die Grenzen des Wachstums“.

Die Siebziger-Jahre-Studie des Club of Rome dürfte, gleich nach Johannes-Offenbarung und Maya-Kalender, die populärste Schauergeschichte aller Zeiten sein. Das Buch hatte eine Auflage von über zwölf Millionen Exemplaren. 1973 wurde der Club of Rome dafür mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet.

Für Meadows sind sieben Milliarden Menschen alles andere als ein Grund zum Feiern. Nach seinen Berechnungen hätte bei zwei, maximal drei Milliarden längst Schluss sein müssen. Jeder weitere Erdbewohner sei zum Tode verurteilt, so wie es schon Meadows’ Vorbild, der missgelaunte britische Pfarrer Thomas Robert Malthus, vor 200 Jahren geweissagt hatte: „Beim Gastmahle der Natur ist durchaus kein Gedecke für ihn gelegt.“

Dementsprechend düster fiel das Szenario aus, das Meadows den deutschen Abgeordneten präsentierte. Es droht mal wieder Weltuntergang. Der Menschheit stehe eine Hungersnot biblischen Ausmaßes bevor. Das westliche Wirtschaftssystem werde demnächst kollabieren.

Die Demokratie als Herrschaftsform, ohnehin ein, so Meadows, „junges Phänomen“, sei aller Voraussicht nach zum Scheitern verurteilt. „In den nächsten 20 Jahren wird sich die Welt radikaler verändern als in den vergangenen 100 Jahren“, prophezeite er den verstörten Abgeordneten und rief dazu auf, sich rechtzeitig auf die veränderte Lage einzustellen. Er selbst habe sich für daheim ein Notstromaggregat samt 500-Liter-Reservetank zugelegt.

Nun haben sich die Prognosen aus Meadows’ Anti-Wachstums-Studie zum Glück als übertrieben herausgestellt, auch wenn man ihm zugutehalten kann, dass er als einer der Ersten auf die Endlichkeit irdischen Guts hingewiesen hat. Doch sein auf Basis der bekannten Vorräte modelliertes Szenario für Silber (angeblich erschöpft im Jahr 1983), Zinn (1985), Zink (1988), Erdöl (1990), Kupfer (1991), Erdgas (1992), Wolfram (1998) oder Aluminium (2001) ist nicht eingetreten; manche Klimaschützer würden womöglich sagen: bedauerlicherweise.

Selbst die weltweiten Goldminen waren, anders als Meadows es vorhergesagt hat, nicht schon im Jahr 1979 restlos erschöpft, sondern werfen bis heute stattliche Gewinne ab.

Der Menschheit als solcher geht es trotz des rasanten Bevölkerungswachstums nicht ganz so schlecht, wie Meadows einst prognostiziert hat. Die Lebenserwartung auf der Welt ist seit seinem Bestseller nach Uno-Angaben um zehn Jahre gestiegen, die Kindersterblichkeit um fast zwei Drittel gesunken. Die Zahl der Menschen, die unter Übergewicht leiden (1,5 Milliarden), ist weltweit größer als die Zahl derer, die von chronischem Hunger geplagt werden (eine Milliarde).

Es gäbe deshalb Gründe, Meadows’ Vorhersagen kritisch zu hinterfragen. Technischer Fortschritt kam in seinem Modell systematisch zu kurz, ebenso menschliche Kreativität und Anpassungsfähigkeit. Dass Metalle recycelt werden könnten, wurde zwar erwähnt, in der Berechnung mit Meadows’ Supersoftware World 3 aber trotzdem kaum gewürdigt.

Doch die Enquetekommission des Bundestags ließ wenig Zweifel an den Thesen des Altmeisters erkennen. Meadows war als Ratgeber gefragt. „Wie kommen wir da wieder raus?“, fragte die Vorsitzende Daniela Kolbe von der SPD bang. Ihr Parteifreund Michael Müller, Ex-Staatssekretär im Umweltministerium, wollte wissen, ob die Zukunft der Welt womöglich in Asien liege. Meadows lobte Singapur: „Eine Diktatur, aber dafür mit smarten Leuten an der Macht.“

Da fühlten sich die Demokraten im Bundestag dann doch ein bisschen beleidigt.

ALEXANDER NEUBACHER

Sie wollen nicht, dass nach einem Unfall Ihre Versicherungsbeiträge steigen.

**9 Cent aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunk maximal 42 Cent, jeweils je angefangene Minute.

DEUTSCHES INSTITUT FÜR SERVICE-QUALITÄT GmbH & Co. KG
1. PLATZ
Testsieger Vertragsleistungen
Kfz-Filialversicherungen
TEST Sept. 2011
26 Tarife von 14 Unternehmen
www.disq.de

Kfz-Versicherungen von AXA.

Dank eingebautem Rabattretter bleiben Ihre Beiträge unten.

Sie haben Ihren Schadenfreiheitsrabatt über Jahre aufgebaut, aber schon ein einziger Schaden reicht aus, um alles wieder zu verlieren? AXA ändert das. Dank dem neuen Baustein Rabattschutz Top bleibt Ihnen bei AXA eine Rückstufung erspart. Und Ihre Beiträge bleiben da, wo sie hingehören: unten. Mehr Informationen erhalten Sie bei Ihrem persönlichen Betreuer, unter www.AXA.de oder unter Telefon 0 18 03/55 40 69**.

Für mehr Infos den Code scannen.

Stichtag 30 November

Jetzt wechseln!*
*gilt für die meisten Verträge

Kommen Sie zur Versicherung, die neue Maßstäbe setzt.

Maßstäbe / **neu definiert**

AXA

AUCH IN DIESEN ZEITEN GILT: EIN AUSGEWOGENES PORTFOLIO HÄLT KURS.

AUF DIE ERFAHRUNG KOMMT ES AN. Gerade wenn die Märkte schwanken, sollte man einen Partner haben, der mit langjähriger Expertise weiß, wo es langgeht. Seit über 60 Jahren agieren wir im stetigen Auf und Ab der Märkte. Diese Erfahrung und das daraus gewachsene Know-how im Management von Chancen und Risiken haben uns zu einer global führenden Fondsgesellschaft gemacht. Profitieren auch Sie davon.

FONDSGESELLSCHAFT DES JAHRES 2010
€uro AM SONNTAG €uro

FONDSGESELLSCHAFT DES JAHRES 2011
€uro AM SONNTAG €uro

FRANKLIN TEMPLETON INVESTMENTS

Informieren Sie sich jetzt über die mit einer Anlage in unsere Fonds verbundenen Chancen und Risiken: **franklintempleton.de** Verkaufsprospekte und weitere Unterlagen erhalten Sie kostenlos bei Ihrem Berater oder bei der Franklin Templeton Investment Services GmbH, Postfach 11 18 03, 60053 Frankfurt a. M., Mainzer Landstraße 16, 60325 Frankfurt a. M., Tel. 08 00/0 73 80 01, Fax +49(0)69/2 72 23-120.

Craig in „Ein Quantum Trost“

SONY PICTURES

SPIELFILMRECHTE

ARD will Bond nicht mehr

Beim letzten Poker um Fernsehrechte an den Spielfilmen der Reihe „James Bond 007“ („Goldfinger“, „Der Morgen stirbt nie“) hatte die ARD mit einem zweistelligen Millionengebot noch die private Konkurrenz aus dem Feld geschlagen, bei der aktuellen Auktion der Rechte wird der Senderverbund jedoch voraussichtlich nicht mehr mitbieten. Die Neigung, die Rechte zu erwerben, sei nur sehr zurückhaltend ausgeprägt, heißt es bei ARD-Hierarchen. Die Quoten der letzten Ausstrahlungen seien nicht besonders gut gewesen. Hauptgrund ist jedoch der Geldmangel der ARD-Tochter Degeto. Die hatte ihr Budget schon auf Jahre hinaus verplant und muss nun sparen. Es sei sinnvoller, an Lizenzrechten für Spielfilmware zu knapsen als an einheimischen Produktionen, so die Strategie. Bis Ende nächsten Jahres ist die ARD allerdings noch im Besitz der Rechte. Das Spielfilmpaket, für das derzeit Angebote beim Hollywood-Riesen MGM abgegeben werden, gilt erst ab 2013. Es umfasst mehrmalige Ausstrahlungsrechte für alle „007“-Filme außer dem neuesten: „Ein Quantum Trost“ mit Daniel Craig.

VERLAGE

WAZ gibt Postdienst auf

Die WAZ-Gruppe hat endgültig die Hoffnung aufgegeben, mit dem Briefgeschäft Geld zu verdienen. Ende des Jahres wird die Sparte des Konzerns geschlossen, in der zuletzt nur noch eine Handvoll Mitarbeiter tätig waren. „Bei ruinösen Preisen hinunter bis zu 20 Cent pro Brief hatten wir keine Hoffnung mehr, das Geschäft noch ertragreich zu machen“, sagt WAZ-Manager Peter Lange. Einst waren 700 Mitarbeiter beim WAZ-Postservice beschäftigt. Doch von der Zustellung verabschiedete sich der Konzern bereits 2010, von der Sortierung 2011. Die Briefzustellung galt in der Verlagsbranche vor Jahren als Zukunftsgeschäft. Verlagsriesen wie WAZ und Axel Springer hatten mit der Deutschen Post AG konkurriert.

NIGGEMEIERS MEDIENLEXIKON

Müller-Sönksen

Einheit für die Berechenbarkeit eines Politiker-Statements: 1 MS entspricht einem Text, der sich unabhängig vom Anlass wörtlich vorhersagen lässt.

Gebetsmühlenartig, das sagt sich so leicht. Aber das muss ja erst mal einer wollen: wieder und wieder am Rad drehen. Burkhardt Müller-Sönksen (Foto) hat in der vergangenen Woche die Abschaffung der GEZ gefordert. Überraschend wäre es nur gewesen, wenn er mal ein Interview gegeben hätte, ohne die Abschaffung der GEZ zu fordern.

Denn Müller-Sönksen ist medienpolitischer Sprecher der FDP-Bundestagsfraktion. Das klingt nach einer undankbaren Aufgabe. Aber das täuscht. Für die Medien ist seine immer gleiche Forderung immer wieder eine neue Meldung. Und selbst wenn ihre Erfüllung dadurch nicht wahrscheinlicher werden sollte, so wird doch Burkhardt Müller-Sönksen dadurch bekannter.

Er hat nicht nur eine fast bewundernswerte Bereitschaft, in jeder Diskussion über ARD und ZDF aus dem politischen Satzbaukasten auch abgegrabbeltste Steine wie die „dreiste Selbstbedienungsmentalität“ oder das „Gürtel enger schnallen“ hervorzukramen.

Vor einem Jahr schenkte er den Medien das Synonym „Superschnüffelbehörde“ für die GEZ. Die damit behauptete Stasi-artige Nachfrage bei „jedem Einzelnen“, mit wem er Tisch und Bett teile, ist zwar Fiktion, aber das Wort kam gut an. Ebenso wie die zwar widersprüchlichen und womöglich ausgedachten, aber immer eindrucksvollen Zahlen, die er in die Diskussion wirft. Wer mit Empörung handelt, braucht es mit den Fakten nicht so genau zu nehmen.

Das Publikum dankt es ihm mit Applaus, die Presse mit Aufmerksamkeit der Sorte: „Wie kann man die Abzocke der Gebührenzahler noch stoppen?“ Es ändert sich nicht viel in der deutschen Medienpolitik, was ein Glück ist für Müller-Sönksen, und wenn es die GEZ eines Tages nicht mehr gäbe, müsste er sie erfinden, um dann ihre Abschaffung fordern zu können.

Müller-Sönksens PR-Erfolg ruft natürlich Nachahmer auf den Plan, aber nicht jeder hat seine Routine. Der medienpolitische Sprecher der CSU-Fraktion im Bayerischen Landtag, Eberhard Sinner, hat in der vergangenen Woche in einer Pressemitteilung verlangt, die Rundfunkgebühr zunächst nicht zu erhöhen. Das hätte womöglich für noch mehr Aufsehen gesorgt, wenn es die Verantwortlichen nicht ohnehin schon angekündigt hätten.

BRANDI LIFLA / POLARIS / LAIF

Besucherinnen einer Blogger-Konferenz in San Francisco: *Online-Einträge können nicht nur Karrieren, sondern Leben zerstören*

INTERNET

Richter Google

Der Bundesgerichtshof hat nun entschieden, wie sich die von Online-Diffamierungen Betroffenen zur Wehr setzen können. Rechtsklarheit herrscht deshalb allerdings noch lange nicht.

Man muss nicht lange surfen, um zu finden, was der Hamburger Werbestar Jean-Remy von Matt gemeint haben könnte, als er von den „Klowänden des Internet“ sprach. Da gibt es Seiten wie das US-Onlineportal PlateWire (zu Deutsch: Kennzeichen-Neuigkeiten), das sich selbstbewusst als „Stimme der Straße“ bezeichnet. Auf PlateWire werden die Nummern von angeblich miesen Autofahrern gesammelt, mit genauen Vorwürfen („Der Idiot telefonierte natürlich“) und komplettem Kennzeichen.

Auf der in rosafarbener Mädchenoptik gehaltenen Web-Seite DontDateHimGirl (Geh nicht mit ihm aus, Mädchen!) warnen Frauen vor schlechten Liebhabern – inklusive Suchfunktion, mit deren Hilfe man nach konkreten Männernamen fahnden kann. In einer Zeit, in der Bewerber oder neue Lebenspartner gegoogelt werden, bevor man sie kennenlernt, können solche Interneteinträge nicht nur Karrieren, sondern Leben zerstören.

Sich gegen die Diffamierungen zu wehren ist allerdings nicht immer einfach: Die anonymen Schmierfinken kriegt man schwer zu fassen, die rechtliche Verantwortung der Internetdienste war bisher schwammig. Und eigentlich sollte der Bundesgerichtshof (BGH) genau das mit einem Urteil am Dienstag vergangener Woche ändern.

Zum ersten Mal entschieden die Richter detailliert darüber, nach welchen Kriterien jemand, der sich im Internet mit ehrenrührigen Gerüchten konfrontiert sieht, von einem Internetanbieter die Löschung verlangen kann. Doch auch nach dem Urteil bleibt die Zukunft nebulös, was nicht nur an dem verzwickten Fall liegt, den der BGH konkret zu verhandeln hatte:

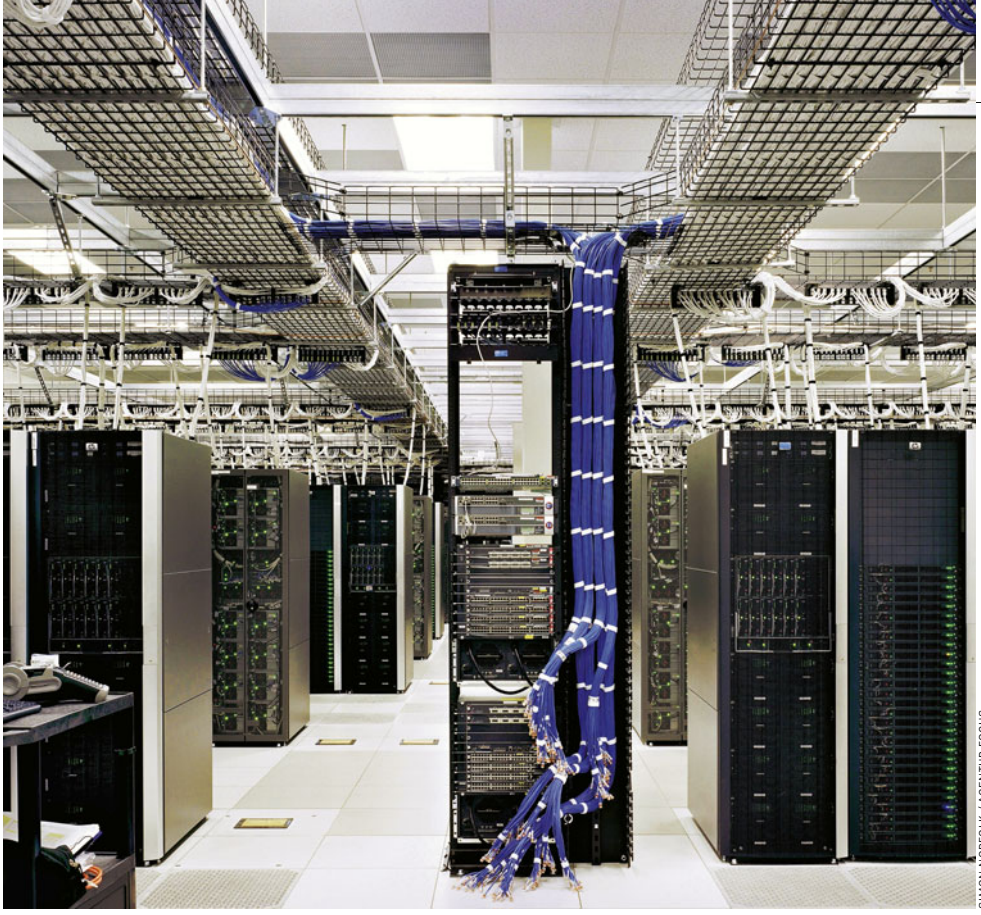
In einem Blog, der sich an die deutschsprachigen Bewohner auf Mallorca wendet, hatte sich ein anonymer Schreiber einen deutschen Immobilienhändler vorgeknöpft, der auf der Urlaubsinsel arbeitet. Mit voller Namensnennung wurde der Geschäftsmann im Sommer 2007 in mehreren Beiträgen unsauberer bis illegaler Geschäftspraktiken verdächtigt und als Pleitier denunziert.

Der angebliche Bankrotteur und Betrüger wollte sich das nicht gefallen lassen. Er verlangte von Google als dem sogenannten Hostprovider, der die technische Infrastruktur und den Speicherplatz für diese Internetseiten zur Verfügung stellt, dass die Beiträge aus dem Weblog gelöscht werden sollen.

Doch Google weigerte sich. Dass jemand die Tilgung eines Blog-Eintrags fordere, sei „beileibe kein Einzelfall“, so Arnd Haller, der für Nordeuropa zuständige Leiter der Rechtsabteilung von Google Deutschland.

Im Klartext: Wo komme sein Konzern denn hin, wenn er jeden Eintrag prüfen müsse?

Pro Jahr erreichen Google offenbar weltweit Tausende solcher Löschungsver-



SIMON NORFOLK / AGENTUR FOCUS

Server-Raum im amerikanischen Quincy: *„Im Zweifel für die Meinungsfreiheit“*

langen. Google selbst war daran interessiert, dass der BGH mal klärt, was in solchen Fällen tatsächlich Recht ist.

Die meisten Beschwerden aus Deutschland beträfen kritische Äußerungen, so Haller, mit denen der Betreffende nicht einverstanden sei; nur ein „verschwindend geringer Anteil“ beziehe sich dagegen auf Straftaten wie Kinderpornografie oder Nazi-Propaganda.

Das Urteil hat klargestellt, dass Betroffene Löschungen auch bei Internetanbietern verlangen können. Wer sich diffamiert fühlt, muss allerdings belegen, dass eine Online-Gemeinheit beleidigend oder unwahr ist. „Der Rechtsverstoß“, so der BGH, müsse aus dem Hinweis des Betroffenen „unschwer“ zu erkennen sein.

Kompliziert bleibt es dagegen für die Unternehmen: Sie stehen in der Pflicht, die vorgelegten Beweise der Betroffenen zu würdigen, und müssen entscheiden, entweder dem Löschungsverlangen nachzugeben und sich damit Zensurvorwürfen auszusetzen oder aber das Risiko einzugehen, wegen fortgesetzter Verletzung von Persönlichkeitsrechten belangt zu werden.

Der BGH hat auch eine Anhörungspflicht eingebaut. Der Hostprovider muss die Beschwerde an den vermeintlichen Täter weiterleiten, der eine Stellungnahme abgeben kann. Antwortet dieser nicht innerhalb einer „angemessenen“ Frist, ist der beanstandete Eintrag zu löschen.

Widerspricht der Verantwortliche in stichhaltiger Weise und „ergeben sich deshalb berechtigte Zweifel“ am Löschungsanspruch, muss der Internetanbieter nochmals den Betroffenen anhören, heißt es weiter.

In der deutschen Provider-Szene gibt man sich demonstrativ entspannt. Der Branchenverband Eco will zunächst die schriftliche Urteilsbegründung abwarten. Es scheine nach erster Einschätzung so, als würde der Richterspruch der bisher gängigen Praxis entsprechen, heißt es. Somit würde sich für hiesige Anbieter „grundsätzlich nichts ändern. Wir sehen derzeit keinen Handlungsbedarf“.

Als Google Deutschland Mitte vergangener Woche in seiner hauseigenen Kantine in Hamburg seinen zehnten Firmengeburtstag feierte, versprühte indes nicht nur der Pressesprecher allenfalls angespannte Entspanntheit.

Die „Checkliste“ des BGH enthalte „wachsweiche Kriterien“, kritisiert etwa der Passauer Professor für Internetrecht Dirk Heckmann. „Am Ende muss sich das Recht hier von Fall zu Fall entwickeln.“ Der Experte für Internetrecht Jan Roggenkamp sagt: „Relativ leicht fällt die Entscheidung bei Beleidigungen. Verleumdungen dagegen sind häufig schwer zu belegen.“

Google sei in einer Patt-Situation „im Zweifel für die Meinungsfreiheit“, versichert Konzern-Jurist Haller. Sein Unternehmen ist groß, finanz- und personalstark. Ein kleinerer Anbieter dürfte dagegen das Prozessrisiko scheuen und in Zweifelsfällen einen umstrittenen Eintrag vorsorglich löschen, bevor er Tausende Euro für Anwälte und Gerichtskosten riskiert.

Die Unternehmen werden faktisch zu Richtern und Schlichtern gleichzeitig zwischen den Streithähnen im Netz. Denn in den meisten Fällen sind es nicht Gerichte, die über die Entfernung umstrittener Inhalte entscheiden, sondern die Rechtsabteilungen der Provider.

Ihre Rolle als Justiz-Helfer ist tatsächlich nicht ohne Probleme – schließlich handelt es sich um einen Eingriff, der das Grundrecht auf Meinungsfreiheit tangieren kann. Oft sind die Fälle auch nicht eindeutig, wie die Praxis bei einem der großen deutschen Hostprovider zeigt, wo im Schnitt etwa fünf Fälle pro Monat entschieden werden müssen: Was ist beispielsweise mit der Web-Seiten-Betreiberin, die intimste Details und Beleidigungen über ihre einstmals beste Freundin ausbreitet? In diesem Fall agierte zunächst die Rechtsabteilung als Mediator und brachte die Autorin dazu, das Pamphlet zu löschen.

In einem anderen Fall meldete sich ein aufgebrachter Nutzer, er werde aufs Übelste beleidigt. Tatsächlich stellten die Juristen fest, dass eine Beleidigung vorliege – das Opfer sei aber nicht zu identifizieren. Der Text blieb online. Anders im Fall einer Band, die einer verhassten Person ein ganzes Video widmete – das Werk wurde heruntergenommen.

Die Unternehmer würden ihre Rolle als Hilfsrichter und ihren Ermessensspielraum im Spannungsfeld von Persönlichkeitsrechten und Meinungsfreiheit jedenfalls nur allzu gern loswerden. Die richterlich verordnete Freiheit birgt Prozessrisiken, kostet Zeit, Geld und personelle Ressourcen.

In manchen Fällen stehen die Provider sogar vor technischen Problemen, erklärt Michael Frenzel von 1&1. Bei vielen Servern hätten die eigenen Techniker gar keinen direkten Zugang zu einzelnen Web-Seiten, sondern nur die Mieter des Servers selbst. Im Zweifel müsste der Provider den gesamten Server abklemmen – auf dem durchaus 20 000 weitere, unbedenkliche Web-Seiten lagern können.

Kompliziert wird es für Betroffene, wenn es nicht einmal eine Firma gibt, die man in Anspruch nehmen könnte – so wie es hierzulande vor einigen Monaten im Fall von iShareGossip lief. Die Betreiber der Seite, auf der vor allem Schüler ihre Klassenkameraden mobbten, schaffen es bis heute, anonym und unbehelligt zu bleiben – trotz Ermittlungen der Behörden.

Dass die Plattform mittlerweile offline ist, hat nicht mit einem einsichtigen Provider zu tun. Untergebracht war die Seite bei der schwedischen Firma PRQ, die im Ruf steht, auf Bitten von Behörden oder einzelnen Betroffenen gar nicht zu reagieren. Die Betreiber entschieden offenbar selbst, die Seite vom Netz zu nehmen.

Dietmar Hipp, Martin U. Müller, Marcel Rosenbach

SVEN DOERING / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

Senderchef Reiter auf seinem Grundstück in Leipzig: *„Das Leben ist kein Wunschkonzert“*

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Manche waren Drecksäcke“

Der dienstälteste Intendant der ARD zieht zum Abschied Bilanz. Noch-MDR-Chef Udo Reiter über seinen Chaossender, die wilden Jahre in den neuen Ländern und die Probleme des Ersten

Er wollte mal Pilot werden. Die harten Aufnahmeprüfungen hatte er schon bestanden. Kurz darauf wurde er bei einem Autounfall querschnittsgelähmt. Udo Reiter hatte sich die Smith & Wesson schon besorgt, entschied sich dann aber doch für Journalismus statt Freitod.
Und der promovierte Germanist machte Karriere – zuerst beim Bayerischen Rundfunk, dann in Leipzig, wo er kurz nach der Wiedervereinigung im Auftrag der drei neuen Bundesländer Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen den Mitteldeutschen Rundfunk (MDR) gründete. So erfolgreich das Programm beim Publikum wurde, so schnell begannen die Affären rund um den Sender, der heute rund 2000 Festangestellte zählt. Am Montag verlässt Reiter, 67, MDR und ARD – als dienstältester Intendant. Nun sitzt er in seinem Haus, einem umgebauten Schulgebäude aus Vorkriegszeiten am Rande von Leipzig. Er hat dort einen Teich, einen Trecker, viel Grün – und zieht Bilanz, auch über eigene Fehler und Versäumnisse.

Das Gespräch führten die Redakteure Martin U. Müller und Thomas Tuma.

SPIEGEL: Herr Reiter, was glauben Sie, wie die anderen aus dem Kreis der ARD-Intendanten hinter Ihrem Rücken über Sie und Ihren MDR reden?
Reiter: Sie waren alle sehr solidarisch. Da habe ich eher Mitgefühl erlebt als Attacken. Was man über mich sagt, wenn ich nicht dabei bin, weiß ich natürlich nicht.
SPIEGEL: Der MDR hat kaum ein Jahr ohne Affäre erlebt.
Reiter: Das ist Unsinn, mit Verlaub.
SPIEGEL: Es ging schon los mit der Anschubfinanzierung für den MDR von 560 Millionen Mark, mit denen Sie lieber an den Aktienmärkten zockten …
Reiter: … wir haben nicht gezockt, sondern das Geld angelegt. Das hat uns über hundert Prozent Gewinn eingebracht und den schuldenfreien Aufbau des MDR ermöglicht.
SPIEGEL: Sie haben als Chef eines öffentlich-rechtlichen Senders mit ecuadorianischen Staatsanleihen Millionen verloren.
Reiter: Es waren rund zweieinhalb Millionen Mark. Dieser Verlust war lächerlich im Vergleich zu dem, was wir gewonnen haben. Ich gebe zu: Der Aktienanteil unserer Geldanlagen war eine Zeitlang zu hoch. Aber wir sprechen von einer Zeit, als man hier im Osten noch auf der Autobahn wenden konnte. Es gab damals keinen Rechnungshof und keine Controller. Wir hatten keine Gebäude, viel zu wenig Personal, nicht mal funktionierende Telefone. Der MDR war auf 42 Standorte verteilt. Das war Wildnis. Der Aktienanteil unserer Anlagen war wirklich unsere kleinste Sorge.
SPIEGEL: Sie sind ein Spieler, Herr Reiter.
Reiter: Ich habe vielleicht ein spielerisches Naturell. Auch eine Pioniermentalität. Das hat mir damals sehr geholfen, und diese Freiheit der Aufbaujahre haben wir auch genossen. Als ich einst zum Bayerischen Rundfunk kam, war dort alles schon fertig: Da konnten Sie vielleicht noch die zweite Stelle hinterm Komma beeinflussen. Hier in Leipzig machten wir aus dem Nichts heraus innerhalb von einem halben Jahr sechs Hörfunkprogramme, ein Fernsehprogramm und zehn Prozent Anteil am Ersten. Da standen Dienstanweisungen und Unterschriftsregelungen nicht immer im Mittelpunkt. Mein Fehler war sicher, dass ich diese hemdsärmelige Aufbruchstimmung früher hätte beenden müssen. 99,9 Prozent meiner Mitarbeiter haben anständig gearbeitet und aus diesen Freiheiten große Programmerfolge gemacht, ein paar haben die Freiräume leider missbraucht.
SPIEGEL: Der Fisch stinkt vom Kopf.
Reiter: Wenn Sie meinen. Auf jeden Fall hat der Intendant die politische Verantwortung für alles, was in seinem Sender geschieht.
SPIEGEL: Immer wieder wurde der MDR auch von Stasi-Affären erschüttert.
Reiter: Das ist auch schon wieder übertrieben. Zunächst einmal war das ein Problem,

das Sie hier im Osten in jeder Behörde und in jeder Firma hatten. Ich war anfangs um jeden froh, der ein Mikro halten konnte, und wir haben bei den Einstellungen keine großen biografischen Nachforschungen angestellt. Bei der späteren Überprüfung haben wir den Fehler gemacht, uns auf die festangestellten Mitarbeiter zu beschränken und nicht auch die freien Mitarbeiter einzubeziehen. Das waren aber die, die vor der Kamera standen und bekannt waren. Also mussten wir in einer zweiten Welle alle noch mal ansehen. Das war ein schmerzhafter Prozess.

SPIEGEL: Haben Sie da menschliche Enttäuschungen erlebt?

Reiter: Manche, die bei der Stasi waren, haben einen eher unauffälligen Opportunismus praktiziert, manche waren echte Drecksäcke. Das kann man nicht anders sagen. Mein Menschenbild ist nicht allzu idealistisch. Insofern wurde ich nicht überrascht.

SPIEGEL: Ihr TV-Programm beschwor viele Jahre hindurch überraschend einseitig die guten alten DDR-Zeiten herauf.

Reiter: Ach kommen Sie! Was haben wir denn gemacht?

SPIEGEL: Ein furchtbares Programm.

Reiter: Das ist die Arroganz von Westjournalisten. Es war ein identitätsstiftendes Programm, das einen Beitrag zur deutschen Einheit geleistet hat! Wir konnten den Ostdeutschen doch nicht einfach ihre Sozialisation und ihre kulturelle Vergangenheit ausradieren. Revolution und Veränderung hatten die Leute schon ohne MDR genug. Und dass wir bis heute das erfolgreichste aller dritten Programme sind, kommt ja nicht von ungefähr.

SPIEGEL: Dann ließ sich auch noch Ihr Sportchef Wilfried Mohren dabei erwischen, dass er für Schleichwerbung die Hand aufhielt. Spätestens das hätte ein Alarmsignal für Sie sein müssen, dass beim MDR etwas gewaltig schieflief.

Reiter: Wir waren nicht der einzige Sender, dem so was passiert ist. Solche Einzelfälle können Sie nie ganz ausschließen. Mich quält ein anderer Fall sehr viel mehr: der Betrug beim Kinderkanal. Den Sender habe ich ja mit erfunden und mit beträchtlicher Anstrengung nach Erfurt gebracht.

SPIEGEL: Ein Kika-Herstellungsleiter hat dort einfach so über acht Millionen Euro zur Seite schaffen können.

Reiter: Ja, das war ein Skandal, und es ärgert mich gewaltig, dass er diesen schönen kleinen und erfolgreichen Sender so beschmutzt hat. Das hat der Kika und sein erstklassiges Team wirklich nicht verdient – diese Schlagzeilen.

STAR-MEDIA / IMAGO

MDR-Fernsehballett: *„Teil der Bewusstseinsindustrie“*

SPIEGEL: Zuletzt wurde auch noch geprüft, ob der MDR den Bau seiner Funkhäuser zu leichtfertig an private Fonds vergab, um die Büros dann viel zu teuer zurückzumieten.

Reiter: Diese Geschichte hat der SPIEGEL aufgebauscht. Das ist ein völlig legales Leasing-Modell. Alle Fachleute sind sich einig, dass das für den MDR das mit Abstand günstigste Finanzierungsmodell war.

SPIEGEL: Sind oder waren Sie selbst an diesen Fonds je beteiligt?

Reiter: Nein, natürlich nicht.

SPIEGEL: Und als ob das alles noch nicht reicht, mussten Sie auch noch Ihren Unterhaltungschef Udo Foht rausschmeißen, der offenbar eine sehr kreative Buchführung liebte.

Reiter: Der Mann hat sich nicht an die Regularien des MDR gehalten. Der Fall wurde aufgedeckt, Foht fristlos entlassen. Bisher gibt es keinerlei Belege dafür, dass er den MDR finanziell geschädigt hat. Auch das wurde in manchen Medien wahnsinnig aufgebauscht und hat ungefähr so viel Platz erhalten wie die Euro-Krise. Absurd. Irgendwas stimmt da doch nicht …

SPIEGEL: … vor allem im Verständnis öffentlich-rechtlicher Transparenz. Es kann doch nicht sein, dass ein Top-Manager des MDR wie Foht sich sogar sechsstellige Beträge von privaten Produzenten erbettelt, die er dann in Shows buttert.

Reiter: Deswegen wurde er ja auch fristlos gefeuert. Aber deshalb taumelt der Sender nicht am Abgrund und muss neu gegründet werden, wie es bei einigen hieß.

SPIEGEL: War Herr Foht auch nur ein Vertreter aus der Pionier-Ära, der den Schuss nicht rechtzeitig gehört hat?

Reiter: Er hat sich jedenfalls bisher damit verteidigt, dass alles zum Wohle des Senders geschehen sei. Mittlerweile hat er übrigens Kündigungsschutzklage eingereicht. Ich kenne ihn persönlich kaum … er hatte ja etwas sehr Verschlossenes, fast Autistisches.

SPIEGEL: Tolle Eigenschaft für einen öffentlich-rechtlichen Unterhaltungschef.

Reiter: Ja, aber er hatte einen Riecher für Talente. Von Florian Silbereisen bis Helene Fischer – die hat alle er entdeckt.

SPIEGEL: Haben Sie persönliche Schuld auf sich geladen in all diesen Geschichten?

Reiter: Einerseits relativiert sich Ihre tolle Liste von „Affären“ bei einem Zeitraum von 20 Jahren doch sehr, finde ich. Andererseits sehe ich vieles nicht so skandalträchtig, dass man dafür ins Kloster gehen müsste – bis auf die Vorgänge beim Kinderkanal. Das war wirklich schlimm. Persönliche Schuld nein, politische Verantwortung ja.

SPIEGEL: Die Unübersichtlichkeit der MDR-Geschäfte könnte damit zu tun haben, dass Sie so viele Firmen und Tochtergesellschaften ausgelagert haben.

Reiter: Das verlangen heute ja sogar EU-Richtlinien. Wir waren da geradezu wegweisend. Diese Firmen schreiben schwarze Zahlen und werden alle regelmäßig geprüft. Nein, nein, da lagen wir schon richtig.

SPIEGEL: Führende MDR-Mitarbeiter haben Sie früh gewarnt, man müsse das Controlling verbessern.

Reiter: Stimmt. Und es stimmt auch: Ich habe zu wenig darauf gehört – im Nachhinein betrachtet. Besonders streng war übrigens meine Nachfolgerin als Intendantin, Karola Wille.

SPIEGEL: Mit der Juristin soll nun der „Neuanfang“ gelingen. Frau Wille steht aber seit Mitte der neunziger Jahre an Ihrer Seite, hat alles gesehen und gedeckt.

Reiter: Hat sie nicht. Ich war der Chef und habe die Richtlinien vorgegeben.

SPIEGEL: Dann hat sie also weggeschaut?

Reiter: Nein, sie hat immer wieder warnend ihre Stimme erhoben, konnte sich damit aber nicht immer durchsetzen. Jetzt ist sie ihr eigener Chef. Und sie ist die Richtige für die Zukunft des MDR.

SPIEGEL: Was hat Frau Wille von Ihnen gelernt?
Reiter: *(lacht)* Das sage ich lieber nicht, sonst verwenden Sie das gleich gegen sie.
SPIEGEL: Sind andere öffentlich-rechtliche Anstalten sauberer – oder einfach raffinierter beim Unter-den-Teppich-Kehren?
Reiter: Die hatten mehr Zeit, sich ordentlich zu organisieren und historisch-harmonisch zu wachsen. Wenn ich heute noch mal anfangen müsste, würde ich auch einiges anders machen. Aber damals im Nachwende-Leipzig ging es nicht anders.
SPIEGEL: Brauchen die ARD-Anstalten einen Verhaltenskodex?
Reiter: Die meisten haben einen. Auch wir. Aber Sie können 100 Seiten mit ehernen moralischen Grundsätzen vollschreiben – am Ende muss die Theorie gelebt werden.
SPIEGEL: Wie viel Prozent der öffentlich-rechtlichen Rundfunkmanager verstehen von politisch motivierter Speichelleckerei noch immer mehr als von ihrem Job?
Reiter: Sie werden von mir jetzt nicht die Pointe hören, dass die Speichelleckerei zum Job gehört.
SPIEGEL: Obwohl die gut wäre.
Reiter: Aber sie würde nicht stimmen. Es ist doch klar, dass die Politik versucht, Einfluss zu nehmen. Immerhin sind wir Teil der Bewusstseinsindustrie, und Politiker müssen ihre Botschaften unters Volk bringen. Ich habe aber immer die Erfahrung gemacht, dass man auch Rückgrat zeigen kann und damit erstaunlich weit kommt.
SPIEGEL: Allein die ARD bekommt 5,5 Milliarden Euro an Gebührengeldern – jährlich. Davon bleiben an Ihrem MDR rund 600 Millionen kleben. Wie viel davon wird sinnvoll ausgegeben?
Reiter: Der allergrößte Teil, eigentlich alles. Rechnen Sie mal zusammen, wie viele Hörfunk- und Fernsehsender Sie für Ihre Gebühren bekommen! Da ist etwa die „Süddeutsche Zeitung“ im Vergleich sehr viel teurer. Demnächst werden wir sechs Jahre stabile Gebühren haben. Wann hat der SPIEGEL das letzte Mal seinen Preis erhöht?
SPIEGEL: Erstens ist der SPIEGEL günstiger als die TV-Gebühren, zweitens sind Verlage privatwirtschaftlich organisiert und kassieren keine Quasi-Steuern. Ernst Elitz hat mal gesagt, wenn Daimler so organisiert wäre wie die ARD, würde der Konzern nur noch Autos mit drei Rädern herstellen.
Reiter: Wenn die ARD mein Privatbesitz wäre, würde ich sie auch anders organisieren – gewinnfixiert. Gewinn ist aber nicht unser Auftrag. Insofern gehen solche Vergleiche ins Leere. Öffentlich-rechtlicher Rundfunk ist der Versuch, Meinungsbildung unabhängig von wirtschaftlichem und politischem Druck zu ermöglichen. Und er ist dabei gar nicht so erfolglos.
SPIEGEL: Einen Ihrer Posten haben wir noch gar nicht erwähnt: Sie sind Aufsichtsratschef der Degeto, der Produktionstochter der ARD. Die ist zuletzt dadurch ins Gerede gekommen, dass sie für Jahre Programm bestellt hat, das in diesem Umfang gar nicht gebraucht wird.
Reiter: Dabei handelt es sich nun wirklich nicht um einen Skandal, sondern allenfalls um eine ärgerliche zeitliche Verschiebung in der Ausgabenpolitik.
SPIEGEL: So kann man das auch nennen, wenn plötzlich alle überrascht sind, dass alles Geld weg ist.
Reiter: Von dem Programm muss man nichts wegwerfen, es wurde nur für eine bestimmte Zeit zu viel gekauft und produziert. Als zu erkennen war, dass da was in die falsche Richtung läuft, habe ich das sofort auf die Tagesordnung des Aufsichtsrats gesetzt. Und damit keine Produzenten pleitegehen müssen, haben wir inzwischen einen Notfonds eingerichtet, mit dem sich die augen-

blickliche Finanzklemme überbrücken lässt.

SPIEGEL: Eine Ihrer letzten Aktionen als ARD-Grandseigneur war es, Thomas Gottschalk vom nächsten Jahr an fürs Vorabendprogramm des Ersten zu gewinnen. Was wird er da machen?

Reiter: Er hat mir dieses Format mal im amerikanischen Fernsehen gezeigt. Dort ist das eine Mischung aus Tagesaktualität, Comedy, Interviews, Show – nicht unflott. Wir müssen sehen, ob das deutsche Publikum auf so was anspringt. Und natürlich ist der Sendeplatz um 19.30 Uhr einer der schwierigsten überhaupt. Aber den bisherigen Marktanteil wird er verdoppeln, davon bin ich überzeugt. Es ist ein Experiment. Gottschalk glaubt an den Erfolg. Ich auch.

SPIEGEL: Trotz all der ARD-Milliarden ist RTL beim Publikum erfolgreicher. Was macht das Erste falsch?

Reiter: Nichts. Eine föderale Struktur kostet immer mehr als eine zentrale. Aber diese Struktur ist politisch und programmstrategisch richtig. Die für den Rundfunk zuständigen Länder tragen sie. Und so wichtig mir die Quote ist – sie darf für die ARD nicht der allein selig machende Maßstab sein.

SPIEGEL: Ginge Dieter Bohlen in der ARD?

Reiter: Nein, da ist eben die Grenze überschritten. So was wie „Das Supertalent“ oder das Dschungelcamp mögen handwerklich sogar prima gemacht sein, aber derart skrupellose Formate gehen bei uns nicht. Die Quotenerfolge der anderen müssen wir dann aushalten.

SPIEGEL: Was hat der MDR der ARD gebracht – außer Ärger?

Reiter: Den Osten.

SPIEGEL: Sind Sie selbst Ossi geworden in den 20 Jahren Leipzig?

Reiter: Das wird man nicht. Auch wenn ich gut mit den Leuten hier kann, der Herkunftsunterschied ist da. Es gibt sicher auch im MDR Leute, die sich freuen, dass ihr Sender künftig von einer Frau aus Ostdeutschland geführt wird statt von einem dahergelaufenen Wessi. Flapsig gesagt ist die Besatzungszeit mit dieser Stabübergabe endgültig vorbei.

SPIEGEL: Was werden Sie im Ruhestand tun?

Reiter: Erst mal aufräumen, was sich so angesammelt hat. Vielleicht schreibe ich dann meine Erinnerungen auf. Da gibt es ja einiges, persönlich und dienstlich. Immerhin habe ich als Rollstuhlfahrer eine ungewöhnliche Laufbahn hinter mir.

SPIEGEL: Verlässt mit Ihnen der letzte Abenteurer die ARD?

Reiter: Ich war kein Indiana Jones – und der MDR nicht der Tempel des Todes. Mit mir geht der letzte der alten ARD-Elefanten, das ist wahr. Der MDR hat mir die schönste Zeit meines Lebens beschert. 19 hinreißende Jahre, ein verflixtes. Leider kam das Schlechte zum Schluss. Aber das Leben ist kein Wunschkonzert.

SPIEGEL: Herr Reiter, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

STARS

Die K-Frage

Zehn Gründe, weshalb der begnadete Entertainer Hape Kerkeling „Wetten, dass …?“ nicht übernehmen kann

BABIRADPICTURE

Komiker Kerkeling als Uschi Blum mit Gottschalk 2009

Es ist ja so: Auch nach längerem Nachdenken fällt niemandem ein ähnlich familientauglicher, beliebter und komischer Unterhaltungskünstler ein wie Hape Kerkeling. Darum machen sie beim ZDF genau das Richtige, wenn sie ihn nun schon seit Monaten beknien, nächstes Jahr das Erbe von Thomas Gottschalk bei „Wetten, dass …?“ anzutreten. Dennoch kann Kerkeling nicht annehmen – aus gleich mehreren Gründen.

1. Was bekäme er dafür, was er nicht schon besitzt? Millionen von Fans und Euro hat er längst. US-Stars auf dem Show-Sofa begrüßen zu dürfen scheint auch nicht unbedingt seine größte Sehnsucht zu sein.

2. Würde in diesem Fall nicht die Show den Moderator, sondern der Moderator die Show adeln.

3. Erwarten wir von Kerkeling am Samstagabend mehr als von jedem anderen. Klingt ungerecht, ist es auch.

4. Brächte „Wetten, dass …?“ ihn in seiner künstlerischen Biografie kein Stück weiter. Wie viel Freiraum hätte er da? Dass er zwischen permanentem An- und Abmoderieren von Stars und den Wetten eierschälender Planierraupen ein paar neue Verkleidungen ausprobiert? Oder sich im Dienst der Quote als Horst Schlämmer nur noch selbst plagiiert?

5. Weiß das ZDF aus schierer Quotengier heraus auch nicht unbedingt, was gut für Kerkeling ist. Zurzeit präsentiert das Zweite ihn stolz in der History-Reihe „Terra X“. Die erste Sendung hat zwar die erhoffte Millionenquote gebracht, aber die historischen Persiflagen, in denen Kerkeling gleich reihenweise auftrat, waren bestürzend pointenfrei.

6. Führt das leider zu der Erkenntnis, dass der Star am Ende für das ZDF nichts weiter wäre als ein Quotenbringer, wie ihn Kerkeling schon vor Jahren in seinem Kinofilm „Kein Pardon“ karikiert hat. Er würde gehätschelt und gelobt werden, aber eine Idee, wie seine künstlerische Biografie weitergehen könnte, hätten sie auf dem Lerchenberg eher nicht. Der amtierende Unterhaltungschef dort ist auf dem Sprung in die Pension. Ein Nachfolger müsste erst beweisen, dass er einen Draht zu Kerkeling hat.

7. Würde jeder Versuch, aus „Wetten, dass …?“ etwas wirklich Neues zu machen, ziemlich wahrscheinlich enden wie einst Harald Schmidts Reformversuche bei „Verstehen Sie Spaß?“ – mit der Kapitulation des Reformers.

8. Hat die hiesige Fernsehkritik „Wetten, dass …?“ gefressen. Nach jeder Ausgabe kübelt sie zuverlässig Hohn und Spott über das Format. Erst seit Gottschalk seinen Abschied ankündigte, hagelt es Elogen. Aber die Fallhöhe von Europas größter TV-Show ist einfach zu verlockend für die Verrisslust der Zunft. Warum sollte sich Kerkeling das antun?

9. Ist er ein letztlich sensibler Typ, der seine Ruhephasen pflegt. Die permanente Kritik, die Daueraufsicht durch „Bild“ und „Bunte“, der Zwang, ein halbes Dutzend Mal im Jahr das ganz große Ding abzuliefern – das alles brächte ihn nur dazu, der Öffentlichkeit, dem Fernsehen noch mehr zu misstrauen.

10. Hat er immer wieder gesagt, dass er mit 50 nicht mehr vor die Kamera wolle. Deshalb scheint nach TV-Höhepunkten von „Hurz!“ bis Horst Schlämmer, nach dem Buch-Bestseller „Ich bin dann mal weg“, nach Privatfernsehausflügen wie „Let’s Dance“ und zuletzt ein bisschen „Terra X“-Leerlauf tatsächlich die Zeit reif für etwas Neues.

Auch Kerkelings großes Vorbild Loriot war ein Meister des Neinsagens, der im Rentenalter dann großes Kino schuf. Dagegen wäre das Amt des Testamentvollstreckers von „Wetten, dass …?“ ein Rückschritt.

Am Samstag ist Kerkeling dort. Als Gast. Da kann er sich erklären.

MARKUS BRAUCK

ÖSTERREICH

Heimat großer Töchter

Die Gleichberechtigung der Frauen in der Alpenrepublik steht kurz vor einem entscheidenden Schritt nach vorn – zumindest auf lyrischer Ebene: Parlamentarierinnen aus Regierung und Opposition wollen die Nationalhymne so ergänzen, dass sich auch die Österreicherinnen darin wiederfinden. In dem 1946 von der Dichterin Paula von Preradović verfassten Text wird das „Land der Berge“ bisher nur als Heimat „großer Söhne“ gerühmt, und nur „Brüderchöre“ durften dem Vaterland die „Treue schwören“. Das Ende dieser Diskriminierung, fanden die frü-

H.-K. TEICHT / PICTURE ALLIANCE / DPA

Rauch-Kallat, Raimondi

here Frauenministerin Maria Rauch-Kallat und ihre Mitstreiterinnen, sei längst überfällig. Sie schlagen etwa „Heimat großer Töchter, Söhne“ vor und ließen sich ihre Variante von der Kammersängerin Ildikó Raimondi vorsingen. Die Initiative hatte aber auch Gegner. Die Frauensprecherin der rechtspopulistischen FPÖ etwa fürchtete, am Ende werde irgendwer „dem Bundesadler noch ein Schminktäschchen statt der Sichel verpassen“. Nachdem auch viele konservative Abgeordnete ihre Zustimmung signalisiert haben, soll das Thema nun endlich in den Verfassungsausschuss; die Änderung könnte dann im Dezember beschlossen werden.

ZAHL DER WOCHE

24 590 Soldaten

der rund 170 000 Mann starken Afghanischen Nationalarmee desertierten nach Angaben der Nato allein im ersten Halbjahr 2011. Zu den häufigsten Gründen zählten der Wechsel ins Lager der Taliban, der zu geringe Sold oder schlicht die Angst, im Kampf gegen die Aufständischen zu fallen.

Kim (r.), Militärs

USA

Condis Enthüllungen

Nicolas Sarkozy hat ihr immer zugeflüstert, dass er sie liebe, und auch sie mochte den Franzosen, ebenso wie sie Angela Merkel bewunderte. Doch das Problem der früheren US-Außenministerin Condoleezza Rice bestand darin, dass ihre Lieblingseuropäer noch nicht an der Macht waren, als die Top-Diplomatin ihren Beistand gebraucht hätte. „Ich kam nicht umhin zu denken: Wie anders wäre alles gelaufen, hätten wir das Problem Saddam Hussein mit Sarkozy angehen können statt mit Chirac im Elysée oder mit Merkel anstelle von Schröder in Berlin“, schreibt Rice, 56, in ihren Memoiren „No Higher Honor“ („Die höchstmögliche Ehre“), die an diesem Dienstag in den USA erscheinen. Selbstkritisches kommt in dem 784-Seiten-Wälzer so gut wie nicht vor, den Irak-Krieg von 2003 hält Rice allen Ernstes auch heute noch für berechtigt und übergeht die Lügen, mit denen der Angriff begründet wurde. Ihr Zorn richtet sich gegen den damaligen Verteidigungsminister Donald Rumsfeld, der schwere Fehler begangen habe und nicht imstande gewesen sei, mit ihr „als einer Gleichberechtigten“ umzugehen. Als ein ganz besonderes Erlebnis schildert Rice ihr Treffen mit dem libyschen „Bruder Oberst“

CHRISTY BOWE / CORBIS

Rice

KOREAN NEWS SERVICE / AFP

im September 2008 in Tripolis. Laut ihren Erinnerungen bat Muammar al-Gaddafi sie zum Essen in seine private Küche. Entgegen dem Rat ihrer Sicherheitsleute – „ich wusste, dass ich eine leicht merkwürdige Faszination auf ihn ausübte“ – sei sie der Einladung gefolgt. Nach dem Ende des Dinners habe Gaddafi ihr ein eigens für sie angefertigtes Video gezeigt. „Es war bizarr, aber wenigstens nicht anzüglich“, schreibt Rice. Es zeigte sie mit Staatsmännern in aller Welt, unterlegt mit einem Musikstück, das Gaddafi für seine Angebetete hatte komponieren lassen: „Schwarze Blume im Weißen Haus“.

Politisch am brisantesten in den Memoiren sind die Passagen über Nordkorea. Rice, heute Professorin an der Stanford University, berichtet darin von frühen Erkenntnissen des US-Geheimdienstes über das Atomwaffenprogramm Kim Jong Ils. Schon im Jahr 2002 habe die CIA führende Mitglieder der Bush-Regierung darüber informiert, dass Pjöngjang neben seiner Plutoniumproduktion auch noch einen zweiten, geheim gehaltenen Weg zur Kernwaffe eingeschlagen habe – den über die Urananreicherung. Auch beschuldigt Rice „Hardliner“ um den damaligen US-Vizepräsidenten Dick Cheney, ihre Außenpolitik hintertrieben zu haben. Während sie 2006 bei den Israelis „praktisch darum bettelte“, den Libanon-Krieg einzustellen, habe Cheney die Regierung in Jerusalem zur Fortsetzung der Kampfhandlungen ermutigt.

IRAN

Erziehung mit der Peitsche

Zur Einschüchterung aufmüpfiger Oppositioneller setzt die Justiz in Teheran auf eine archaische Form der Strafe: die Auspeitschung. Anzahl und Art der Schläge mit einem Kabel sind in der Islamischen Republik genau geregelt: Schläge mit voller Wucht müssen Männer wie Frauen ertragen, wenn sie Alkohol getrunken oder Ehebruch begangen haben.

Weniger hart sollen die Vollstrecker zuschlagen, wenn die Auspeitschung eher als erzieherische Maßnahme angeordnet wird. Für welche Vergehen die Peitschenhiebe dann zusätzlich zu einer Gefängnisstrafe oder auch als deren Ersatz ausgeteilt werden, liegt im Ermessen des Richters.

Vor allem seit der Rebellion gegen die Wiederwahl von Präsident Mahmud Ahmadinedschad im Sommer 2009 wird die Peitsche offensichtlich öfter geschwungen. Die genaue Zahl der Züchtigungen kennen nicht einmal Experten in Menschenrechtsorganisationen, da die Opfer oft aus Scham schweigen.

Doch nun häufen sich die im Internet dokumentierten Fälle. So hat etwa Somaje Tohidlu, 33, ihr Urteil publik gemacht. Die Doktorandin gilt als enge Mitstreiterin des unter strengem Hausarrest stehenden Oppositionsführers Hossein Mussawi und hatte dem Präsidenten Wahlfälschung vorgeworfen. Wegen „Beleidigung“ erhielt sie 50 Schläge. Der Politikstudent Pejman Aref, 29, bekam gar 74 Hiebe für seinen offenen Brief an den Staatschef. In dem Schreiben hatte er Ahmadinedschad Machtmissbrauch vorgeworfen.

Aref

Während die Justiz darauf verweist, dass die Strafen der islamischen Rechtsordnung, der Scharia, entsprechen, zeigt der Präsident Mitgefühl – zumindest im Fall Aref. Er werde so oft von seinen politischen Gegnern angegriffen, erklärte Ahmadinedschad, dass es ungerecht sei, einen „jungen Menschen auszupeitschen“, während so viele „wichtige Persönlichkeiten“ ihn ungestraft öffentlich beleidigen dürften.

KASACHSTAN

Teurer Rat von Blair

Um Reformen in seinem Land voranzutreiben, hat Präsident Nursultan Nasarbajew, 71, einen prominenten Berater engagiert: den Briten Tony Blair. Der Ex-Premier, der als Nahost-Vermittler wenig Fortune hat, ist nur einer von mehreren ehemaligen Präsidenten und Regierungschefs, die bei Nasarbajew unter Vertrag stehen: Dem kasachischen Autokraten dienen schon Aleksander Kwaśniewski (Polen), Romano Prodi (Italien) und Alfred Gusenbauer (Österreich). Die Politiker sollen mit ihren Kontakten westliche Konzerne ins Land locken.

Mit der Verpflichtung namhafter Ausländer will Nasarbajew offenbar der Bevölkerung zugleich beweisen, dass sich die Welt um Kontakte mit dem früheren Nomadenland reißt. Das kasachische Außenministerium bestätigte Blairs Zusage – jedoch nicht, was der „Daily Telegraph“ herausgefunden haben will: Demnach soll der Brite jährlich neun Millionen Euro erhalten. Von Oppositionellen in Kasachstan wird Blairs enger Kontakt zu Nasarbajew, der seit 20 Jahren regiert und sich unbegrenzt wiederwählen lassen darf, sarkastisch kommentiert: Da der Brite als Premier schon mit dem libyschen Diktator Muammar al-Gaddafi hervorragend kooperiert habe, werde auch die Zusammenarbeit mit dem Herrscher in Astana gut klappen.

PHOTOSHOT

Astana

Handgreifliche Abgeordnete im römischen Parlament: *Vorspiel für Europas nächsten Krisenschub?*

ITALIEN

Hilflos im Schuldenmeer

Mit offener Empörung blicken die Brüsseler Partner auf die Unfähigkeit der römischen Regierung, die desolate Haushaltslage in den Griff zu bekommen. Silvio Berlusconis Versagen rückt das Land ins Zentrum der europäischen Finanzkrise, auch die Opposition ist machtlos.

Die Augenzeugenberichte und Bilder, die am Mittwoch der vergangenen Woche in den Abendnachrichten gezeigt wurden, schockierten nicht nur Italien: Sturzbäche tosten durch toskanische Weinbaudörfer, rissen Autos mit sich, Brücken, Kinderwagen. Uferhänge stürzten ins Meer, mindestens sieben Menschen starben in den Fluten, Überlebende stapften durch braunen Schlamm und wühlten nach ihrem Hab und Gut.

Monterosso und Vernazza, zwei der fünf weltberühmten Dörfer von Cinque Terre, waren nicht wiederzuerkennen. Aus der ganzen Welt kamen Beileidsbekundungen, die Regierung rief den Notstand für die betroffenen Gebiete aus.

Dabei war dieser kleine Weltuntergang am Golf von Genua keine Naturkatastrophe. In Italien sind Flutschäden auch eine Folge von 1,3 Millionen illegal errichteten Häusern, von rücksichtslos zubetonierten Landschaften und schlecht befestigten Dämmen. Hier hatte kein Monsun getobt, es hatte nur ein paar Stunden lang heftig geregnet, und trotzdem war der Schaden verheerend.

So hatte die Flutkatastrophe auch etwas Symptomatisches für das Drama, das sich gleichzeitig in der Politik abspielte, als es wieder einmal darum ging, ob Italien imstande sei, den Kurs in Richtung Staatsbankrott aufzuhalten, seine Schulden zu bedienen, aus vergangenen Fehlern zu lernen und Reformen nicht nur zu versprechen, sondern sie auch umzusetzen.

Nicht nur am Mittelmeer, auch in Rom waren Dämme gebrochen: Eine ganze Nation sah sich bloßgestellt, verlacht von den europäischen Partnern. Der italienische Staatspräsident musste sich die Frage gefallen lassen, ob es in seinem Land überhaupt noch eine funktionsfähige Regierung gebe, und falls nicht, ob Ersatz bereitstehe. Im Parlament gingen Abgeordnete mit Fäusten aufeinander los; der

GIUSEPPE LAMI / DPA

Premierminister, außerhalb der Grenzen des Landes ohnehin nur noch Gegenstand ungläubigen Kopfschüttelns, schien seinem Sturz entgegenzuschlittern. Und die letzten Hoffnungen des Landes hingen an einem 17-seitigen Brief, der Italiens Antikrisenplan detailliert darstellen sollte, einem Brief, der von den Euro-Partnern ultimativ eingefordert worden war.

Für die Italiener musste der jüngste Brüsseler Gipfel also Aufschluss darüber geben, ob die drittstärkste Wirtschaftsmacht der Euro-Zone überhaupt noch ein ernstzunehmender Partner in Europa war oder ob der auch zu Hause ungeliebte Ministerpräsident ein weiteres Mal sich und die Nation blamierte.

Jedes Indiz zählte: Wie fest drückte die deutsche Kanzlerin Angela Merkel ihm die Hand? Warum vermied Nicolas Sarkozy eine direkte Begegnung? Musste Berlusconi wirklich so lange auf das kurze Schwarze von Dänemarks neuer Premierministerin Helle Thorning-Schmidt starren? Konnte er Italiens Partner vom Ernst seiner Reformvorschläge überzeugen?

Berlusconi selbst gab sich schnell zufrieden. Noch aus einer Sitzungspause heraus, es war fast Mitternacht, rief er live bei „Porta a Porta“ an, der wichtigsten Polit-Talkshow Italiens, was er gern tut, wenn er stolz auf sich selbst ist oder wütend auf andere.

Und zügig war er schon wieder auf dem Weg zum Flughafen, ließ verlauten, seine Sparvorschläge seien in Brüssel gebührend gewürdigt worden. Über einen Rücktritt, über den daheim schon seit Tagen spekuliert wurde, verlor er kein Wort. „Italien ist nicht Griechenland“, schloss der Cavaliere, „es wird hier keine sozialen Unruhen geben.“

Das hingegen ist Schönrederei. Es hat bereits Proteste gegeben, und jetzt drohten Gewerkschaften mit Generalstreik. Während Politiker aus aller Welt den Schuldenschnitt für Griechenland, die Aufstockung des Rettungsschirms EFSF und die Verpflichtung zur besseren Kapitalausstattung der Banken wenigstens als Schritte in die richtige Richtung lobten, blieb beim italienischen Teil der europäischen Finanzkrise alles beim Alten: Die Zinsen, die das Land zur Refinanzierung seiner 1900 Milliarden Euro Staatsschulden aufbringen muss, verharren weiter in bedrohlicher Höhe.

Wieder einmal hatte sich kaum etwas geändert – nur, dass seit diesem Gipfel Italien endgültig ins Zentrum der europäischen Schuldenkrise gerückt ist. Etwa 60 Milliarden Euro muss Italien allein bis Endes des Jahres neu finanzieren. Löst das den nächsten europäischen Krisenschub aus?

Seit Monaten scheint das Land unfähig, sich zu bewegen. Das liegt vor allem an einem Ministerpräsidenten, der nicht nur in persönliche Affären verstrickt ist, sondern auch eine Koalition anführt, die jeden Augenblick auseinanderbrechen kann.

Beide, Berlusconi und sein wichtigster Koalitionspartner Umberto Bossi, der Chef der Europa-skeptischen Lega Nord, haben in den vergangenen Monaten so viel Ansehen eingebüßt, dass sie Neuwahlen nicht wagen können. Und die Opposition, selbst uneinig, kann sie nicht erzwingen. So ist das gesamte politische System Italiens gelähmt, was einstweilen den Fortbestand einer ungeliebten Regierung sichert. Aber ebenso deren Unbeweglichkeit, denn die Koalitionspartner werden auch in Zukunft über die notwendigen Sparmaßnahmen streiten.

Dieser Totalausfall des EU-Gründungsmitglieds Italien beim Versuch, die europäische Krise zu beenden, führte zu bisher unbekanntem Druck aus dem Ausland. Schon im August hatte Berlusconi einen Brief von der Europäischen Zentralbank (EZB) erhalten, in dem seiner Regierung konkrete Reformen diktiert wurden. Unterzeichnet war er von Bankchef Jean-Claude Trichet sowie seinem Nachfolger, dem damaligen italienischen Zentralbankchef Mario Draghi. Das Schreiben enthielt eine Erpressung in höflichen Worten: Die EZB werde keine italienischen Anleihen aufkaufen, falls Berlusconi nicht endlich einen Weg aufzeige, wie er die Staatsverschuldung von 120 Prozent des Bruttoinlandsprodukts senken wolle. Nichts geschah.

Es war Berlusconis Untätigkeit gewesen, die Merkel und Sarkozy bei ihrer schon jetzt legendären Pressekonferenz auf dem ersten Brüsseler Gipfel vom 23. Oktober dazu verleitete, einander vielsagende Blicke zuzuwerfen und zu lachen. Es war ein Lachen, das hilflos wirkte, am liebsten hätten sie weinen wollen, so jedenfalls sah es aus. Die Deutsche und der Franzose wirkten wie Lehrer, die sich Sorgen machen über ein aus der Reihe tanzendes Kind. Die Sorge von Kanzlerin Merkel war offenbar so groß, dass sie schon mal beim italienischen Staatspräsi-

FRANCOIS LENOIR / REUTERS

Ministerpräsident Berlusconi beim Verlassen des Brüsseler Gipfels: *Schnell zufrieden*

denten Giorgio Napolitano nachgefragt hatte, ob Italien überhaupt noch handlungsfähig sei. Angeblich sprachen beide eine halbe Stunde lang, es ging um Berlusconis Glaubwürdigkeit und die Frage, was passieren würde, sollte die Regierung stürzen.

In Brüssel, das wurde allmählich auch den Italienern schmerzlich bewusst, hatte sich längst eine Zweiklassengesellschaft etabliert, und Italien war der Kandidat fürs Sitzenbleiben. Dass sich seine Partner öffentlich über den Premier – und damit auch über das Land – mokierten, sorgte für Ärger.

Auf Kritik aus dem Ausland reagieren viele Italiener allergisch. Vor allem, wenn die Kritik aus Frankreich kommt. Giuliano Ferrara, ehemaliger Kommunist, jetzt Berlusconis Spindoktor und bekannter TV-Kommentator, demonstrierte gegen die arrogante Haltung der Franzosen vor dem Palazzo Farnese, dem Sitz der französischen Botschaft in Rom.

Er wisse schon, warum sich Bossi bei der notwendigen Erhöhung des Renteneintrittsalters so ziere, schließlich beziehe seine Ehefrau seit Jahren eine „Baby-Pension“. Bossis Frau, eine Lehrerin, ist im Alter von 39 Jahren in den Ruhestand gegangen.

Die Wogen glätteten sich erst, als Bossi schließlich einer Rente mit 67 zustimmte – allerdings erst ab dem Jahr 2026. Mit diesem Angebot und mit einigen Vorschlägen zur Lockerung des Kündigungsschutzes eilte Berlusconi nach Brüssel. Alle übrigen Seiten in dem Brief wurden gefüllt mit längst angekündigten Maßnahmen aus dem Sparpaket vom Sommer. Dem entstammte auch das Versprechen, dass Italien bereits im Jahr 2013 einen ausgeglichenen Haushalt vorlegen und die Schuldenquote im Jahr darauf auf 113 Prozent senken wolle.

NICCOLO CAMBI / SESTINI / NEWS PICTURES

Flutschäden in Norditalien: *Kleiner Weltuntergang*

Berlusconi hingegen reagierte mit einer Presseerklärung und verbat sich Lektionen aus dem Ausland. Trotzdem schien es, als habe er die Hinweise aus Europa diesmal verstanden, Italien musste handeln. Er ließ zwei Koalitionsgipfel in Rom einberufen, die beide beinahe geplatzt wären, weil Lega-Nord-Chef Bossi nicht kompromissbereit war.

Noch am Tag des Brüssel-Gipfels prügelten sich Abgeordnete der Regierungskoalition mit Abtrünnigen: Bossis Jungs gegen die Jungs des abgefallenen Berlusconi-Koalitionärs Gianfranco Fini. Die Sitzung musste unterbrochen werden, es war das übliche Theater, das Thema aber war ernst: Rentenreform.

Zuvor hatte Kammerpräsident Fini in einer Talkrunde im Fernsehen gehöhnt: Und wieder gab es keine Erwähnung von Dingen, mit denen man in Italien auch viel Geld einnehmen könnte: etwa aus dem Kampf gegen das organisierte Verbrechen, gegen Korruption und Steuerhinterziehung – für letzteres Vergehen wird Berlusconi schließlich selbst der Prozess gemacht. Das einzig wirklich Neue in diesem Brief war die Ankündigung eines weiteren Sparplans, der Mitte des Monats verkündet werden soll.

Obwohl in Rom Endzeitstimmung ausgebrochen ist und seit Wochen über vorgezogene Neuwahlen im Frühjahr spekuliert wird, ist es der Opposition nicht gelungen, sich auf einen gemeinsamen Spitzenkandidaten oder ein Programm zu einigen. Seit Jahren schon scheitert sie an der Reform des bestehenden Wahlrechts. Das wird nicht umsonst „Porcellum“, Schweinerei, genannt, weil es Parteien, die lediglich eine relative Mehrheit erreichen, mehr als die Hälfte der Parlamentssitze sichert. Zwar dreht sich bei der Linken alles um den Kampf gegen Berlusconi, aber je länger dessen Götterdämmerung dauert, desto unwählbarer wirkt auch die Opposition – das ist das eigentliche Drama der italienischen Politik.

Immerhin: Der Sparplan für Brüssel, jenes schmale 17-Seiten-Papier, schien seinen Zweck erst einmal zu erfüllen, er erkaufte Berlusconi weitere Zeit. Es gab keine neuen Demütigungen für den Regierungschef, und EU-Wirtschaftskommissar Olli Rehn lobte Italien sogar für die „klaren Maßnahmen und den ehrgeizigen Zeitplan“, allerdings nicht ohne zu betonen, dass er persönlich die Umsetzung wachsam beobachten werde.

Berlusconi selbst reagierte wortkarg wie selten. Für die Journalisten auf dem roten Teppich und ihre Fragen, wie es denn nun weitergehe mit Italien, hatte er nur eine Geste parat. Er drehte die Hand in der Luft, wie die Zeiger einer Uhr, dopo, sollte das heißen, später.

Was also bleibt von dieser Oktoberwoche, die mit Rücktrittsgerüchten begann, die wie so oft im Niente endeten? Es bleiben ein Plan, die Ankündigung eines weiteren Plans und die allgegenwärtige Überzeugung, dass diese Regierung der Krise nicht gewachsen ist.

Gibt es dennoch eine Chance, das Land zu sanieren? Italien ist nicht Griechenland, das zumindest schätzt Berlusconi richtig ein, noch sind die Banken gesund, die vielen mittelständischen Familienunternehmen auch. Trotzdem sprach der scheidende Notenbankchef Mario Draghi wenige Tage vor seinem Wechsel zur Europäischen Zentralbank nach Frankfurt von der „konfusen und dramatischen Lage“ seines Heimatlandes.

Und Berlusconi scheint seine Erleichterung darüber, in Brüssel noch einmal davongekommen zu sein, ernster zu nehmen als die vorausgegangene Kritik. Nach dem Gipfel ließ er sich in seine Villa bei Mailand fliegen, wo er, so steht zu vermuten, sich erst mal zurücklehnen wird, mit Damenbegleitung oder ohne, wen kümmert das noch, und wieder könnten Wochen in das schöne, geschundene Land gehen, ohne dass es zu einer ernsthaften Umsetzung der Sparpläne kommt.

In Irland, in Portugal, in Slowenien stürzten bereits die Regierungen über ihre Unfähigkeit, die Finanzkrise zu meistern. In Spanien wird aus dem gleichen Grund die Regierungspartei wohl noch diesen Monat abgewählt.

In Italien scheint, aller Untergangsstimmung zum Trotz, erst einmal nichts dergleichen zu geschehen. Denn Italien, so sieht es jedenfalls Ezio Mauro, der Chefredakteur der linksliberalen „Repubblica“, habe gar keine Regierung, in Italien herrsche ein Regime. Fiona Ehlers

Mobility Solutions | Energy & Building Technology | Automation & Control | Consumer Goods | Healthcare

Wir wissen,
dass wir nicht
alles wissen.

Dr. Ghislain Mouil Sil
Development Engineer
Automotive

125 Jahre Bosch 1886–2011

Immer heute schon an morgen denken. Für die globalen Herausforderungen unserer Zeit entwickeln, fertigen und vertreiben wir energieeffiziente, umwelt- und ressourcenschonende Lösungen sowie internetbasierte Produkte. Mit 300.000 Mitarbeitern weltweit. Als führendes Technologie- und Dienstleistungsunternehmen tragen wir unternehmerische, gesellschaftliche wie ökologische Verantwortung. Wenn auch Sie mehr wissen möchten:
www.bosch.de/bosch-denken

BOSCH
Technik fürs Leben

PIOTR MALECKI / DER SPIEGEL

Boomstadt Warschau: *„Wir haben einiges richtig gemacht“*

POLEN

„Die Tabus fallen“

Nationalbankpräsident Marek Belka, 59, über die Erleichterung in Warschau nach den Beschlüssen von Brüssel und die Einführung des Euro in seinem Land

SPIEGEL: Präsident Belka, am Donnerstagmorgen haben sich die Regierungschefs der Euro-Zone auf einen Schuldenschnitt für Griechenland geeinigt und den Rettungsschirm für den Euro ausgebaut. Wird sich Polen jetzt bemühen, der Gemeinschaftswährung beizutreten?

Belka: Die Entscheidung von Brüssel zeigt, dass alle, die mit dem Absturz des Euro rechneten, unrecht hatten. Das Bekenntnis der europäischen Führer ist klar: Die Euro-Zone besteht weiter. Jetzt müssen die Beschlüsse mit Leben gefüllt werden. Es werden nicht alle Probleme auf einen Schlag verschwinden, und womöglich wird es noch Turbulenzen um die Schuldenpapiere anderer Länder geben. Aber ganz sicher ist die Perspektive für einen Euro-Beitritt Polens jetzt klarer, auch wenn wir jetzt nicht sofort ein Beitrittsdatum nennen wollen.

SPIEGEL: Ist die Euro-Zone nach dem Gipfel noch so attraktiv für Polen wie davor?

Belka: Man kann noch nicht sagen, dass die Euro-Länder die Krise schon hinter sich haben, ich glaube, sie wird noch lange dauern. Aber es gibt jetzt Grundrisse einer neuen Architektur, um die Wirtschaftspolitik zu koordinieren, und das ist sehr gut. Die Euro-Zone nimmt Kurs auf eine immer engere politische Union, ohne die der Euro nicht zu halten ist. Polen wird eines Tages einer neuen, anderen Euro-Zone beitreten, die mehr als heute die Züge eines Staatenbunds trägt. Wir müssen stark und gesund sein, um darin nicht unsere wirtschaftliche Souveränität zu verlieren, so wie das jetzt einigen Ländern passiert, die Probleme haben.

SPIEGEL: Länder wie Griechenland und Italien müssen sich strenge Kontrollen ihrer Haushalte durch Brüssel gefallen lassen. Wie wollen Sie den immer Euro-skeptischeren Polen erklären, dass es sich trotzdem lohnt, die Währung einzuführen?

RADEK PIETRUSZKA / PAP

Währungshüter Belka
„Polens Beitrittsperspektive ist jetzt klarer“

Belka: Es ist noch zu früh, zu versuchen, den Polen das zu erklären. Wir werden von allen Seiten mit schlechten Nachrichten über den Euro bombardiert. Das ermutigt natürlich nicht. Aber wenn die Euro-Zone sich wieder erholt hat, werden sich die Polen bewusst werden, dass es schlecht ist, außen vor zu bleiben. Das bedeutet zusätzliche Kosten und Risiken für die polnische Wirtschaft, weil sie Wechselkursschwankungen ausgleichen muss. Im Grunde wissen die Polen, dass sie in die Euro-Zone gehören. Nicht einmal echte Skeptiker wünschen sich, dass der Euro wirklich abstürzt. Wir haben ein Interesse daran, dass der Euro überlebt und stark ist. Alles andere würde bedeuten, dass die Idee der Europäischen Union zusammenbricht, und das wäre für Polen eine Katastrophe.

SPIEGEL: Hat Europa nicht im Zuge der Krise an Glaubwürdigkeit verloren? Schließlich ist sie entstanden, weil sich die Mitglieder der Euro-Zone nicht an die eigenen Haushaltskriterien hielten.

Belka: Es gibt derzeit wirklich viele Gründe, zu einem Euro-Beitritt nein zu sagen. Aber wenn die Euro-Zone es schafft, ihr Haus wieder in Ordnung zu bringen, gemeinsam für die Währung einzustehen, wird das die Polen überzeugen. Die Entscheidung von Donnerstag zeigt der ganzen Welt, dass die Europäer ihre Währung verteidigen.

SPIEGEL: Die Europäische Zentralbank hat Staatsanleihen von überschuldeten Ländern aufgekauft. Das wurde von vielen als Sündenfall gesehen, als das Ende der Unabhängigkeit der EZB und womöglich als Beginn einer großen Inflation.

Belka: Trotzdem waren diese Aufkäufe richtig. Es war eine absolute Ausnahmesituation, und die EZB agierte in engen Grenzen. Man kann nicht sagen, dass die EZB einfach die Gelddruckmaschinen angeworfen hätte. Und es hat den entsprechenden Staaten geholfen. Natürlich wurde aus der Sicht einiger Ökonomen ein Tabu angetastet. Aber in dieser Krise fielen viele Tabus. Noch vor Wochen war ein Schuldenschnitt für Griechenland tabu – oder die Beteiligung des privaten Bankensektors an der Rettung. Manche sehen auch in der Hilfe für die Banken nach der Lehman-Brothers-Pleite einen schweren Eingriff in den Markt – aber ohne ihn hätten wir eine Kernschmelze im Bankensektor erlebt. Ich weiß, dass die Deutschen ein konservatives Verhältnis zur Geldstabilität haben. Aber eine solche Krise erfordert viel Pragmatismus.

SPIEGEL: Kann es sein, dass die EU wegen der unvorstellbar teuren Rettungsschirme künftig an anderen Ausgaben sparen wird? Zum Beispiel an Subventionen und Strukturhilfen, von denen auch Polen in den letzten Jahren profitiert hat?

Belka: Das fürchten wir natürlich. Das wäre ein Verstoß gegen die Beitrittsvereinbarungen. Der Deal war damals: Wir passen unsere Märkte an, ihr helft uns dabei. Wenn das nicht mehr gelten sollte, wäre das ein Wortbruch.

SPIEGEL: Bisher gab es in der Europäischen Union die alten, reichen Mitglieder im Westen und die neuen, armen im Osten. Zerfällt die EU jetzt in einen Nordteil, der seine Finanzen im Griff hat, und einen Süden mit laxer Schuldenmoral?

Belka: Eigentlich sollten wir froh darüber sein, dass wir endlich mal auf der richtigen Seite stehen. Dennoch: Eine solche Teilung würde nichts Gutes bringen. Die Länder im Süden müssen ihre Krise überwinden. Auch Polen war einst stark verschuldet. Heute boomt unsere Wirtschaft. Warum sollen die Griechen oder Portugiesen das nicht auch schaffen?

SPIEGEL: Haben Kanzlerin Angela Merkel und Präsident Nicolas Sarkozy zu lange gebraucht, sich auf die Euro-Rettung zu einigen?

Belka: Wir haben in der letzten Zeit dramatische Veränderungen in rasendem Tempo erlebt. Die Märkte agieren online, die Politik wird immer ein bisschen hinterherhinken, besonders wenn es – wie in der Euro-Zone – darum geht, dass 17 Regierungen sich einigen müssen. Ich werde mich hüten, die politischen Führer für ihr Krisenmanagement zu kritisieren – nach der Entscheidung von Brüssel habe ich auch keinen Grund dazu.

SPIEGEL: „Polnische Wirtschaft“ stand einst für Schlendrian und Ineffizienz. Wie hat es Polen als einziges großes EU-Land geschafft, während der Finanzkrise immer Wachstum zu erwirtschaften?

Belka: Wir haben einiges richtig gemacht, unsere Wirtschaftspolitik war vorsichtig.

„Die Märkte agieren online, die Politik wird immer ein bisschen hinterherhinken.“

Wir haben die Integration in die EU sehr ernst genommen. Viele Regelungen sind bei uns moderner als in Deutschland oder Frankreich. Wir haben schon seit 1997 eine Schuldenbremse in der Verfassung. Wir haben niedrige Steuern und konkurrenzfähige Arbeitskosten. Die Polen beschweren sich viel, aber im Grunde sind wir Optimisten. Optimisten geben Geld aus, Pessimisten nicht. Die Deutschen glauben, dass sie nach den Hartz-Reformen einen flexiblen Arbeitsmarkt haben, unserer ist noch liberaler. Wir haben Finanzturbulenzen vermieden. Es gab keine Kreditblase.

SPIEGEL: Hat Polen seine Banken besser im Griff als der Rest Europas?

Belka: Als Land, das noch unter den Folgen der Planwirtschaft leidet, sind wir Spätentwickler, wenn es um das Bankenwesen geht. Das hat uns paradoxerweise in der Krise gerettet. Zudem hat unsere Bankenaufsicht schon seit 2006 einer Überschuldung entgegengearbeitet.

SPIEGEL: In Estland, Litauen, Lettland, Tschechien und der Slowakei – überall haben die Regierungen Ihrer Nachbarländer schmerzhafte Sparprogramme aufgelegt. Doch anders als etwa in Spanien oder Griechenland kam es kaum zu Demonstrationen. Warum sind die Menschen in Osteuropa so viel geduldiger?

Belka: Weil die Menschen hier noch nicht durch den Wohlstand verwöhnt sind. Ich will Ihnen ein Beispiel aus meiner Zeit beim Internationalen Währungsfonds geben. Damals mussten die Letten ein drastisches Sparprogramm umsetzen. In nur einem Jahr sanken dadurch dort die Konsumausgaben um 25 Prozent. Ich fragte einen lettischen Unterhändler, wie sein Land diese dramatische Krise überstehen wolle. Da sagte der: Welche Krise? Eine Krise hatten wir, als die Sowjets uns nach Sibirien schickten. Hier in Osteuropa erinnern die Menschen sich noch daran, warum sie einmal arm waren – und sie haben keine Angst vor vernünftigen Reformen, die kurzfristig schmerzhaft sind.

Interview: Jan Puhl

IDEEN ENTSTEHEN IM KOPF.
ALLES ANDERE MIT HERMES.
Ihr Handelspartner entlang der Supply Chain.
www.hermesworld.com

www.hermesworld.com
Sourcing & Product | Transport Logistics | Fulfilment | Distribution
Hermes

LIBYEN

Eine unendliche Schlacht

Libyens Diktator ist tot, aber manche Rebellen, die ihn stürzten, kämpfen weiter. In der Nähe von Misurata machen sie Jagd auf Gaddafis schwarze Kämpfer. *Von Barbara Hardinghaus*

Vor der Ruine des Hauses mit der Nummer 33 haben die Milizionäre einen Teppich auf den Asphalt gelegt und einen Fernseher aufgestellt. Sie sitzen auf den Stühlen der Menschen, die sie mit schweren Stiefeln und Waffen vertrieben haben: der schwarzen Libyer, der Bewohner von Tawargha.

Einer der Milizionäre, die vor kurzem noch Rebellen waren, ist Ibrahim, 28 Jahre alt, schmal, mit weichem Bart. Er stammt aus Misurata, der Stadt, aus der sie nach Tawargha gekommen sind, 30 Kilometer die Straße lang in Richtung Süden. „Wir haben sie plattgemacht“, sagt Ibrahim. Sie haben das Haus mit der Nummer 33 plattgemacht und die Häuser dahinter, eine ganze Siedlung, in der die Tawargher lebten, lange Zeit friedlich.

Dann aber begann die Revolution, und die, die einmal Nachbarn waren, die Misurater und die Tawargher, stehen sich als Feinde gegenüber. Misurata ist zerstört. Und Tawargha ist es auch. Die Häuser, die Geschäfte und Schulen sind ausgebrannt, die Menschen tot oder geflüchtet. „Einige sind noch da. Sie verstecken sich hinten im Palmenwald“, sagt Ibrahim. Er deutet mit dem Lauf seiner Kalaschnikow hinüber.

„Tawargha-Leute haben uns angerufen und gesagt, kommt her, wenn ihr Eier habt“, erzählt er. Ibrahims Männer sind gekommen. Sie hatten Eier. Aber sie fanden niemanden, nur eine Kerze, die auf einer Kreuzung im Dunkeln brannte.

„Die verarschen uns“, sagt Ibrahim. Das sollen sie büßen. In ein paar Tagen werden sie wieder aufbrechen, um dann mit 1000, 1200 Mann „das Gebiet zu säubern“, so nennt es der Misurater Ibrahim. Die Menschen von Tawargha vertreiben oder töten, das meint er.

Es ist nicht viel, was man über die Tawargher weiß. Sie sind Schwarze, fast ausnahmslos, und leben, anders als die Flüchtlinge und Gastarbeiter aus Ghana, Mali und dem Tschad, seit langem in Libyen. Die ersten, die sich hier niederließen, waren Kranke und Alte; die Starken und Jungen wurden als Sklaven nach Amerika geschickt.

Die Tawargher blieben arm. Bis vor 42 Jahren Muammar al-Gaddafi an die Macht kam und ihnen mehr versprach. Sie mussten ihm nur dienen. Das taten sie, bis zuletzt. Rund drei Viertel der Männer aus Tawargha gehörten zu Gaddafis Militär. Im Februar, als die Proteste gegen die Regierung begannen, wurden sie aufgerüstet.

Mehr weiß man über die Menschen von Misurata. Acht Wochen lang lag diese Stadt unter Beschuss, es war die blutigste Front des Aufstands, weit über 1000 Misurater kamen ums Leben. Ihre Fotos kleben zum Gedenken an Hauswänden und an den Heckscheiben der Autos. Plakate zeigen die Gesichter der Vermissten, Söhne der Stadt.

Misurata ist die Heldenstadt der libyschen Revolution, und nachdem die Rebellen sie befreiten, nahmen sie im August auch Tawargha ein und trieben die

FOTOS: MARCEL METTELSIEFEN / DER SPIEGEL

Milizen-Patrouille in Tawargha: *„Wir haben sie plattgemacht“*

Gefängnisdirektor Daraidsch, Häftling Salama: *„Einige haben tatsächlich nichts getan“*

verhassten Gaddafi-Treuen in die Wüste. Die Schlacht schien vorüber.

Aber das ist sie nicht. Ibrahim und seine Männer kämpfen weiter, auch fast zwei Monate nach dem Fall von Tripolis, zwei Wochen nach dem Tod des Diktators. Sie jagen die Tawargher, sie machen einfach weiter mit den Mitteln, die sie kennen, mit den Mitteln des Krieges.

Zu diesen Mitteln gehören auch Geschichten und Gerüchte. Dass die Geschütze der Armee aus Tawargha auf Misurata schossen, ist unbestritten. Doch erzählt wird in Misurata auch, dass die Tawargha-Leute Frauen aufgegriffen und vergewaltigt hätten. Von mehr als 70 Frauen ist die Rede, einer soll sie angeblich gesehen und untersucht haben, ein Gynäkologe vom Safwa Hospital in Misurata.

Dr. Suliman Mohammed Eldurrija sitzt hinter seinem Schreibtisch im Erdgeschoss der Klinik, ein Assistent bringt ihm grünen Tee. „Bitte, nichts Grünes mehr!“, sagt er. Grün ist die Farbe Gaddafis, die Farbe der Vergangenheit.

Eldurrija ist ein großer, stattlicher Mann, mit Schlips, Brille und lauter Stimme. Auch er wurde in Misurata geboren, acht Jahre lang studierte er in London. Er besitzt ein Haus im Zentrum der Stadt, einen fast neuen Mitsubishi, er hat drei Söhne, einer ist Ökonom, einer Programmierer, einer Ingenieur. Alle drei waren in den Krieg gezogen. „Zuerst warfen sie nur Steine“, sagt er. Das war Mitte März. In der Nacht zuvor hatten die Gaddafi-Soldaten die Stadt zum ersten Mal angegriffen, mit Artillerie und mit Panzern. Nun kamen sie von drei Seiten in die Stadt, aus dem Westen, dem Osten und auch aus dem Süden, aus Tawargha.

Ein Video aus diesen Tagen zeigt, wie Männer aus Tawargha über die Küstenstraße Richtung Zentrum marschieren. Sie tragen grüne Uniformen, selbstbewusst folgen sie den Panzern.

„Lauft los, tötet, vergewaltigt, nehmt euch, was ihr nehmen könnt“, habe Gaddafi den Männern von Tawargha befohlen. Das behauptet Suliman Mohammed Eldurrija.

Woher weiß er das?

Die Rebellen, sagt er, hätten Videos auf den Mobiltelefonen der Tawargher gefunden, als sie sie festnahmen. Sie zeigten, sagt er, wie sie Menschen aus Misurata misshandelten oder erschossen – und wie sie Frauen vergewaltigten.

Wo sind diese Videos?

„Die Videos existieren nicht mehr“, sagt der Arzt. „Wir haben die Telefone verbrannt, um die Frauen zu schützen.“ Misurata sei eine konservative Stadt, jeder kenne jeden, sie wollten verhindern, dass die Frauen aus den Filmen noch einmal zum Opfer werden könnten.

Und die 70 Frauen? Hat er sie gesehen?

„Nein, keine einzige“, räumt der Arzt ein. Er hat keine Beweise für das, was in der Stadt geredet wird. Es gab eine erhöhte Zahl von Fehlgeburten, mehr kann der Arzt nicht sagen.

Er nimmt die Fernbedienung und stellt den Fernseher lauter. Die Siegesfeiern in Bengasi werden übertragen. Die Misurater sehen das nicht gern. Warum Bengasi? Warum nicht Misurata? In Misurata hätten die Menschen am meisten gelitten. Es scheint, als sei erlittenes Unrecht die Währung für Macht und Einfluss im neuen Libyen.

„Wir waren es, die Gaddafi besiegt haben“, sagt Ibrahim, der Milizionär vor dem leeren Haus der Tawargher. Dann fuchtelt er mit seinem Sturmgewehr herum, setzt sich auf die Ladefläche eines der Pick-ups und ballert aus einem Kanonenrohr ein paar Geschosse in den Himmel, als wolle er Tontauben abschießen.

Nachdem die Rebellen Misurata eingenommen hatten, gaben sie den Tawarghern angeblich vier Wochen Zeit, ihre Häuser zu verlassen. Fast alle flohen, aber manche Rebellen kämpfen weiter. Mit der Revolution, mit Freiheit, mit dem Ende von Gaddafi hat das aber nichts mehr zu tun. Sie kämpfen einen Bürgerkrieg, in dem es nicht mehr um Demokratie geht, sondern um Rache.

Das Gefängnis der „Internen Sicherheit“ liegt mitten in Misurata, das Tor ist schwarz, rot und grün gestrichen, in den Farben des neuen Libyen. Auf einem Tisch hinter dem Tor liegen drei Alben mit den Fotos von toten Gaddafi-Soldaten. Sie sind in weiße Laken gehüllt, nur ihre Köpfe sind zu sehen. Einige haben den Mund geöffnet, andere die Augen. Die Männer tragen Nummern. Nummer 336 etwa trägt das Todesdatum 25. April 2011.

Mohammed Faradsch Salama, 27 Jahre alt, aus Tawargha hat überlebt. Er setzt sich auf einen Bürostuhl im Besucherraum. Ein Wärter hat ihn aus seiner Zelle hierher geführt, zusammen mit einem Mann namens Hani. Auch er ist aus Tawargha. Ihn haben sie vor zwei Monaten gebracht.

Salama wohnte mit seiner Familie in einem kleinen Haus im alten Teil von Tawargha. Früher war auch er Soldat in Gaddafis Armee gewesen, danach verkaufte er Parfüms in den Straßen von Tripolis. „Als die Revolution begann, zwangen sie mich, an die Front zu gehen“, sagt er. Er musste, sagt er, sie hätten ihn sonst erschossen.

Was hat er als Soldat gemacht?

„Keine guten Sachen“, sagt Salama.

Hani, den zweiten Gefangenen, haben die Milizionäre aus Tripolis geholt.

Anfang August war er aus Tawargha geflohen, während einer Schießerei zwischen Rebellen und Gaddafi-Soldaten.

Zusammen mit seiner Familie, mit Freunden und Nachbarn, lief er um sein Leben in Richtung Süden, etwa 70 Kilometer weit bis Hischa. Die Fliehenden aßen nicht, solang es hell war, es war der

Fastenmonat Ramadan. Sie waren schwach. Hanis Großmutter starb. Am Ende kamen von den 70, die aufgebrochen waren, 35 in Hischa an. Am 13. August fuhren sie mit dem Bus weiter nach Tripolis.

„Wir dachten, da seien wir sicher“, sagt Hani. Aber die Rebellen spürten ihn auch dort auf und nahmen ihn und zwei seiner Onkel mit. „Nigger“, „Hunde“ nannte man sie auf dem Weg nach Misurata. Während Hani das erzählt, betritt Fathi Daraidsch, der Direktor des Gefängnisses, den Raum. Er hat die beiden frei reden lassen. Sie sagen, der Direktor sei okay, sie halten die Daumen hoch, als er hereinkommt, er habe das Leben vieler von ihnen gerettet.

An die 15 000 Bewohner Tawarghas, berichtet die Uno, seien seit August vertrieben worden, 4000 hätten sich in Dschufra verkrochen, 5000 weitere seien nach Bengasi geflohen. Die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch schreibt, viele Tawargher säßen in Gefängnissen – wo sie gefoltert würden. Mit Elektroschocks, mit kaltem Wasser, mit Schlägen auf die Fußsohlen.

„Einige haben tatsächlich nichts getan“, sagt der Direktor. Er trägt ein langes weißes Gewand und fächelt sich mit einem Stück Pappe die Fliegen aus dem Gesicht. „Es passieren Fehler“, sagt er.

Er spricht klar und unaufgeregt. „Von denen hier hat keiner eine Frau vergewaltigt“, sagt er und sieht zu den beiden Häftlingen. Er darf sie trotzdem nicht entlassen, so weit reicht seine Macht nicht.

Im Garten des Mahari-Hotels in Sirt wurden kürzlich die Leichen von 53 Männern gefunden, offensichtlich Anhänger Gaddafis. Viel spricht dafür, dass Milizionäre aus Misurata sie hingerichtet haben. Die Milizionäre bestreiten das. Wer immer es gewesen ist – es waren Killer, die in einem mörderischen Regime aufgewachsen sind, Söhne dieses Systems. Sie haben gelernt, dass sich alles erobern lässt, wenn sie töten.

„Das sind Methoden, wie sie Gaddafi angewendet hat, nur schlimmer“, sagt der Gefängnisdirektor. Auch er behauptet, Männer aus Tawargha hätten Vergewaltigungen begangen, er kenne drei Familien mit Opfern, zwei aus Misurata, eine aus Sirt. Für ganz wenige aber, sagt er, müssten jetzt alle Tawargher büßen. Fürs Erste, sagt er, seien Häftlinge wie Hani und Salama in seinem Gefängnis sicherer als draußen, wo Ibrahim, der Milizionär, seine nächste Schlacht gegen die Tawargher plant.

Die Sonne steht noch schräg über der Ruine mit der Nummer 33, Ibrahim und seine Leute warten auf die anderen Einheiten, um zehn Uhr sollen sie da sein, um ein Uhr früh wollen sie hineinmarschieren in den Wald. „Wir sorgen dafür, dass Misurata sicher wird“, sagt Ibrahim. Ist er aufgeregt? „Nein, glücklich.“

Lähmung des Atemzentrums

Wie starb Muammar al-Gaddafi? Eine Spurensuche bei den Männern, die seine letzten Stunden erlebten, und dem Arzt, der seinen Totenschein ausstellte. *Von Christoph Reuter*

REUTERS TV / REUTERS

Ergreifung Gaddafis*: *„Make-up, Cremes und Zettelchen mit magischen Formeln“*

Es war von Anfang an eine dumme Idee gewesen. Sein Sohn Mutassim hatte sie gehabt, genau der, von dessen politischem Urteil er nie allzu viel gehalten hatte. Das Überraschende aber war, dass Muammar al-Gaddafi der Idee folgte: Lass uns nach Sirt gehen, hatte Mutassim vorgeschlagen, als die Familie Ende August aus Tripolis fliehen musste. Da werde sie niemand suchen oder auch nur vermuten.

Ausgerechnet Sirt, die letzte Bastion der Getreuen und Verwandten des Diktators. Das über Jahrzehnte zur Gaddafi-Metropole mit internationalem Konferenzzentrum aufgeblasene einstige Fischernest. Eine bizarre Wahl.

„Keiner hier traute dem anderen“, erzählt ein Mann, der Ende vergangener Woche am westlichen Stadtrand von Sirt nach Überresten eines Freundes stochert. Wir sollen ihn Mohammed nennen und nicht fotografieren: „Die Gaddafi-Leute hatten keinen Plan. Der Kampf ging immer weiter, da keiner sich traute, einen Waffenstillstand anzubieten.“

Aus abgefangenen Funksprüchen wussten die Rebellen, dass sich etwas Wichtiges im letzten verbliebenen Rückzugsgebiet der Gaddafi-Treuen befinde, dem Bezirk 2 im Westen der Stadt, nur was?

Wochenlang haben die Kämpfe angedauert, seit fünf Uhr morgens hält Mohammed Aoued am Donnerstagmorgen, dem 20. Oktober, Wache auf dem Dach des großen weißen Getreidesilos am westlichen Stadtrand von Sirt. Der 22-Jährige aus Misurata ist Mitglied der Brigade Watan, „Heimat“, aber alle nennen sie nur die Pepsi-Brigade, weil ihr Hauptquartier in der ehemaligen Brausefabrik liegt.

Gegen 8.30 Uhr sieht er, wie sich Dutzende Geländewagen aus dem Bezirk 2 nähern. Und schlägt Alarm. Etwas später trifft eine von einer amerikanischen Drohne abgeschossene Rakete die ersten Wagen des Konvois. Von allen Seiten greifen Rebellen an, wagen es aber nicht, schwere

* Am 20. Oktober in Sirt.

Waffen einzusetzen, weil sie um ihre eigenen Kämpfer fürchten. „Ich wollte eigentlich sofort mitkämpfen“, erinnert sich Aoued, „aber ich durfte nicht. Ich hatte ja bis neun Uhr Dienst.“ Sein Freund Siradsch al-Himali steht im Umspannwerk auf Posten, das zwischen dem Silo und den beiden Betonröhren liegt. An der Mauer des Umspannwerks kommt Gaddafis Konvoi nach ein paar hundert Metern endgültig zum Stehen. Ungefähr um elf bombardiert ein französischer Jet die wild durcheinander stehenden Wagen. Gaddafis Toyota Land Cruiser wird leicht beschädigt, er selbst habe bereits, so sein festgenommener Sicherheitschef Mansur Dau später gegenüber der „New York Times“, nach diesem Angriff am Kopf geblutet.

Zu Fuß machen sich ungefähr 15 Mann, unter ihnen Gaddafi und Dau, auf den Weg vorbei an einem leerstehenden Haus zu den beiden Betonröhren, die angelegt wurden, um im Fall starker Regenfälle die Straße vor Überflutung zu schützen. Himalis Gruppe hat drei Soldaten festgenommen, von denen einer sagt, Gaddafi sei bei ihnen gewesen. Elektrisiert schwärmen die Kämpfer aus, bis sie vom anderen Ende des Tunnels Schreie hören.

Himali rennt auf sie zu und sieht sechs Kämpfer, die Gaddafi aus der Betonröhre gezerrt haben. Mohammed kommt hinterher. Umran Schaaban, ein junger Kämpfer, hat den Diktator als Erster erkannt und ihm eine Waffe abgenommen. Zunächst steht der Diktator, blutend und in einer Khaki-Kombination, stammelt, was denn los sei, ob überhaupt etwas los sei. „Er wirkte völlig desorientiert, als würde er gar nichts begreifen. Aber er stand noch“, erinnert sich Mohammed. In den ersten Sekunden sei er auch nicht geschlagen, nur festgehalten worden. Sein Kopf blutet. Mohammed greift sich einen von Gaddafis braunen Socken als Andenken, Himali behält einen der schwarzen Schuhe.

Auch ein anderer von Gaddafis letzten Soldaten hatte Minuten zuvor aus der Entfernung gerufen: „Lasst mich etwas sagen, lasst mich sprechen: Gaddafi ist im Konvoi!“ So erinnert sich Uthman al-Rais, ebenfalls von der Watan-Brigade, der Gaddafis Tasche durchsucht: „Er hatte komische Sachen bei sich, außer Datteln und Neun-Millimeter-Patronen auch Make-up, Cremes, Autoschlüssel und Zettelchen mit magischen Formeln.“ Gaddafi war bekannt dafür, dass er an Wahrsagerei glaubte. Unter den Toten seines letzten Aufgebots in Sirt sollen zwei Magier aus dem Sudan und Tschad gewesen sein, und in sein Haar hatte er ein „Ihdschab“ geknotet, ein Amulett, geformt aus Papier, Blut und allerlei, daran erinnern sich sowohl die Kämpfer der Watan-Brigade als auch der Arzt, der ihn in Misurata als Erster untersuchte.

Während immer mehr Kämpfer gelaufen kommen, wie wild in die Luft ballern und „Allahu akbar“ schreien, trifft Gaddafi ein Bauchschuss. „Woher der kam? Keine Ahnung, aber da begann er zu bluten“, sagt Mohammed Aoued: „Wir versuchten, eine Menschenkette zu bilden“, beteuert er, „aber die Menge der Kämpfer wurde immer aggressiver, außerdem kamen immer mehr angerannt, die übers Funkgerät hörten, dass wir Gaddafi gefangen hatten. Wir hätten ihn schützen sollen. Aber ihr müsst verstehen: Viele der Kämpfer haben Freunde, Verwandte verloren, sind selbst verwundet worden und waren außer sich.“

MARCEL METTELSIEFEN / DER SPIEGEL

Amtsarzt Traina
„Er war klein und zierlich“

Auf Handy-Bildern ist einer der Rebellen zu sehen, wie er dem Diktator einen Stock in den After stößt und sich ein dunkler Fleck auf der Khakihose ausbreitet.

Ob das ein eher symbolischer Akt war oder der Mann ihm tatsächlich den Stock in den Anus rammen konnte, bleibt ungeklärt. Die Übergangsregierung in Tripolis nimmt den Vorfall ernst genug, um ihn untersuchen zu lassen. „Das hätte man nicht tun sollen“, sagt einer der Kämpfer der Watan-Brigade in Misurata, ein anderer nickt etwas betreten.

Gaddafi wird auf die Motorhaube eines Pick-ups gehievt, rutscht wieder herunter, wird auf die Ladefläche geschoben, blutet immer stärker, versucht aber noch zu sprechen. Nach „ungefähr einer Viertelstunde“, so schätzt Aoued, kommt ein Krankenwagen. Ein Kamerad von ihm hilft dabei, Gaddafi hineinzuwuchten, und fährt mit: „Er atmete immer flacher, hat zweimal das Bewusstsein ganz verloren. Der Arzt im Wagen meinte, er werde sterben.“ Als der Krankenwagen kurz darauf einen Unfall hat, wird der Sterbende umgeladen in eine zweite Ambulanz, die wenig später von einer Reifenpanne gestoppt wird. Aber da ist Gaddafi schon tot. Erst der dritte Wagen bringt ihn schließlich nach Misurata. Zu Dr. Abu Bakr Traina.

Eine runde Sache sei das jetzt, mit ihm und dem Diktator, setzt Misuratas kommissarischer oberster Amtsarzt an zu seinen Begegnungen mit der Allmacht: „Ich habe Gaddafi dreimal getroffen. Das erste Mal am 19. Oktober 1970, ich war Oberschüler, und er erklärte uns, dass er Libyen befreien werde. Das zweite Mal vor 20 Jahren, als unser Ärztekomitee ihn besuchte. Aber er schaute nur angestrengt in die Luft, um uns zu zeigen, wie unwichtig wir seien. Ja, und das dritte Mal“, ein feines Lächeln bahnt die Pointe an, „habe ich ihm nun den Totenschein ausgestellt.“ Er untersuchte ihn gemeinsam mit seinem Kollegen Dr. Hassan und wundert sich noch Tage später über die eigene Überraschtheit: „Irgendwie hatte ich ihn mir viel größer vorgestellt, so übermächtig er uns das ganze Leben hindurch erschien. Aber er war klein und zierlich.“

Mit der Nüchternheit eines Naturwissenschaftlers erörtert Dr. Traina die Details der Leichenschau: „Die Leiche war interessant. Überrascht hat mich zunächst, dass der Mann keine Unterhose trug und seine Khakihose nur einen Gummizug hatte. Gaddafi hatte das verlebte Gesicht eines 69-Jährigen, aber den Oberkörper eines 40-Jährigen, kaum Falten, flacher Bauch. Und kaum Körperbehaarung, wir haben dann Proben vom Kopf und von den Schamhaaren genommen zur DNA-Bestimmung.“

Äußerlich sei Gaddafis Leichnam in besserem Zustand gewesen als erwartet: „Ich dachte, er sei bestimmt furchtbar zugerichtet mit schweren Hämatomen, Brüchen, Wunden. Ich dachte, er sei totgeschlagen worden. Aber als wir ihn vom Blut gereinigt hatten, sah ich kaum blaue Flecken, auch Rippenbrüche konnte ich keine ertasten. Selbst die Bauchhöhle war nach dem Schuss nicht voller Blut gelaufen.“

Gestorben sei er an seiner Kopfverletzung, „aber ob das eine Kugel war oder ein Schrapnell, wissen wir nicht, denn die Eintrittswunde in der Stirn ist ziemlich klein, nur die Austrittswunde an der Schläfe etwas größer, und das Geschoss selbst ist verschwunden.“ Nach allem, was er gesehen habe, sei Gaddafi an einem akuten subduralen Hämatom gestorben: „Der Druck durch das auslaufende Blut im Schädel wurde immer größer, bis es zu einer sogenannten Herniation kam, einer

Jetzt im Handel.

SCHWERPUNKT:
KOMPLEXITÄT
Vielfalt, Unsicherheit, Dynamik sind keine Bedrohung, sondern eine Chance. Wie jedes Unternehmen sie nutzen kann, zeigen unsere Autoren.

WEITERE THEMEN:

■ CEO-GESPRÄCH
Was Konzernchef Muhtar Kent mit Coca-Cola vorhat.

■ UNTERNEHMENSSTEUERUNG
Wie Controllingabteilungen professioneller arbeiten.

■ KORRUPTION
Wann deutsche Ethikstandards in China funktionieren.

www.harvardbusinessmanager.de

Harvard Business manager
DAS WISSEN DER BESTEN

Einklemmung von Gehirnteilen mit einer anschließenden Lähmung des Atemzentrums.“ Er verstehe, dass man gern wissen möchte, woher das tödliche Geschoss gekommen sei, doch sei er skeptisch: „Der offizielle Obduktionsbericht von den Ärzten aus Tripolis wird demnächst veröffentlicht, aber ohne das Fragment können die auch nicht viel mehr sagen.“

Fazit: Viele der Rebellen hätten nichts dagegen gehabt, Gaddafi zu töten, sie haben auf ihn geschossen, ihn geschlagen – aber ob sie für seinen Tod verantwortlich sind, bleibt fraglich. Immer mehr Kämpfer präsentieren in den Tagen danach stolz angebliche Kleidungsstücke Gaddafis, bald kursieren mindestens zwei Fellmützen, Uniformkäppis, Jacken. Hätte der Diktator all dies dabeigehabt, er hätte mit einem Reisekoffer in den Tunnel kriechen müssen. Auch die weltweit verbreitete Behauptung des Rebellenkämpfers Sanad al-Sadigh al-Aribi, er habe Gaddafi im Laufen gestellt und dann erschossen, erzürnt jene, die tatsächlich dabei waren: „Aribi kam doch erst, als Gaddafi bereits im Krankenwagen lag. Er hat ihm den goldenen Ring geklaut, aber ansonsten nichts mit der Festnahme zu tun“, ärgert sich Uthman al-Rais, der Gaddafis Tasche durchsucht hatte.

Was sich in den Tagen danach entspinnt, ist das Missverständnis zweier Welten: Pflichtschuldig erklärt der libysche Übergangsrat für die Weltöffentlichkeit ein ums andere Mal, dass es viel besser gewesen wäre, Gaddafi vor ein ordentliches Gericht zu stellen. Doch die Sorge der meisten Libyer gilt nicht rechtsstaatlichen Regeln, sondern der bangen Frage, ob der allmächtige Diktator überhaupt tot sei. Das ist einer der Gründe, die Leiche in einem Kühlraum zur Schau zu stellen, bis sie sichtbar zu verwesen beginnt. Selbst hochrangige Politiker, die alle wiederholen, dass es besser gewesen wäre, ihn vor Gericht zu stellen, sagen: „Gott sei Dank ist er tot!“ Sie wollen nur nicht zitiert werden damit.

Vier Tage lang werden die Leichen Gaddafis, seines Sohnes Mutassim und seines langjährigen Verteidigungsministers Abu Bakr Junis Dschabir in Misurata zur Schau gestellt, Gaddafi erst halbnackt, nach seiner Autopsie bis zum Hals verhüllt, um nicht zu zeigen, wie er vom Ohr bis zum Bauchnabel erst aufgeschnitten und dann wieder zugenäht worden ist.

Eigentlich werden im islamischen Kulturkreis auch die Leichen getöteter Feinde ihren Familien übergeben. Angeblich haben Gaddafis Verwandte genau das gefordert, doch der Übergangsrat entschied vorigen Montag, dass die drei an einem geheim gehaltenen Ort in der Wüste südlich von Misurata vergraben werden.

In seinem Heimatdorf im Wadi Dscharaf etwa 30 Kilometer südlich von Sirt schauen die Männer misstrauisch auf jedes fremde Auto, das vor ihrer Moschee hält. Sie haben Angst. Denn nun sind sie von Günstlingen zu Gejagten geworden, die Rebellen haben Autos beschlagnahmt, die Nato hat das Umspannwerk bombardiert, und ein alter Erdölingenieur, auch er will nur Mohammed genannt werden, sagt spöttisch: „So wollte die Nato also Zivilisten schützen.“ Das Telefonnetz ist tot, es gab monatelang kein Gas, keinen Strom, „also, wenn wir Kriminelle sind, weil wir Gaddafi unterstützt haben – wie viel besser sind diese Rebellen, wenn sie hier alles zerstören?“

MARCEL METTELSIEFEN / DER SPIEGEL

Siegesfeier in Misurata: *„Gott sei Dank ist er tot!“*

Der Geburtsort Gaddafis, ein schmuckloser Raum inmitten eines Hofes, sieht aus wie eine Baustelle. Drei frisch gemauerte Einfassungen am Rand einer vier Meter langen, frisch ausgehobenen Grube stehen leer. Schlicht, grau, einen halben Meter hoch, und daneben ist noch viel Platz: „Die hatten mit mehr Leichen gerechnet“, erklärt Mohammed, „aber nun haben sie gar keine bekommen.“ Muammar sollte ganz links unterkommen, dann die Söhne und andere.

Doch leer sind nicht nur diese Gräber. Ein paar Kilometer weiter nördlich, in einer marmorgetäfelten Moschee im Sirter Bezirk 60, waren Gaddafis Mutter, Großmutter und zwei Cousins bestattet, gestorben schon vor Jahren und Jahrzehnten. Doch die Gräber sind aufgehackt und die Überreste der Leichen verschleppt worden. An der Wand darüber haben die Rebellen ein Graffito hinterlassen, um keine Zweifel aufkommen zu lassen, wer hier war: „Komitee zur Vernichtung unwürdiger Gräber“. ◆

GROSSE ROMANZEN
GIBT'S NICHT NUR
IM KINO.
Jede Stunde live
AKTUELLE NACHRICHTEN
n-tv. Der Nachrichtensender.
n-tv
Angela Merkel und Nicolas Sarkozy in Meseberg, Deutschland EURO RSCG

Die Preview-Aktion wird am Dienstag, **8.11.2011,** stattfinden. Sie können zwei **kostenlose** Kinokarten **– solange der Vorrat reicht –** vom 31.10.2011, 12 Uhr, bis 8.11.2011, 12 Uhr, unter den angegebenen Telefonnummern bestellen. Die Tickets sind nicht übertragbar.

Berlin
Filmtheater am Friedrichshain
Bötzowstraße 1–5
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-0****

Bremen
Schauburg
Vor dem Steintor 114
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-1****

Düsseldorf
Cinema
Schneider-Wibbel-Gasse 5–7
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-2****

Frankfurt am Main
Harmonie
Dreieichstraße 54
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-3****

Hamburg
Studio Kino
Bernstorffstraße 93
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-4****

KulturSPIEGEL
Deutschlands größtes Kultur-Magazin

Eine exklusive Kino-Preview, präsentiert von KulturSPIEGEL

Er war der reichste Mann Russlands, einer der mächtigsten Öl-Oligarchen, zu Gast bei George W. Bush und Wladimir Putin. Doch dann wurde Michail Chodorkowski verhaftet und zum prominentesten Häftling des Landes.
Der Filmemacher Cyril Tuschi porträtiert in seinem auf der diesjährigen Berlinale gefeierten Dokumentarfilm einen der schillerndsten und umstrittensten Männer des neuen Jahrtausends. Fünf Jahre lang recherchierte und drehte der Filmemacher in Russland, Deutschland, Israel und den USA. Er interviewte Zeitzeugen, Freunde, Kritiker und Familienmitglieder Chodorkowskis. Am Ende des Films eine Sensation: Michail Chodorkowski spricht selbst – direkt aus dem Glaskäfig im Gerichtssaal. »Der Fall Chodorowski« – spannend wie ein Politthriller.

KulturSPIEGEL ist das Kultur-Magazin für SPIEGEL-Leser. Abo-Hotline 0180 2 775566 (6 Ct./Anruf*)

Wählen Sie die **Hotline** eines der zehn unten aufgeführten Kinos. Sie erhalten eine vierstellige Eintrittsnummer und können Ihre Karten bis kurz vor Beginn der Vorführung abholen. Bei einer ausgebuchten Veranstaltung in Ihrer Stadt erhalten Sie eine entsprechende kurze Ansage (dann nur ca. €0,20 pro Anruf aus dem dt. Festnetz; Mobilfunk ggf. abweichend).

Hannover
Hochhaus-Lichtspiele
Goseriede 9
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-5****

Köln
Cinenova
Herbrandstraße 11
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-6****

Leipzig
Passage Kinos
Hainstraße 19a
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-7****

München
City Kino
Sonnenstraße 12
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-8****

Stuttgart
Delphi Arthaus Kino
Tübinger Straße 6
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-9****

* Aus dem dt. Festnetz; Mobilfunk max. 0,42 €/Min., ** Mondia Media, € 0,69 pro Minute aus dem dt. Festnetz; Mobilfunk ggf. abweichend

ATHIT PERAWONGMETHA / GETTY IMAGES

Überflutete Straßen nahe Bangkok
„Rücksichtslose Eingriffe in die Natur“

THAILAND

Der Exodus

Ein Jahrhunderthochwasser bedroht Bangkok. In der Stadt breitet sich Panik aus, der wirtschaftliche Schaden ist schon jetzt gewaltig.

Es ist Mittwoch, und der Nachmittag ist bereits angebrochen, als eine zierliche Frau den Don-Muang-Flughafen erreicht, jenen Ort, von dem aus Bangkok das Chaos zu bändigen versucht.

In Don Muang hat das Krisenzentrum der Regierung sein Hauptquartier aufgeschlagen, aber auch der Flughafen steht bereits zu großen Teilen unter Wasser. Die braune Brühe umspült die zurückgelassenen Maschinen von Thai Airways; einsam stehen die Flieger auf der Rollbahn, so als wären sie längst aufgegeben. Endzeitstimmung.

Premierministerin Yingluck Shinawatra, die Frau in dem schwarzen Hosenanzug und der weißen Bluse, wirkt merkwürdig fremd an diesem Ort der Hektik. Schüchtern lächelnd schiebt sie sich an den Helfern vorbei, die Reissäcke und Wasserflaschen durch die Gegend wuchten, vorbei an ausländischen Botschaftern, die wissen wollen, ob auch ihre Landsleute zu evakuieren seien, und an blau uniformierten US-Marines, die ihren vor der Küste ankernden Flugzeugträger als Fluchtort anbieten.

Yingluck will Stärke demonstrieren, sie will zeigen, dass ihr Volk in der Stunde der Not auf sie zählen kann. „Wir haben es mit einer nationalen Krise zu tun“, beteuert sie immer wieder, „wir tun unser Bestes.“ Und doch macht die 44-Jährige, die Thailand erst seit knapp drei Monaten regiert, eine traurige Figur.

Es muntert nicht gerade auf, was die Leute vom Katastrophenstab oben im ersten Stock vermelden: dass weitere Stadtteile Bangkoks unterm Wasser verschwunden sind. Die Flut drückt von Norden, Osten und Westen auf die Metropole mit ihren zwölf Millionen Einwohnern; nur wenige Hauptdeiche verhindern eine komplette Katastrophe. Noch ist der größere Teil Bangkoks auf den Karten rot markiert, das sind die trockenen Gegenden. Aber die blauen Flächen wachsen und wachsen, es scheint, als könne nichts das Vordringen der Flut aufhalten.

Viele Deiche im Land sind gebrochen, gnadenlos bahnt sich das Wasser seinen Weg nach Süden. Schuld sind Monsunregen, die heftigsten seit 50 Jahren. Ein Drittel Thailands steht bereits unter Wasser: Fabriken, Reisfelder, auch die Königsstadt Ayutthaya mit ihren historischen Ruinen.

Jetzt ist Bangkok an der Reihe, das besonders anfällig für eine solche Katastrophe scheint: weil es nur zwei Meter über dem Meeresspiegel liegt, weil der mächtige Chao-Phraya-Fluss mitten durchs Zentrum fließt, weil die Metropole seit Jahren ungehemmt wächst und viele Wälder und Wiesen draußen vor der Stadt, die früher als natürliche Hindernisse dienten, inzwischen zubetoniert sind. Wo einst Überflutungsgebiete waren, befinden sich heute riesige Industriegebiete.

„Bei der letzten großen Überschwemmung 1995 war die Niederschlagsmenge fast so hoch wie jetzt“, sagt der Wasserexperte Chaiyuth Sukhsri von der Chulalongkorn-Universität, „aber wegen der rücksichtslosen Eingriffe in die Landschaft ist der Schaden heute hundertmal höher.“ Die Natur scheint sich für die Willkür des Menschen zu rächen.

Auf dem Don-Muang-Flughafen nimmt Yingluck Shinawatra jetzt Spenden von Unternehmen entgegen – und muss erdulden, dass die das gleich für Werbezwecke nutzen. Ein Foto mit der Premierministerin und irgendeiner Flasche Hustensaft, ein Foto mit Yingluck und Thunfisch aus Dosen, eines mit irgendeinem Fruchtsaft. Die Regierungschefin lächelt – und sieht doch zugleich tiefunglücklich aus.

Lange hatte sie steif und fest behauptet, dass Bangkok sicher sei und ihre Regierung „die Situation unter Kontrolle“ habe. Jetzt aber steht den Menschen das Wasser in einigen Stadtteilen bis zum Knie, in mehreren Industrievororten steht es schon meterhoch. Bangkoks Gouverneur hat die unmittelbar von der Flut betroffene Bevölkerung aufgefordert, die Stadt nach Möglichkeit zu verlassen.

Natürlich hatte die mit den Militärs eng verbandelte Opposition versucht, aus der Krise Kapital zu schlagen, sie forderte, den Notstand auszurufen und der Armee das Kommando zu übertragen – ausgerechnet jener Armee, die sich so gut aufs Putschen versteht. Yingluck versuchte, der Kritik zu begegnen, indem sie auf die Straße, zu den Betroffenen ging. Als jedoch herauskam, dass sie dabei Gummistiefel der Marke Burberry trug, mehr als 200 Dollar das Paar, erntete sie wieder nur Spott. Und dann brach in der Stadt Panik aus.

Auf dem noch funktionierenden Flughafen Suvarnabhumi reißen die Schlangen vor den Schaltern der Fluglinien seither nicht ab. Von einem regelrechten „Exodus“ schreibt die Zeitung „Nation“. Urlaubsorte wie Hua Hin und Pattaya sind nahezu ausgebucht, obwohl immer weniger Ausländer kommen.

Diejenigen, die in der Stadt bleiben, stürmen die Supermärkte und decken sich mit allem ein, was noch erhältlich ist. Zuerst war vielerorts das Wasser ausverkauft, dann der Reis. Nachschub soll jetzt aus Malaysia und Singapur kommen. In Chinatown, in Flussnähe, bieten die Händler Schwimmwesten und Schlauchboote an, sie haben beides in aller Eile aus Vietnam importiert.

Was Bangkoks Innenstadt droht, lässt sich im Vorort Nava Nakorn besichtigen. Nach dem Bruch eines Schutzwalls lief das Gebiet mit seinen Fabriken und Arbeitersiedlungen in nur 48 Stunden voll, zwei Meter steht das Wasser jetzt hoch, Zehntausende wurden obdachlos.

Der zweifache Familienvater Somchai Omla, 39, ist einer von ihnen. Seit 38 Jahren lebt er vor den Toren Bangkoks, in normalen Zeiten verdient er sein Geld damit, die Arbeiter in die Fabriken von Toshiba oder Nestlé, Western Digital oder Casio zu fahren. Dann kam das Hochwasser und überflutete das Erdgeschoss seines Hauses.

Somchai konnte gerade noch seine Familie in Sicherheit bringen. Seine Wertsachen zu retten, dafür blieb keine Zeit – das geliebte Motorrad, der Kühlschrank, die sorgsam gepflegte Sammlung alter Keramiken, all das ist nur noch wertloser Schrott.

Bezwingen lassen hat sich Somchai von der Flut trotzdem nicht. Er lieh sich von Verwandten Geld und kaufte für etwas mehr als umgerechnet 1000 Euro ein kleines Holzboot mit Außenbordmotor. Seitdem schippert er Rettungsteams und Wachleute durch das Flutgebiet, Polizisten und Militärs, aber auch Tierschützer, die Straßenhunde aus den Fluten retten wollen. Vorbei an geplünderten Supermärkten, liegen gebliebenen Lastwagen und verlassenen Industrieanlagen.

Der Schaden, den das Hochwasser allein in Nava Nakorn angerichtet hat, ist gewaltig. Etwa jede dritte Computerfestplatte der Welt wird in Thailand gefertigt, auch hier gab es solche Firmen. In Amerika und Europa stiegen prompt die Preise für Festplatten.

Fast 1000 Fabriken im Land sind geschlossen, die durch die Flut verursachten Schäden für die Industrie werden bereits jetzt auf fünf Milliarden Dollar geschätzt. Die Zentralbank hat ihre Wachstumsprognose für dieses Jahr von 4,1 auf 2,6 Prozent reduziert. In Bangkok, das über 40 Prozent zum Bruttoinlandsprodukt des Landes beisteuert, wird es Wochen, wenn nicht Monate dauern, bis das Schlimmste bewältigt ist.

Kaum zu überblicken sind die sozialen Folgen der Katastrophe. Bis Freitagabend forderte das Hochwasser über 370 Menschenleben. Um die Hauptstadt zu schützen, hat die Regierung selbst Orte wie Nava Nakorn geopfert. „Natürlich haben viele Thais daraufhin begonnen, Deiche aufzureißen“, sagt Somchai Omla, „sie wollen nicht die Zeche für die verfehlte Siedlungspolitik zahlen.“

Somchai ist jetzt auf dem Weg zu seiner Tante, um sie mit Wasser, Brot und Reis zu versorgen. Geschickt steuert er sein Boot durch die Straßen der Vorstadt. Es ist kein ungefährlicher Trip: Die Ampeln ragen kaum noch aus dem Wasser, ab und an blitzt Stacheldraht einer Fabrikmauer aus der trüben Flut. Auf halber Strecke hält ihn der Unternehmer Patjaa Tipi auf. Er will in seiner Papierfabrik nach dem Rechten sehen, doch dem Außenbordmotor seines Schlauchboots ist der Treibstoff ausgegangen. In der Krise halten die Thais zusammen: Somchai spendiert Benzin aus seinem Kanister.

Seine Tante Tip Chaipapruek hat Nava Nakorn nicht verlassen wollen. Die 60-Jährige betreibt zusammen mit ihrem Mann ein kleines Hotel für Fabrikarbeiter. Auch hier steht alles unter Wasser, doch den beiden ist es gelungen, die Möbel hinauf in den ersten Stock zu schleppen. Nun wohnen sie dort oben, voller Angst vor Plünderern. Am Anfang sei viel gestohlen worden, sagt Tip.

Wegen der Diebe muss auch Prapas Jimsamarn, 39, jetzt Tag und Nacht durch Nava Nakorn patrouillieren. Zwar ragen von den vier Möbel- und Technikgeschäften seines Chefs gerade noch die Markisen aus dem Wasser, doch in höheren Stockwerken lagern bislang unbeschädigte DVD-Player und Fernseher.

„Es sind hauptsächlich Burmesen, die hier Raubzüge unternehmen“, glaubt der Schutzmann. Als Boot dient ihm eine Matratze aus dem Möbelgeschäft. Mit einem Plastikstuhl, zwei Flaschen Reiswein und einem Kanister hat er es sich auf dem ungewöhnlichen Gefährt halbwegs gemütlich gemacht. Dass das Drama bald zu Ende geht, glaubt er nicht: „Vor Weihnachten läuft das Wasser nicht ab.“ Thilo Thielke

SUKREE SUKPLANG / REUTERS

Flutopfer in Bangkok: *Benzinspende aus dem Kanister*

GROSSBRITANNIEN

Spontan chaotisch

Wer waren die jungen Leute, die in England plünderten? Behörden haben erste Statistiken veröffentlicht – mit überraschenden Ergebnissen.

WHYLD LEWIS / PA / ABACAUSA / POLARIS

Aufruhr im Londoner Stadtteil Tottenham am 6. August: *Polizeibekannte Schulversager*

Tottenham brannte noch, da war für manche in Politik und Medien bereits alles klar.

In den Gewaltnächten des Sommers überschlugen sich Experten mit Erklärungen dafür, warum es gerade zu den heftigsten Unruhen seit 30 Jahren gekommen war. Sie machten vaterlose Familien verantwortlich, Lehrer ohne Autorität, eine rassistische Polizei, den Nihilismus der modernen Popkultur, die Rezession, den schönen Schein der Werbung und die Unterschicht im Allgemeinen.

Linke wie der frühere Londoner Bürgermeister Ken Livingstone befanden, die jungen Leute randalierten, weil der Staat so hartherzig spare. Rechte wie Premier David Cameron hingegen erklärten die Plünderungen zum Werk krimineller Jugend-Gangs, die keinerlei politische Absicht verfolgten.

Doch beide liegen falsch.

Knapp drei Monate nach den August-Krawallen lichtet sich der Nebel. Letzte Woche haben Scotland Yard, Justiz- und Innenministerium detaillierte Angaben zu den bisher mehr als 4000 Verhafteten und knapp 2000 Angeklagten veröffentlicht – mit überraschenden Ergebnissen.

Vor allem Camerons Lieblingsthese von der Haupttäterschaft der Gangs hält den Fakten nicht stand. Laut Polizeiangaben waren nur 13 Prozent der Verhafteten Mitglieder von Jugend-Gangs. Vereinzelt seien die organisierten Banden beteiligt gewesen, berichten die Ermittler, aber nirgendwo hätten sie eine entscheidende Rolle gespielt.

Manche Sozialarbeiter und Kriminologen hatten von Anfang an nicht viel von der Gang-These gehalten. Krawalle seien für Drogenbanden eher geschäftsschädigend, sagte etwa der Gang-Experte John Pitts. Wenn die Straßen voller Uniformierter seien, suchten berufsmäßige Dealer lieber das Weite.

In Wahrheit waren die Plünderungen offenbar spontan ausgebrochen, und sie liefen chaotischer ab als bisher unterstellt. Auch räumt Scotland Yard ein, dass das Polizeiaufgebot in den beiden ersten Nächten viel zu dürftig war – ebenso wie die Polizeikompetenz in den Digitalmedien Twitter und Facebook. Von der Ohnmacht des Staates überrascht, fühlten sich offenbar viele ermutigt, selbst Hand anzulegen.

Doch nichts deutet darauf hin, dass hier politisch bewusste Wutbürger zu Randalierern wurden, etwa aus Protest gegen staatliche Kürzungen. Vielmehr gehörten die meisten Täter zu den üblichen Verdächtigen: Drei Viertel der Angeklagten erwiesen sich als polizeibekannt. Ein Viertel zählte gar zu den Hartgesottenen mit elf oder noch mehr Vorstrafen; viele von ihnen hatten bereits im Gefängnis gesessen.

Der typische Londoner Plünderer ist den Statistiken zufolge zwischen 15 und 19 Jahre alt. Er wohnt in einem von Armut und Vernachlässigung geprägten Problemviertel. Er ist Schulversager und nicht selten arbeitslos. Je nach Stadtteil ist er schwarz (55 Prozent der Angeklagten) oder weiß (33 Prozent); eher unwahrscheinlich ist, dass er aus Indien oder Pakistan stammt (8 Prozent).

Die nächsten Monate bis Jahre wird er wegen Einbruchs im Gefängnis verbringen, das jetzt so voll ist wie nie. Und dort, so mahnen Kritiker, trifft er dann typischerweise auf echte Gang-Mitglieder. So oder so – seine Prognose für Erfolg in der Gesellschaft ist nicht gut.

Nach wie vor sind die Spezialisten von Scotland Yard dabei, Bilder aus den Überwachungskameras auszuwerten. 200 000 Stunden Material liegen ihnen vor, fast jeden Tag veröffentlichen sie neue Fahndungsfotos von Kapuzenträgern, die mit Flachbildschirmen unterm Arm durch die Straßen huschen. Im Verlauf der kommenden zwölf Monate könnte sich die Zahl der Haftbefehle noch verdreifachen – möglicherweise ändert sich dann auch wieder das Bild der Statistiker.

Cameron hat es abgelehnt, die Hintergründe der Plündernächte von einer Regierungskommission aufklären zu lassen. Stattdessen hat er eine vierköpfige Runde eingesetzt, die den Opfern zuhört. Ihr in Kürze erscheinender Bericht wird über die Täter kaum Aufschluss bieten.

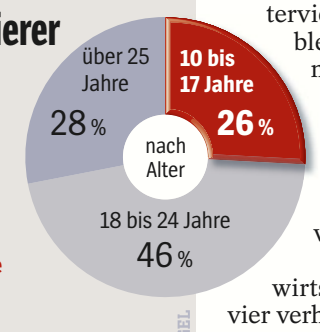
Mehr ist von einem ehrgeizigen Projekt der Tageszeitung „Guardian“ und der London School of Economics zu erwarten. Zusammen haben sie Dutzende Interviewer mit Fragebögen in die Problemstadtteile geschickt, um systematisch und in anonymer Form Randalierer, ihre Familien und ihr Umfeld über die Motive zu befragen. Im Dezember hoffen sie, einen wissenschaftlichen Bericht zu den „England riots 2011“ vorzulegen.

Allmählich zeichnen sich die wirtschaftlichen Gesamtkosten der vier verhängnisvollen Augusttage ab. Für den Sparpolitiker Cameron ist die Bilanz ernüchternd: Allein die Entschädigungsansprüche von rund 3900 Londoner Geschäften und Privatpersonen belaufen sich auf bis zu 300 Millionen Pfund.

MARCO EVERS

Englands Randalierer

Festgenommene bei den Unruhen vom 6. bis 9. August



Angeklagte im Alter von 10 bis 17 Jahren

64 % wohnen in vergleichsweise armen Stadtteilen

45 % wurden mindestens einmal zuvor verurteilt

36 % wurden im Vorjahr von ihren Schulen diszipliniert – z.B. mit einem zeitweiligen Ausschluss

Quelle: Innen- u. Justizministerium/London

DER SPIEGEL

Sultan und Isolde

Global Village: *In Omans Hauptstadt Maskat hat sich der Herrscher ein prächtiges Opernhaus errichten lassen.*

Das Libretto verspricht große Oper. Der unermesslich reiche und schöne Sultan hat seinem Volk zwar keinen Nachfolger geschenkt, was zu mancherlei Gemurmel führte, doch erließ er die Order, ein Musiktheater zu errichten. So prächtig wie in Mailand, aus feinstem Stein und Gold.

Nun gab es weit und breit nichts derartiges, ja unter dem Vater des Sultans waren selbst Radio und Fernsehen als Teufelswerk verboten, auch Schulen für die Mädchen. Was sollte da eine Oper? Doch der Sultan spielte selbst gern die Laute, er liebte den Belcanto, das Drama, den „Vincerò!“-Siegeswillen, jedenfalls solange der nur auf der Bühne stattfindet: Baut mir eine Oper!

So wurden aus aller Welt die besten Baumeister, Tenöre, Kapellmeister in das Sultanat gerufen, und es sollte ihr Schaden nicht sein.

Im Volke aber murrte es, denn mancher neidete dem Sultan sein Theater: „Gib uns Arbeit!“, riefen sie. Der Sultan hörte sie nicht, er war bezaubert vom Glanze der Musik. Das ist Satanswerk, schimpften die Alten, Allah wird zürnen. Der Sultan ließ sich nicht beirren.

Doch als die Oper schließlich eröffnet wurde, erhob sich eine dunkle Wand aus Sand und Wasser, als würde ein Dschinn toben, und bedeckte die ganze Stadt mit Staub und die weiße Oper auch.

Genau so ist es gewesen. Denn manchmal findet Oper nicht auf der Bühne statt. Der Sultan heißt Kabus Bin Said, das Royal Opera House hat eine Webadresse, und der Sandsturm war keinem Dschinn geschuldet, sondern einem Tropentief über dem Arabischen Meer.

„Es ist ein Traum“, sagt Faisa Mohammed, die mit ihrem Kollegen Salih al-Beluschi an der Vorverkaufskasse steht, ein Ballett-Billett für „Don Quixote“ in der Hand. Gestern hat sie Plácido Domingo gehört. Im November kommen das London Philharmonic Orchestra mit dem Cellisten Yo-Yo Ma, das Ballett der Scala, der amerikanische Jazztrompeter Wynton Marsalis und das Arab Music Ensemble aus Kairo. Alles in Maskat, in der Oper, bei Preisen ab umgerechnet 18 Euro. „Man braucht sich nur eine Karte zu kaufen. Es ist wie ein Traum“, wiederholt Faisa, die Soziologin mit dem Tuch überm Haar.

Aber da steht es an der Sultan-Kabus-Straße. Das Königliche Opernhaus Maskat ist ein weißes Wüstenfort, aus Marmor, Stuck und goldverzierten Schmuckbalken. 1100 Plätze mit Monitoren für die Operntexte in den Rückenlehnen, mit einer variablen Multifunktionsbühne und einer in Bonn am Rhein gefertigten Orgel, mit 4542 Pfeifen, die auch in der Hamburger Elbphilharmonie stehen könnte.

Im Foyer, prunkvoll wie die Lobby eines Fünf-Sterne-Hotels, steht ein Hinweis für den „strict dress code“: „Omaner tragen Nationalkleidung und Turban“. Doch bei Domingo waren nur drei Dutzend Turbane im Parkett zu sehen, und das Publikum erinnerte eher an ein Beisammensein britischer Lottogewinner. „Ja, es braucht Zeit. Viele hier sind so“, Faisa führt ihre Handflächen gegen die Schläfen, „sie sagen, Oper sei nicht islamisch. Aber das ist Unsinn. Schwanensee gehört der ganzen Menschheit, oder?“

Zwei Arbeiter laufen vorbei, einen Seidenteppich auf den Schultern. Der kommt zurück in den Palast. Nur die Füße des Sultans dürften ihn betreten, sagt ein Träger.

Die Oper soll Touristen aus der ganzen Region nach Maskat holen. Schon jetzt gehen Kartenbestellungen aus Riad, Dubai, Manama ein. Nur in Ägypten gibt es noch Opernhäuser, sonst nirgendwo in der arabischen Welt.

MOHAMMED MAHJOUB / AFP

Gärtner vor dem Opernhaus in Maskat: *„Gib uns Arbeit“*

In anderen Golfstaaten werden Musiker gewöhnlich importiert wie Limousinen oder Hausmädchen. Nicht so in Oman. Seit 1985 hat der Sultan sich ein Königliches Symphonieorchester aufbauen lassen. Es gehört jetzt zu den besten der Region. Zum Galakonzert mit Plácido Domingo spielte es in großer Besetzung, mit zwei Harfen, fünf Kontrabässen, einer Schlagwerkerin. Kein Musiker kam aus dem Ausland, keiner aus dem Takt.

Doch ein Sultanat lässt sich nicht inszenieren wie eine Puccini-Oper. Die Macht des Sultans ist zwar absolut. Er herrscht per Dekret, ist gleichzeitig Regierungschef, Außen-, Verteidigungs- und Finanzminister. Er hat die Öleinnahmen genutzt, sein Land zu modernisieren und die knapp drei Millionen Untertanen mit Bildung und Wohlfahrt zu versorgen.

Aber im Frühjahr gab es Proteste, gegen die Korruption der Hofschranzen und für mehr Arbeit. Und der Sultan muss sich bei seinen Reformen mit konservativen Predigern arrangieren. 1,8 Milliarden Euro soll der Bau gekostet haben. Die genaue Zahl ist geheim, denn es wäre schlecht, wenn sich am Ende herausstellen sollte, dass die Oper teurer war als die Große Moschee.

Auf ein kleines Theater in Maskat soll eine Brandbombe geworfen worden sein. Und nun die kurzen Röckchen des St. Petersburger Mariinski-Balletts? Das Dekolleté der „Carmen“, womöglich der ungeheuerliche Wagner und „Tristan und Isolde“?

Das wird in Oman schwer zu vermitteln sein. Oper ist Skandal, in Hamburg wie in Maskat.

Doch jetzt steht sie da, im Sultanat Oman, unverrückbar, und mitten zwischen Iran und Jemen, Pakistan und Saudi-Arabien. Im Herzen der Finsternis. Gebaut wie für die Ewigkeit. Das ist eine Provokation. Und ein Wagnis.

Schon einmal, in Brüssel im Jahr 1830, zogen erhitzte Opernbesucher unter „Es lebe die Freiheit!“-Rufen zum Palast. Schon einmal hat eine Oper zur Revolution geführt.

Alexander Smoltczyk

LITERATUR

Mordende Erbse

Die Heldin heißt Aomame, grüne Erbse, ein seltsamer Name für eine Frau. Sie arbeitet als Auftragskillerin. Auf dem Weg zu einem Mord gerät sie in einen Stau, sie steigt aus dem Taxi, klettert über eine klapprige Treppe in einen U-Bahnhof und gelangt auf diesem Weg in eine parallele Welt, in der am abendlichen Himmel zwei Monde scheinen, der altbekannte gelbe Mond und ein kleiner moosgrüner. Die Kunst des japanischen Bestsellerautors Haruki Murakami, 62, besteht darin, dass sich seine Leser nach wenigen Seiten über gar nichts mehr wundern. Vor einem Jahr kamen die ersten beiden Bände von Murakamis surrealistischem Roman-Epos „1Q84“ in Deutschland heraus, nun ist der dritte Band erschienen. Darin wird die Geschichte von Aomame und ihrem Freund Tengo, den sie aus der Ferne liebt, weitererzählt. Die Geschichte spielt im Jahr 1984, dem George-Orwell-Jahr, doch statt mit „Big Brother“ haben es Aomame und Tengo mit den „Little People“ zu tun, mit kleinwüchsigen Wesen, die eine Parallelwelt bevölkern. Die ersten beiden Bände boten eine beeindruckende Reflexion über Gewalt und Religion, verhüllt in ein schillerndes Erzählpanorama. Über zwei Millionen Käufer fanden sie in Japan. Der dritte Band ist nun leider eine Enttäuschung. Murakami braucht viel zu viele Seiten, um zu erzählen, was bisher geschah, und die Motive aus den ersten beiden Büchern variiert er nur. Die Welt im Jahre 1Q84 gewinnt keine weiteren Facetten hinzu. Murakami überschätzt auch die Spannung der Frage, ob sich Aomame und Tengo, die sich seit ihrem zehnten Lebensjahr lieben, aber nicht finden, doch noch begegnen werden. Seit einigen Jahren wird der Schriftsteller als möglicher Literaturnobelpreisträger gehandelt. Seine Romane seien viel zu unterhaltsam, als dass er diesen Preis je erhalten würde, meinen Skeptiker. Für den dritten Band von „1Q84“ gilt das nicht. Der ist langweilig.

HARUKI MURAKAMI
„1Q84 (Buch 3)“
Aus dem Japanischen von Ursula Gräfe; DuMont Verlag, Köln; 576 Seiten; 24 Euro.

ASCOT ELITE

Malereien in der Chauvet-Höhle

KINO IN KÜRZE

„Die Höhle der vergessenen Träume“. Dreharbeiten als Abenteuer-Expeditionen: So erkundet der Regisseur Werner Herzog seit Jahrzehnten die Dschungel Südamerikas oder die Antarktis; früher wütete Klaus Kinski vor seiner Kamera, in den vergangenen Jahren hat Herzog das Temperament von Pinguinen schätzen gelernt. Jetzt hat er eine faszinierende Dokumentation über die Höhle von Chauvet in Südfrankreich gedreht, ein für Normalsterbliche gesperrtes Reich der Finsternis, in dem 1994 einige der ältesten Malereien der Menschheit entdeckt worden waren. Herzog kraxelt mit Grubenlampe durchs Bild, interviewt Höhlenforscher und raunt pathetisch-ironische Kommentare aus dem Off. Vor allem aber gelingt ihm das Kunststück, die Felswände selbst zum Sprechen zu bringen: Die Darstellungen von Mammuts oder Hyänen, mehr als 30 000 Jahre alt, wirken wie steinzeitliche Actionfilme.

„Zwei an einem Tag“ war als Roman ein Meisterwerk: Mit Witz und Wärme erzählte der britische Autor David Nicholls in seinem Bestseller von Liebe und Einsamkeit, von Emma und Dexter, die nach ihrer Examensfeier eine Nacht miteinander verbringen und danach nur Freunde bleiben wollen, was natürlich nicht klappt. Für die Verfilmung schrieb Nicholls selbst das Drehbuch, die Dänin Lone Scherfig („An Education“) führte Regie. Geplant war offenbar eine Art „Harry und Sally“ für das 21. Jahrhundert. Doch die Chemie zwischen den Hauptdarstellern (Anne Hathaway, Jim Sturgess) stimmt nicht, die Figuren lassen einen kalt. Lieber noch mal das Buch lesen!

TOBIS FILM

Hathaway, Sturgess

KULTURPOLITIK

Moschee ohne Architekt

Der Streit um den Bau der Kölner Zentralmoschee, eines der größten islamischen Gotteshäuser Deutschlands, eskaliert. Vergangene Woche hatte der Dachverband der türkisch-islamischen Gemeinden (Ditib), Bauherr der Moschee, den Architekten Paul Böhm entlassen. Die Ditib warf Böhm vor, „als Künstler brilliert“, aber „als Baumeister leider versagt“ zu haben, und kündigte wegen angeblicher Baumängel Schadensersatzforderungen in Millionenhöhe an. Jetzt springt die Stadt Köln dem geschassten Architekten bei. „Wir hatten bisher keinen Anlass, an der ordnungsgemäßen Herstellung zu zweifeln“, sagt der Leiter der Bauaufsicht, Detlef Fritz. Ingenieure der Kölner Baubehörde hätten – ebenso wie ein beauftragter privater Statiker – die Baustelle alle sechs bis acht Wochen besucht und auch eine abschließende Kontrolle des Rohbaus vorgenommen. Auf der Baustelle habe es nie Schwierigkeiten gegeben, so Fritz. Auch Architekt Böhm rätselt über die Gründe seiner Kündigung; die Vorwürfe der Ditib weist er zurück. Er vermutet, dass der vor einem Jahr neugewählte Gemeindevorstand aus ideologischen Gründen optische Veränderungen am Bau wünscht, aber nicht mit offenen Karten spiele. „Mit der alten Gemeindeleitung haben wir über Probleme stets gesprochen“, so Böhm, „seit einigen Monaten gibt es kaum noch Kontakt zum Bauherrn.“

OLIVER BERG / PICTURE ALLIANCE / DPA

Moschee-Baustelle in Köln

THEATER

„Wir spielen notfalls auf der Baustelle“

R. WEIHRAUCH / PICTURE ALLIANCE / DPA

Der aus Schweden stammende neue Düsseldorfer Theaterchef Staffan Valdemar Holm, 53, über die verzögerte Spielzeiteröffnung mit Shakespeares „Hamlet“

SPIEGEL: Herr Holm, warum mussten Sie Ihre „Hamlet“-Premiere um drei Wochen verschieben?
Holm: Die dringend nötige Sanierung des Düsseldorfer Schauspielhauses zog sich länger hin als geplant. Wir proben auf einer Bühne, die immer noch eine Baustelle ist, vielleicht auch am Premierenabend noch eine sein wird. Wir haben uns mit den Bauarbeitern darauf geeinigt, dass wir auch dann spielen, wenn sie nicht fertig werden sollten.
SPIEGEL: Sie wurden bekannt als provokanter Theatermacher in Malmö und waren dann sieben Jahre lang Chef des berühmtesten Theaters Skandinaviens, des Dramaten in Stockholm. Was reizt Sie an Düsseldorf?
Holm: Die Freiheit, in einem Theater noch mal von Grund auf neu anzufangen. In Stockholm konnte ich mir kaum aussuchen, mit wem ich arbeiten wollte, das Theater funktioniert wie ein Ministerium. Deswegen mochte ich dort nicht weitermachen. Hier in Düsseldorf kann ich alle künstlerischen Kräfte selber bestimmen. Außerdem gibt es hier ein Publikum und sogar Politiker, die ein phantastisches Interesse am Theater zeigen.
SPIEGEL: Wollen Sie wieder für Streit sorgen wie in Ihren wilderen Zeiten?
Holm: Nein. Das habe ich hinter mir, dafür bin ich jetzt zu alt. Ich habe natürlich nichts dagegen, auch in Düsseldorf Kontroversen heraufzubeschwören wie früher. Ich möchte ganz ernsthaft arbeiten.
SPIEGEL: Ist „Hamlet“ für Sie ein politisches Stück?
Holm: Überhaupt nicht! „Hamlet“ ist kein politisches Drama wie zum Beispiel „Macbeth“. „Hamlet“ ist ein Familiendrama. Der Held ist ein Prinz, der im Lauf des Stücks fünf Tote zu verantworten hat. Warum ist uns dieser Kerl trotzdem sympathisch? Das ist die Frage, die mich interessiert.

AUSSTELLUNGEN

Das Jesus-Orakel

Echt oder nicht echt? Kurz vor der Präsentation des sagenumwobenen Gemäldes „Salvator Mundi“ nächste Woche in London wird Kunstgeschichte zur Bekenntnisfrage: Handelt es sich tatsächlich um ein Bild von Leonardo da Vinci? Seit im Sommer durchgesickert war, dass die National Gallery das Jesus-Bildnis als authentisches Leonardo-Werk in der Blockbuster-Ausstellung „Leonardo da Vinci: Painter at the Court of Milan“ (9. November bis 5. Februar) zeigen will, diskutieren Experten in aller Welt über den vermeintlichen Sensationsfund. Bislang werden nur rund ein Dutzend Werke eindeutig Leonardo zugeschrieben, darunter die „Mona Lisa“ und „Das Abendmahl“. Drei Experten kamen nach Begutachtung des „Salvator Mundi“ zu dem Schluss, die Darstellung der Hände, Locken und Gewandfalten spreche für Leonardo. Frank Zöllner, Kunsthistoriker an der Universität Leipzig und einer der führenden deutschen Renaissance-Experten, kritisiert das Vorgehen scharf. Fachleute seien bisher lediglich „wie Orakel“ befragt worden, deren „Überzeugungen zitiert wurden, ohne dass die nötigen Argumente auf den Tisch gekommen wären“. Weitere Indizien wie UV-Aufnahmen oder Fotos des Gemäldes während der Restaurierung seien, so Zöllner, nicht veröffentlicht worden. Im Katalog der Londoner Schau heißt es, die Maltechnik sei „ein weiterer technischer Aspekt, der die Autorschaft Leonardos sicherstellt“.

2011 SALVATOR MUNDI, LLC. PHOTO TIM NIGHSWANDER / IMAGING4ART

Gemälde „Salvator Mundi“

THEATER

Weibsteufel

Eine Diva, die behauptet, keine zu sein, ist natürlich erst recht eine: Die österreichische Starschauspielerin Birgit Minichmayr steht seit dieser Woche in München auf der Bühne. Zwei Theatermänner haben erbittert um sie gerungen. *Von Philipp Oehmke*

Die vier Männer können ja nicht ahnen, dass sie in ein paar Minuten von einem Güterzug überfahren werden. Sie haben erfolgreiche Immobiliengeschäfte gemacht an diesem Tag, gutgelaunt sitzen sie draußen auf der Terrasse eines berühmten Münchner Lokals. Sie haben ein bisschen getrunken. Sie sind laut und selbstgewiss.

Aber da gibt es diese junge Frau am Nebentisch. Leicht rothaarig, sexy irgendwie, nicht hübsch, aber doch schön. Sie ist Österreicherin, man kommt ins Gespräch. Es geht hin, und es geht her, österreichischer Schmäh, bayerische Derbheit, die Männer haben Lust, die Frau ein bisschen in die Ecke zu treiben. Da schreckt eine nicht vor ihnen zurück? Dann wird sie härter angefasst.

Bald sind die Immobilienmänner irritiert: Werden sie laut, wird die Frau lauter, werden sie hämisch, wird sie hämischer, werden die Männer anzüglich, wird die Frau noch anzüglicher. Fünf Minuten dauert es, und die Frau hat die vier Männer im Griff. Sie macht jeden einzelnen zu einem Bedürftigen ihrer Aufmerksamkeit.

„Das ist Wahnsinn“, sagt der eine, der Hubert heißt, und weiß nicht, was das war, das da über ihn gekommen ist, und ob er es geil findet oder skandalös.

Birgit Minichmayr, die Frau vom Nebentisch, verabschiedet sich. Der Spuk hat ein Ende.

Die Schauspielerin Birgit Minichmayr ist jetzt in München. Sie ist über diese Stadt gekommen wie über diese Männer.

Sie läuft an diesem noch frühen Samstagabend durch die Straßen, trägt hohe Schuhe, Rock und halterlose Spitzenstrümpfe von Agent Provocateur und redet vor sich hin, eher laut als leise. Sie zitiert Ernst Jünger, „Der Arbeiter“, ein protofaschistisches Pamphlet von 1932. Die Menschen auf Münchens Maximilianstraße, die aus den Escada-Boutiquen kommen, sehen sie an wie eine Verrückte.

Aber was soll sie machen? Sie muss ja diesen Text auswendig lernen, für ihr erstes Stück, das sie in München spielt. Am Nachmittag hat sie angefangen, inzwischen kann sie drei engbedruckte Seiten Jünger ziemlich fehlerfrei aufsagen. Sie sagt: „Ich gelte immer als die Verrückte, die Wilde. Aber das Ding ist: Ich bin absolut zuverlässig. Ich bin immer vorbereitet und kann immer meinen Text.“

Ja, warum gilt sie als Verrückte? Vielleicht weil sie überall und sofort eine Bühne auftut, und sei es auf dem Gehsteig der Maximilianstraße. Vielleicht weil sie gerade in Wien die Rolle der Lulu hingeschmissen hat und damit die Produktion platzen ließ. Oder weil sie keine Angst hat, die Kontrolle zu verlieren, und auf Premierenfeiern in High Heels torkelnd, die roten Haare im Gesicht, plötzlich auf der Tanzfläche hinsegelt.

NZ / SCHNEIDER-PRESS (L.); GEORG SOULEK/BURGTHEATER (R.)

Schauspielerin Minichmayr*: *Naivität und Gerissenheit*

Birgit Minichmayr ist jetzt 34 Jahre alt, sie war die Buhlschaft im „Jedermann“ der Salzburger Festspiele und damit in diesem Sommer die Königin des deutschsprachigen Theaters. Sie ist der Star des Wiener Burgtheaters, sie hat den Silbernen Bären der Berlinale für ihre Rolle in dem Kinofilm „Alle Anderen“ gewonnen, sie, die künstlerische Ziehtochter des großen Klaus Maria Brandauer. Der Regisseur Luc Bondy hat sie einst „überbegabt“ genannt, und überhaupt gibt es wenige Regisseure, die sie nicht für genial halten. Deswegen hat der Regisseur Martin Kušej, der als neuer Intendant des Münchner Residenztheaters soeben seine erste Spielzeit eröffnet hat, Minichmayr aus Wien geholt. Sie war die Diva dort, der Star des Burgtheaters, sie sollte sich mit der Lulu verabschieden, doch dann konnte sie sich mit dem Regisseur nicht einigen.

Das Burgtheater sagte daraufhin die Inszenierung ab. Ohne Minichmayr keine Lulu. Dann rauschte sie ab nach München. In Wien blieb Matthias Hartmann zurück. Er ist Direktor des Burgtheaters und damit so etwas wie der mächtigste Mann im deutschsprachigen Theater. Martin Kušej gilt als einer der wirkungsmächtigsten Regisseure. Hartmann und Kušej mögen sich nicht besonders, und jetzt hat der Kušej dem Hartmann die Diva weggenommen.

Das Theater ist eine Welt des Dramas, auf der Bühne und dahinter. Es ist ein Spiel um große Kunst, es ist aber auch ein Spiel um Ruhm und Gunst, Geltung und Intrige, um Glanz und große Bühnenstars wie Minichmayr.

Vor ein paar Jahren hat Kušej ein sehr gutes Theaterstück inszeniert. Minichmayr spielte die Hauptrolle, das Stück gewann fast alle Preise, Kušej bekam den Nestroy-Preis, den österreichischen Theater-Oscar, Minichmayr wurde Schauspielerin des Jahres.

Das Stück heißt „Der Weibsteufel“, und es erzählt eine Dreiecksgeschichte, einen strategisch-erotischen Kampf zweier Männer, eines Schmugglers und eines Grenzjägers. Beide wollen die Frau des Schmugglers dabei für ihre Zwecke nutzen. Am Ende hat das Weib unter Einsatz all seiner Möglichkeiten dafür gesorgt, dass der Ehemann tot ist und der andere ins Gefängnis geht. Sie aber erbt alles.

Minichmayr spielt das „Weib“ mit klirrender Anziehungskraft, tänzelnd, in Sekunden umschaltend zwischen Naivität und Gerissenheit. Sie ist der Weibsteufel, und sie ist perfekt in der Rolle.

Kušej erzählt in dem Stück die Geschichte einer Emanzipation, und es wäre leicht gewesen, diese Rolle als das naive Weib

* Als Buhlschaft im „Jedermann“ in Salzburg, in „Der Weibsteufel“ in Wien 2008.

MANFRED KLIMEK

Diva Minichmayr: *Am Anfang hat sie versucht, der Welt zu sagen, sie sei doch eigentlich ganz schüchtern und still*

zu interpretieren, das sich langsam in den Teufel verwandelt. Die Kunst Minichmayrs aber besteht darin, ansatzlos zwischen den Polen, – dem Teufel und dem Weib, dem Guten und dem Bösen – hin- und herzuspringen. Wie sie sich verbiegt, wie sie die Beine spreizt, die nackten Arme in die Höhe streckt, in High Heels über die Baumstämme auf der Bühne tanzt, dann wieder zurückfällt in Sanftheit und Selbstzweifel – das gehörte zum Besten, was man in den letzten Jahren im Theater sehen konnte.

Bei der Nestroy-Preisverleihung schließlich, das Fernsehen übertrug live, erzählte Minichmayr vom Weibsteufel: „Der Mann, das ist der Kušej, der Jäger ist der Hartmann – und die streiten, wem der Weibsteufel gehört."

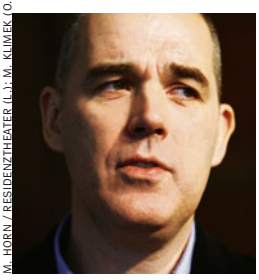
Martin Kušej sagt, als er das im Fernsehen gesehen habe, sei er „fast in das Gerät gesprungen". Wie kann sie so etwas sagen? Sie bezeichnet sich als Weibsteufel? Und heißt das, dass die beiden Regisseure, Hartmann und Kušej, an ihr scheitern wie der „Jäger" und der „Mann"?

Aber es gibt diesen Kampf ja tatsächlich. Er reicht zurück bis in das Jahr 2006, als das Burgtheater in Wien sich für Hartmann entschied, einen Deutschen, Intendant in Bochum und Zürich, ein Macher, kein Künstler. Kušej wäre eine naheliegende Lösung gewesen, ein Kärntner mit slowenischen Wurzeln. Er steht für einen reduzierten, wuchtigen Regiestil und hat Opern in Salzburg inszeniert, er ist berühmt dafür, aus Schauspielern Dinge herauszubekommen, von denen sie nicht wussten, dass sie da sind. Kušej verkündete, das Burgtheater nie wieder betreten zu wollen und überhaupt, wenn es geht, nicht mehr in Österreich zu inszenieren.

Zwei Jahre später wurde in Wien die nächste Runde ausgetragen: Hartmann kam auf die Idee, den „Weibsteufel" mit Minichmayr in Zürich zu inszenieren. Minichmayr machte es dann aber lieber mit Kušej am Burgtheater. Sie hatte mal schnell den Regisseur ausgetauscht. Als Hartmann im Jahr darauf die Burg übernahm, nahm er das Stück des Konkurrenten vom Spielplan. Es war dem Kampf der beiden Männer zum Opfer gefallen.

Minichmayr war sauer. „Ich lebe davon aufzutreten, man wollte mir das nehmen", sagt sie heute. „Außerdem hat sich das Stück ja wirklich in der Realität wiederholt. Es ging um Besitzanspruch: wer mich und das Stück haben darf."

Nun also dritte Runde. Martin Kušej soll dem Residenztheater einen Neustart verpassen und hat einige der größten Burg-Schauspieler aus Wien engagiert: Tobias Moretti, Nicholas Ofczarek und natürlich Birgit Minichmayr. „Die Birgit und ich", sagt Kušej, „wir kommen beide ganz bodenständig von irgendeinem Misthaufen, für den wir uns nicht schämen."



M. HORN / RESIDENZTHEATER (L.); M. KLIMEK (O.); G. HOCHMUTH / PICTURE-ALLIANCE / DPA (U.)

Darstellerin Minichmayr*, Intendanten Kušej, Hartmann: *Spiel um Kunst, Gunst und Ruhm*

Birgit Minichmayr wuchs auf einem Bauernhof auf in der Nähe von Linz, Gemüse und Getreide, Tiere nur zum Eigenbedarf. Die Kartoffelernte mit der Oma, daran erinnert sie sich, das Schweineschlachten, das Gedärmblasen.

Als Kind hat sie sich ihre Tage zugeknallt mit Tanzen, Singen, Theater. Sie bekam Magersucht, später Bulimie. Wenn sie innerlich wieder in ein Ungleichgewicht geriet, erzählt Minichmayr, habe sie angefangen, eine neue Handschrift auszuprobieren. In manchen Heften hatte sie fünf verschiedene Handschriften, je nachdem wie es ihr gerade ging. „Die ganze Nacht lang habe ich dann die Schulhefte neu abgeschrieben, damit da wieder eine Ordnung reinkam. Weil ich alles wieder so sauber haben musste." Sie musste in Therapie und ist es bis heute. Sie sagt, sie könne damit leben, das sei die zerstörerische Energie, die sie bis heute in sich trage.

Die Rothaarige mit dem vollen Mund. Die Propere mit der tiefen Stimme. Die Wilde, die Laute, die Sexuelle: Sie sagt, sie habe diese Einordnung nicht verstanden, diese Eindeutigkeiten. Am Anfang, sagt sie, habe sie immer versucht, der Welt zu sagen, sie sei doch ganz schüchtern und still. Das hat sie aufgegeben, vielleicht auch, weil es nicht wirklich haltbar war. Eine Diva will sie trotzdem nicht sein. Aber eine Diva, die sagt, sie sei eine Diva, wäre ja auch keine.

Am nächsten Tag kommt Birgit Minichmayr mit einem Kater zur Probe. Sie nimmt sich eine große Flasche Sprudel. In der Probenhalle hinter einem Tisch sitzt mit verschränkten Armen Frank Castorf. Castorf hat in den neunziger Jahren an der Volksbühne das deutschsprachige Theater neu erfunden, er wurde berühmt dafür, dass er die Probleme und Konflikte seiner Schauspieler mit in die Stücke einwob. Minichmayr liebt das, sie hat sich schon dreimal von ihm inszenieren lassen. Eigentlich haben in letzter Zeit nur noch wenige an Castorf geglaubt. Doch Kušej hat ihn als Gastregisseur geholt, und Castorf hat sich Minichmayr als Darstellerin gewünscht. Jetzt spielt sie die Karoline in dem Ödön-von-Horváth-Stück „Kasimir und Karoline". Ihr Partner ist wie auch im „Weibsteufel" oder im „Jedermann" Nicholas Ofczarek.

In dem Stück gehen Kasimir und Karoline am Vorabend des Börsencrashs von 1929 aufs Oktoberfest, um sich dort, getrieben von Überschwang und Unmoral, für immer zu verlieren. Wieder ist eine laszive Rolle von Minichmayr gefordert, sie hat sich nun umgezogen. Im kurzen silbernen Kleid und in High Heels klackert sie durch die Probenhalle, später muss sie auf einen Schimmel steigen und sieht aus wie Bianca Jagger im Studio 54.

Castorf redet sich warm, über das Fernsehprogramm vom Vorabend, über Ernst Jünger, Olaf Scholz, Claus Peymann und die NPD. Irgendwann geht er dazu über, den Text für die Schauspieler aus dem Stegreif zu erfinden und ihnen vorzusagen. Minichmayr muss jetzt ihre Kollegin Bibiana Beglau, die einen fremden Mann spielt, küssen. Wie in alles stürzt Minichmayr sich in diesen Kuss mit allem hinein.

Castorf sagt: „Macht es doch nicht so vulgär. Der Kuss muss sich absetzen von dem Rummel."

Dann zu Minichmayr: „Birgit, moderne Bescheidenheit."

„Was?"

„Das heißt: Du bist auch in der zweiten Reihe toll."

Da lacht Minichmayr ihr heiseres, verkatertes Lachen. Nach der Probe geht sie in das Münchner Lokal, wo sie ihr nächstes Publikum findet: die vier Männer aus dem Immobiliengeschäft. ◆

* Bei den Proben zu „Kasimir und Karoline" in München.

Erst die Arbeit, dann das Vergnügen?

Quatsch.

Es lebe das kleine Vergnügen vor, zwischen und während der Arbeit. Und wer spricht überhaupt von Arbeit, wenn alles läuft wie am Schnürchen? Vom Drucken übers Kopieren, Faxen, Scannen bis zum digitalen Dokumenten-Management – *mit uns wird Büro einfach.* Sie sparen bis zu 30 % Ihrer Dokumenten-Kosten, erhalten perfekten Service und können sich endlich den wesentlichen Dingen widmen. So kommen Sie voran. Und wir machen den Rest.

TA Triumph-Adler
SIMPLIFY YOUR BÜRO.

Telefon: +49 40 87977941
TA Triumph-Adler GmbH – www.triumph-adler.de/wirsindschneller

TÜV SÜD

EFFIZIENZ SEIT 1897

www.glcons.de

KUNST

„Keine Kühe und keine Wolken“

Der Künstler Anselm Kiefer und der Verlagsmanager Mathias Döpfner debattieren über Deutschland und seine Vergangenheit, über Kultur, Religion und Tod – und über Kiefers Absicht, ein stillgelegtes Atomkraftwerk zu kaufen.

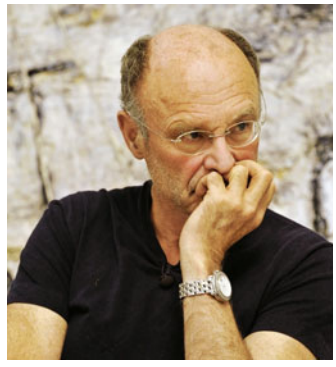
Es sind Welten, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten, die da an einem Freitagmorgen 25 Kilometer vor den Toren von Paris aufeinandertreffen. Im Vorort Croissy-Beaubourg hat Anselm Kiefer, 66, Superstar der internationalen Kunstszene, die Lagerhallen eines ehemaligen Pariser Kaufhauses in Besitz genommen und die 36 000 Quadratmeter in eine Kunstlandschaft verwandelt. In ihr spiegelt sich sein Schaffen der zurückliegenden zwei Jahrzehnte, seit er nach Frankreich emigrierte und seine Kunstkarriere endgültig ihren Lauf nahm. Der Schriftsteller Peter Handke nannte ihn „einen stillen Wilden“, der „auf dem Sprung“ sei, „eine Art neuen Alphabets der Malerei zu entwerfen, an allen fertigen, wohlbegründeten Kanones des 20. Jahrhunderts vorbei“.

Sein Gesprächspartner kommt aus einer Gegenwelt: Es ist der oberste Manager von Europas größtem Zeitungshaus, Mathias Döpfner, 48, angereist aus der Springer-Konzernzentrale in Berlin. Im Frühjahr hat er für 625 Millionen Euro ein Internetunternehmen in Frankreich übernommen und in diesen Tagen sein Buch „Die Freiheitsfalle“ veröffentlicht, in dem er beklagt, wie müde der Westen seine Freiheit verteidigt.

Die beiden kennen und duzen sich. Vor einem Jahr hatte Döpfner sein privat betriebenes Potsdamer Ausstellungshaus, die Villa Schöningen, bisher nicht gezeigten Arbeiten des Malers geöffnet – die erste Einzelausstellung Kiefers seit 20 Jahren in Deutschland.

Kiefer wird, nach Ausstellungen in Salzburg und Baden-Baden, am 2. November mit seinen Arbeiten den gerade fertiggestellten Anbau des Kunstmuseums Tel Aviv einweihen. Der Hamburger Publizist Manfred Bissinger moderierte das Gespräch.

Bissinger: Herr Kiefer, sind Sie jemand, der stets die Nummer eins sein möchte?
Kiefer: Bei mir hat sich das im Laufe des Lebens verschoben. Ich war am Anfang sehr ehrgeizig. Neulich habe ich in meinen Tagebüchern eine Notiz von 1968 gefunden, dass ich der „erste“ Maler bin. Heute ist die Motivation für meine Arbeit die Überraschung, dass ich morgens ins Atelier komme und denke: Hoppla, so etwas gab es vorher nicht. Das ist es, was mich inzwischen treibt.
Döpfner: Es gibt diesen Satz: Wer glaubt, etwas zu sein, hat aufgehört, etwas zu werden. Zufriedenheit ist ein Endpunkt. Zufriedenheit ist der Tod. Künstler und Manager, wir beide, das sind sehr unterschiedliche Planeten, aber beide verbindet der unbedingte Wille, ihrem Kompass zu folgen, etwas durchzusetzen.
Kiefer: Mit dem Willen hast du recht!
Bissinger: Ist nicht der Unterschied zwischen Künstler und Manager, dass die Arbeit des Managers auf Fakten basiert?
Kiefer: Und dass er auf das Ergebnis schauen muss.
Bissinger: Ein Manager muss das Kapital mehren. Sie, Herr Kiefer, haben mal stolz erklärt, Sie vernichteten Kapital.
Kiefer: Ja, Tag für Tag. Bei mir gibt es keine Akkumulation von Kapital. Es ist wie



Gesprächspartner Kiefer, Döpfner, Bissinger (3. Foto, r.), Kiefer-Installation in Barjac*: *„Wie bei*

bei einem Kind, das dasitzt und seine Puppe aufschlitzt.

Döpfner: Deine Arbeitsstätten hier in Frankreich erinnern mich manchmal an einen Kinderspielplatz.

Kiefer: Sollen sie auch.

Döpfner: Auch wie du arbeitest, das hat kindliche Elemente im allerbesten Sinne.

Bissinger: Beneiden Sie Anselm Kiefer?

Döpfner: Zutiefst.

Kiefer: Wir sind als Kinder Wachs. Die Kindheit ist unser Kapital. Wir nehmen etwas auf, was noch keinen Wert hat, und schöpfen erst später daraus.

Döpfner: Jemand, der erwachsen ist, der glaubt, alles begriffen zu haben, kann überhaupt nicht schöpferisch sein. In jeder Idee liegt dieser kindliche Mut, etwas Neues zu probieren und ganz unbefangen Wahrheiten auszusprechen.

Kiefer: Es ist nicht nur die Unbefangenheit, es ist auch das Geheimnis. Kinder sehen in allem ein Geheimnis: Warum fährt ein Auto, fliegt ein Vogel? Künstler machen die Welt wieder geheimnisvoll. Manager dürfen kein Geheimnis haben.

Bissinger: War es für Anselm Kiefer alternativlos, dass er Maler geworden ist?

Kiefer: Ich habe lange gekämpft. Ich habe immer geschrieben, ich schreibe auch jetzt noch jeden Tag. Einerseits liebe ich meine Materialien, die ich auf der ganzen Welt sammle, um sie zu verarbeiten, andererseits fühle ich mich davon belastet. Ein Schriftsteller kann seinen Bleistift nehmen und überallhin gehen. Aber noch schöner fände ich es, Komponist zu sein. Das ist überhaupt das Größte.

Döpfner: Der Schriftsteller E. T. A. Hoffmann hat sinngemäß gesagt, die Musik ist die höchste aller Künste, weil sie ihr letztes Geheimnis nie preisgibt. Musik bewegt sich – anders als alle anderen Künste – komplett im abstrakten Raum.

Kiefer: Ich will das Intellektuelle mit dem Emotionalen verbinden. Da ist die Musik ganz stark.

WOLFGANG STECHE / VISUM / DER SPIEGEL (4, O.); MINDJAZZ PICTURES / DPA (U.)

einem Kind, das dasitzt und seine Puppe aufschlitzt“

Döpfner: Musik berührt einen, und man weiß nicht, warum.

Kiefer: Das ist etwas, was ich nicht erreichen kann in meiner Arbeit.

Bissinger: Spielen Künstler eine Rolle im gesellschaftlichen Dialog? Oder ist Kunst eher schmückendes Element?

Kiefer: Meine Bilder schmücken nicht.

Bissinger: Verändert Kunst die Gesellschaft?

Kiefer: Ja! Und nein! Persönlich habe ich keine Absichten. Ich kann nicht sagen, ich möchte das und das mit meiner Kunst erreichen, bestimmt nicht. Und doch gibt es ein Ergebnis, aber meist nicht das, was man gewollt hat. Wunsch und Erfüllung laufen immer auseinander, das ist ja auch im Leben so. Mathias ist ein gutes Beispiel, er hat Musik studiert und ist als Manager geendet.

Döpfner: Und Anselm Kiefer hat Jura studiert und endet als Maler. Da sage einer, deutsche Lebensläufe seien linear.

Bissinger: Zitat Kiefer: „Kunst kann eine Erklärung der Welt liefern. Meine Bilder versuchen das.“

Kiefer: Eine mythologische Darstellung oder Erzählung erklärt die Welt. Aber sie erklärt die Welt etwas verschlüsselt. Man kann die Welt nicht in einer Formel erklären, nicht mal Einstein konnte das. Der wollte ein ganzes Leben lang den Makrokosmos mit dem Mikrokosmos verbinden, um eine einheitliche Formel zu finden. Das ging nicht. Aber die Mythologie kann das.

Döpfner: Die große Kraft der Kunst liegt in ihrer Uneindeutigkeit. Wenn sie versucht, eindeutig zu sein, schafft sie sich selbst ab. Das ist, als wenn ein Maler vor seinem Bild steht und die Frage, was er damit sagen will, beantwortet: Erstens das und zweitens jenes – das ist Antikunst.

Kiefer: Die Kunst ist heute in Gefahr. Den Begriff Antikunst definiere ich anders, nämlich positiv. Kunst hebt sich immer wieder selbst auf, zerstört sich, um dann wie der Phoenix aufzustehen. Die wirkliche Gefahr ist eine andere: Es entstehen zu viele Werke, bei denen von vornherein klar ist, was der Künstler sagen will. Das ist langweilig, man geht daran vorbei. Etwas ganz anderes ist es, wenn die Kunst sich in einer Autoimmunreaktion zerstören will. Das ist das Wesen der Kunst. Damien Hirst hat die Kunst völlig zerstört. Der hat alles gemacht, was man nicht machen darf. Ich zum Beispiel gehe nie auf Kunstauktionen. Ich verbiete allen Händlern, meine Bilder auf solchen Marktplätzen zu präsentieren.

Döpfner: Da tauchen sie allerdings dennoch immer wieder auf. Ein Künstler

* Das 35 Hektar große Gelände in Südfrankreich hat Kiefer in 15 Jahren zu einem Kunstpark umgestaltet. Der Wert seiner dort ausgestellten Werke wird auf 90 Millionen Euro geschätzt. Kiefer will das Gelände nun zu gleichen Teilen dem deutschen und dem französischen Staat schenken.

SPIEGEL TV

Chaos im Kopf – Ausnahmezustand Pubertät

Der erste Kuss und lästige Pickel, nervige Eltern und coole Freunde: Wenn Jungen und Mädchen in die Pubertät kommen, geht es drunter und drüber – im Kopf und im Körper. Wutausbrüche oder Funkstille, Übermut und Selbstzweifel: Erwachsenwerden ist alles andere als ein Kinderspiel.

SPIEGEL TV informiert über eine der schwierigsten, aber auch aufregendsten Phasen im Leben eines Menschen. Die vierstündige Dokumentation zeigt, was Jugendliche in dieser Zeit bewegt und wie Eltern die Nerven behalten können.

DIE GROSSE SAMSTAGS-DOKUMENTATION

SAMSTAG

5. November 2011
20.15 Uhr bei

VOX dctp

kann das gar nicht verhindern. Hirst hat die totale Kommerzialisierung der Kunst zum Kunstwerk gemacht, symbolisch festzumachen an der berühmten Auktion im September 2008, als er bei Sotheby's unter Umgehung aller Galerien seine Werke direkt aus dem Atelier eingeliefert hat. Er hat einen Rekordauktionserlös eingefahren, am Tag der Lehman-Pleite. Dieses Happening ist Hirsts bisher wichtigstes Kunstwerk.

Kiefer: Das braucht man erst gar nicht anzuschauen. Es ist die Aktion, die zählt. Deswegen hat mich dieser Blödsinn sehr fasziniert.

Bissinger: Gibt es Künstler, frühere oder heutige, die Sie beeinflussen? Die für Sie wichtig waren?

Kiefer: Da gibt es viele. Caspar David Friedrich, Beuys, Twombly war ein Freund, aber ich will keine Liste aufzählen.

Döpfner: Wobei du den Politiker Beuys doch eher kritisch gesehen hast?

Kiefer: Das war absurd. Das war für mich Oberammergau. Nein, nicht Oberammergau, wie heißt der Ort in der Schweiz? Appenzell!

Bissinger: Beuys wollte sogar eine Partei gründen.

Döpfner: Er war frustriert, dass er bei den Grünen nichts geworden ist.

Kiefer: Vielleicht ist er deswegen so früh gestorben.

Döpfner: Weil ihn das so verletzt hat?

Kiefer: Ja, sehr. Er wollte Einfluss nehmen. In seiner Zeit war es angesagt, sich einzumischen. Aber das hat für mich nie sein Werk beeinträchtigt. Er war der größte deutsche Künstler!

Bissinger: Sind Sie nicht ein Beuys-Schüler?

Kiefer: Ich war nie in seiner Klasse. Ich war nie integriert, ich habe immer im Odenwald gearbeitet, ab und zu habe ich ihm meine Bilder gezeigt. Ich war nie sein Jünger, und Vorbild war er mir auch nicht.

Bissinger: Was verbindet eigentlich Kunst und Gesellschaft?

Kiefer: Unterhaltung, das ist es, was die Gesellschaft mit der Kunst verbindet. Das aber darf Kunst nicht sein. Kunst hat nichts mit Kunsttourismus oder Wochenenderlebnis zu tun. Kunst ist nicht Unterhaltung. Kunst braucht Zynismus, weil unsere Welt so konstruiert ist, dass man nur zynisch sein kann. Missverstanden werde ich sowieso, das ist grundsätzlich so. Jeder Künstler ist missverstanden. Das geht gar nicht anders.

Döpfner: Kunst braucht keinen Zynismus. Zynismus ist das Antischöpferische schlechthin. Wer zynisch ist, steht nicht morgens auf und malt Bilder. Zumindest keine guten.

Bissinger: Sind Sie gläubig, Herr Kiefer?

Kiefer: Ich bin gläubig, insofern ich an etwas glaube, das mich übersteigt. Bei jedem Bild, das ich male, weiß ich im Grunde nicht, wer das gemalt hat, irgendwann tritt etwas ein, was ich nicht vorhergesehen habe und was ich eigentlich nicht bin. Wenn man das jetzt religiös nennt, dann bin ich religiös. Ich glaube an keine Religion.

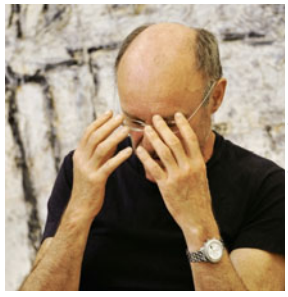
Döpfner: Ich glaube, dass wir nur einen winzigen Teil dessen erfassen, was uns lenkt, aber ich kenne keine Religion, in der ich mich in dieser Konkretion aufgehoben fühle.

Kiefer: Es ist doch wurscht, welche Religion. Die machen doch alle dasselbe.

Döpfner: Also es gibt einen Gott, aber es gibt nicht die eine Lehre, die ihn erfasst und vertritt. Da werden Stellvertreterkriege ausgetragen, die zu viel Elend führten und führen.

Kiefer: Ich kann nicht an einen persönlichen Gott glauben.

Döpfner: Deswegen finde ich es gut, dass man in der jüdischen Religion den Namen gar nicht aussprechen darf, denn das Aussprechen des Namens ist schon eine Konkretisierung, die ihn kleiner macht.



WOLFGANG STECHE / VISUM / DER SPIEGEL (2. L.); ANSELM KIEFER (R.)

Kiefer-Werk „Sulamith", 1983: *„Kunst braucht*

Kiefer: Und das ist natürlich auch die große Katastrophe für das jüdische Volk, dass es seinen Gott nicht benennen darf.

Döpfner: Ich denke, es hilft ihnen. Mich hat es dem Judentum sehr nahegebracht.

Kiefer: Mich auch! Aber das kann kaum jemand aushalten: ein Gott, den man nicht ansprechen, dem man nicht mal einen Namen geben darf. Das ist ein ungeheuerlicher, ein einmaliger Vorgang.

Döpfner: Die meisten Religionen versuchen, ihre Botschaften, ihre Götter und deren Stellvertreter irgendwie in nette Bildchen zu fassen. Das versucht das Judentum nicht. Es sagt den Leuten, es ist ein bisschen komplizierter. Und noch etwas: Das Judentum ist die einzige Religion, die sagt, jedes religiöse Gesetz wird in der Sekunde außer Kraft gesetzt, wo ein Menschenleben in Gefahr

ist. Das Leben steht über allem. Das gibt es weder im Christentum, noch kennt es der Islam.

Bissinger: Ist Religion Lebenshilfe?

Kiefer: Ohne Illusionen können wir gar nicht leben. Die Religion, wie ich sie erlebt habe, als ein persönlicher Gott, der hilft und straft, das ist natürlich die größte Illusion.

Döpfner: Bist du streng katholisch erzogen worden?

Kiefer: Ich kann heute noch die ganze Messe lateinisch zelebrieren.

Bissinger: In Mathias Döpfners Buch „Die Freiheitsfalle“ ist nachzulesen: „Zwei Urmotive der Kunst sind Gott und Weib. In beiden Fällen geht es darum, die Angst vor dem Tod zu überwinden. Auf der Flucht vor dem Tod wird der eine Eremit, der andere Ekstatiker. Der Einzige aber,

Zynismus“

der beim Davonrennen zumindest eine Chance hat, erfolgreich zu sein, ist der Künstler. Ein Antrieb für sein Werk ist, ob er es zugibt oder nicht, die Hoffnung auf Unsterblichkeit.“

Kiefer: Na ja, Unsterblichkeit, das kann eine Motivation sein, aber sie ist oberflächlich, wie die meisten Motivationen. Sie hat mit dem Ergebnis meist nicht viel zu tun. Ich renne nicht vor meinem Tod davon, sondern in dem Moment, wo ich etwas mache, das ich für wirklich gelungen halte, wenn etwas Überraschendes geschehen ist, wenn es wie eine Ekstase ist, dann könnte ich sagen: „Jetzt kann ich auch sterben.“

Döpfner: Momente, die zum Sterben schön sind, kenne ich auch. Aber: Die Leichtigkeit, zu sagen, dass mir das Ende egal ist, hätte ich nicht. Ich habe große Angst vor dem Tod.

Kiefer: Leicht würde ich nicht sagen. Heidegger hat das wunderbar gesagt: Unser Leben ist nichts ohne den Tod.

Döpfner: Vielleicht kannst du deswegen damit leichter umgehen, weil du ein großes und wichtiges Werk geschaffen hast.

Kiefer: Nein.

Döpfner: Hast du nicht das Gefühl, dass von dir etwas bleibt, auch wenn dein Körper weg ist?

Kiefer: Ich sehe meine Bilder als keine festen Pfosten meiner Unsterblichkeit. Es gibt von Goethe den wunderbaren Gedanken: Das, was größer ist als man selbst, das liebt man. Als Künstler ist man oft angefasst, wenn jemand Erfolg hat, der ganz schlecht ist. Das empfindet man als absolut bescheuert. Aber wenn da jemand etwas gemacht hat, das ich als wirklich groß empfinde, etwas, was ich nicht kann, dann liebt man das. Und das ist dann Erlösung.

Döpfner: Die Souveränität, die Größe anderer anzuerkennen, ist eine ebenso seltene wie glückstiftende Energie – auch wenn es dafür nie objektive Kriterien geben kann.

Kiefer: Bei dir gibt es Parameter, die man messen kann. Dein Unternehmen hat eine Bilanz.

Döpfner: Vorsicht! Die Rationalität des Geschäftslebens wird oft überschätzt. Für jedes Business, egal ob Autos, Kosmetik oder Zeitungen, gilt: Erfolge entstehen aus Gefühlen, nicht aus dem Taschenrechner. Gefühle und Intuitionen der Hersteller und der Kunden, der Absender und der Empfänger. Zahlen machen das Erreichte sichtbar. Zahlen allein schaffen gar nichts.

Bissinger: Aber für Anselm Kiefer gibt es auch Parameter, an denen er gemessen werden kann: die Ausstellungen, die vielen Ateliers, die Preise seiner Bilder.

Kiefer: Jetzt spielen Sie auf den Marktwert an. Aber der interessiert mich nicht.

Döpfner: Aber Anerkennung ist es schon. Wie würdest du es finden, wenn deine Bilder in den nächsten drei Jahren die Hälfte ihres Wertes verlören?

Kiefer: Diese Art der Anerkennung ist illusionär.

Bissinger: Der Kunsthistoriker Werner Spies hat in seiner Laudatio, als Anselm Kiefer der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen wurde, gesagt: „Es gibt keinen anderen Künstler aus Deutschland, der sich auf derart sichtbare und riskante Weise der Geschichte zugewandt hätte.“

Kiefer: Ich will das Wort „riskant“ nicht für mich in Anspruch nehmen. Das möchte ich für die, die zur Zeit des Faschismus Widerstand geleistet haben, reservieren. Riskant wäre womöglich, dass ich seit Jahrzehnten mit Blei arbeite, früher sogar ohne Fenster, im Keller – ohne Protektion. Ich müsste längst tot sein. Jetzt kaufe ich ein Atomkraftwerk.

Bissinger: Wirklich? Welches?

Kiefer: Mülheim-Kärlich. Dieses Atomkraftwerk ist so phantastisch. Wunder-

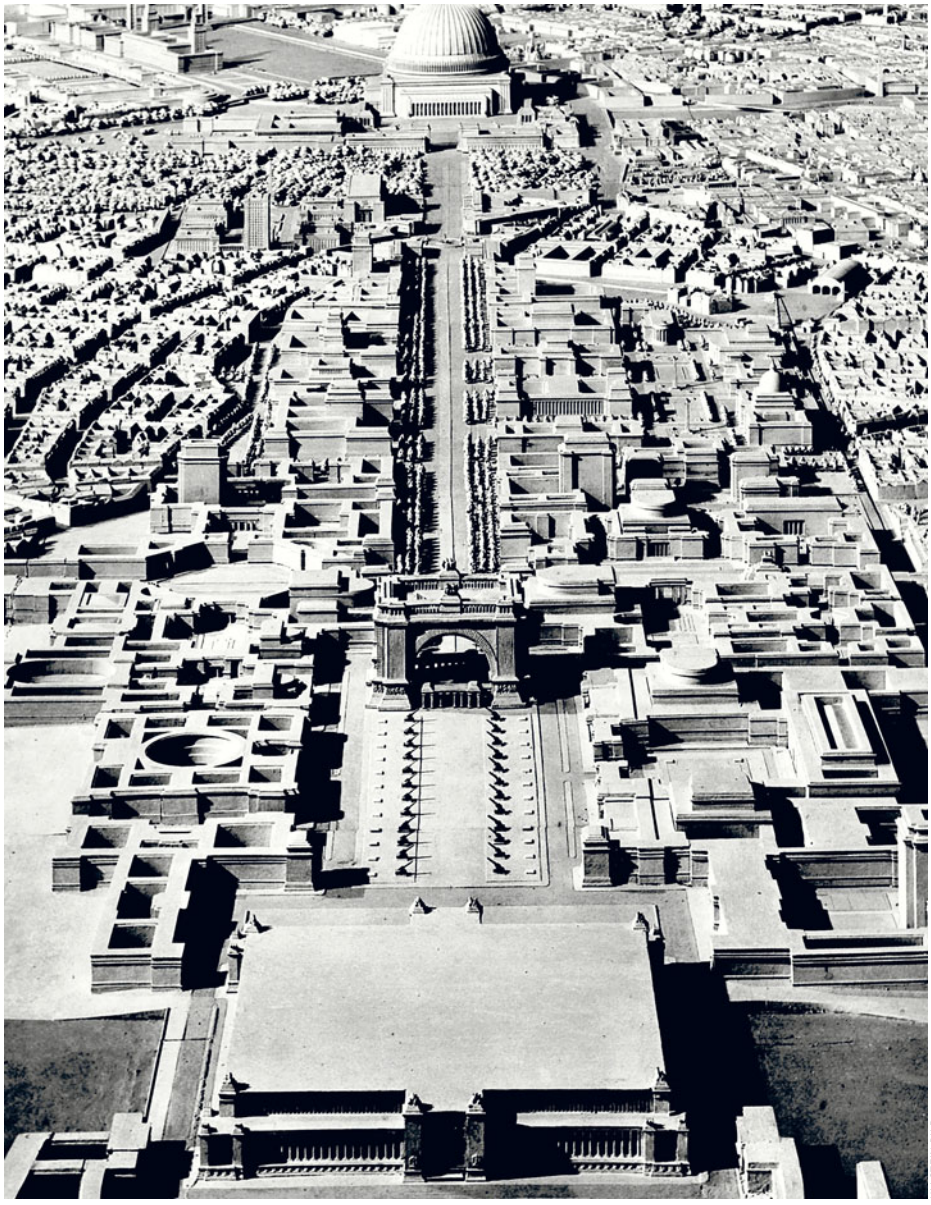
»Die überzeugendste Fantasy seit Tolkiens ›Der Herr der Ringe‹«
Denis Scheck, druckfrisch

Die Fortsetzung vom Bestseller »Der Name des Windes«

Patrick Rothfuss:
Die Furcht des Weisen 1
Aus dem Englischen von
Jochen Schwarzer und Wolfram Ströle
859 Seiten, geb. mit SU, Lesebändchen,
€ 24,95 (D), ISBN 978-3-608-93816-6

Drei Dinge gibt es, die jeder Weise fürchtet: den Sturm auf hoher See, eine mondlose Nacht und den Zorn eines sanftmütigen Mannes. Verfolgen Sie die Abenteuer von Kvothe, wie er zum größten Magier seiner Zeit wurde.

Libri.de
Bücher | Hörbücher | Downloads



Speer-Modell für Berlin, 1939
„Meinst du das wirklich ernst?“

ULLSTEIN BILD

bar. Das ist mein Pantheon. Ich bin fasziniert von Atomkraftwerken.

Bissinger: Was soll da entstehen?

Kiefer: Noch ist alles offen. Die Deutschen trennen sich zu leicht und zu schnell von ihrer Geschichte, das war an der innerdeutschen Grenze so, an der Mauer, am Potsdamer Platz. Ich hätte alles so gelassen. Ich habe mal einen Artikel geschrieben, den ich dann leider doch nicht veröffentlicht habe: Die „Süddeutsche Zeitung“ hatte mich gefragt, was ich von der Wiedervereinigung halte. Mein Vorschlag war, aus der DDR ein Museum werden zu lassen. Es gibt ja kaum noch einen kommunistischen Staat.

Döpfner: Kuba. Oder Nordkorea.

Kiefer: Zu weit weg. Die Menschen hätten an der Grenze Urlaub machen können.

Döpfner: Abenteuerurlaub?

Kiefer: Inklusive Verhör durch die Stasi.

Döpfner: Didaktisch wäre das gar nicht so schlecht. Wenn man wieder nach Hause fährt, wüsste man, wie gut es einem geht. Bitter nur für die, die weiterhin im Museum leben müssen.

Bissinger: Warum ist der Text nicht erschienen?

Kiefer: Er war dann selbst mir zu zynisch. Aber warum rede ich jetzt davon? Ach ja, die Atomkraftwerke. Da gibt es das schöne Wort „Rückbau“. Haben Sie das schon einmal gehört? Die Fläche soll wieder grün werden. Aber ich denke, man muss mit diesen Atomkraftwerken etwas tun. Noch sind die Menschen anscheinend nicht fähig, die Technik zu beherrschen. Aber Kernkraftwerke sind die phantastischste Form der Energieerzeugung. Das ist ein Perpetuum mobile, das hat etwas Mythologisches.

Bissinger: Wie sind Sie auf Mülheim-Kärlich gekommen?

Kiefer: Ich bin mit dem Chef von RWE dorthin gefahren. Dann habe ich ihm geschrieben, er hat das sofort verstanden, und jetzt bin ich mir sicher, zumindest den Kühlturm zu bekommen. Der ist nicht verstrahlt. Aber ich hätte gern auch das ganze Kraftwerk. Ich würde am liebsten alle Atomkraftwerke wieder ans Netz lassen, an mein Netz.

Bissinger: Wann würde es losgehen?

Kiefer: Ich hätte so gern auch die Kuppel gehabt. Ich hätte etwas ganz Tolles damit gemacht. Dann wären die Besucher gekommen, die ziehen sich um, man muss die Schuhe dreimal wechseln – dann hätten sie reingedurft, für eine Minute, eine echte Schwellensituation. Die Leute gehen heute sowieso nicht mehr lange durch Ausstellungen. Im Louvre rennen die durch wie Verrückte. Der Kühlturm an sich ist phantastisch. Wenn man da in der Mitte steht und sieht die Öffnung am Himmel, das ist in natura schon großartig genug. Jetzt überlege ich, was ich da mache. Ich will auf alle Fälle keine Kühe und keine Wolken draufmalen.

Döpfner: Das ist ja fast wie bei Novalis. Die Schriftsteller der Romantik wollten die Welt durch die Betrachtung der Künstler verändern – im Sinne einer poetischen Antivernunft. Novalis forderte: „Die Welt muss romantisiert werden.“ Jetzt wird das Atomkraftwerk romantisiert.

Kiefer: Nein, das wird durch mich nicht romantisiert. Ans Netz gelassen, das ist meine Formulierung.

Döpfner: Du wolltest auch im Berliner Flughafen Tempelhof ein Atelier einrichten. Warum zieht dich Größe so an? Alles, was du tust, ist gigantisch, fast gigantoman.

Kiefer: Das fragen mich alle immer, aber das ist so uninteressant. Größe hat überhaupt nichts zu sagen.

Döpfner: Ich würde es nur gern verstehen.

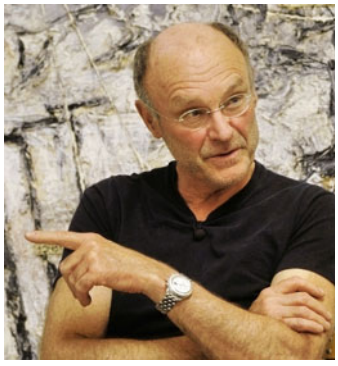
Kiefer: Wenn ich mich aufs Dach von Tempelhof stelle, in der Mitte, und diese halbkreisförmigen Seitenschiffe sehe, das ist eine phantastische Architektur, das ist nicht zu groß. Das ist proportional, es ist sogar auf den Menschen abgestimmt, denn ich fühle mich völlig wohl da drin. Das ist menschliche Architektur.

Döpfner: Es ist ja nicht irgendein Gebäude, sondern der erste Verkehrsflughafen der Welt, ausgebaut und missbraucht durch die Nazis, es ist, wie der Architekt Norman Foster gesagt hat, die Mutter aller Flughäfen, eine architektonische Ikone. Es ist traurig für Berlin, erst diesen Flughafen stillgelegt zu haben und dann die Chance nicht genutzt zu haben, daraus etwas zu machen. Anselm Kiefer in Tempelhof, das wäre was.

Bissinger: Was reizt Sie an Berlin?

Kiefer: Berlin ist das Tor zum Osten. Es ist doch wunderbar, dass gleich dahinter Polen liegt. In Berlin wurde der Kampf zwischen Ost und West ausgetragen. Und immer noch ist Berlin eine Ruine. Nehmen Sie nur den Potsdamer Platz! Schrecklich, obwohl die einzelnen Architekten gut

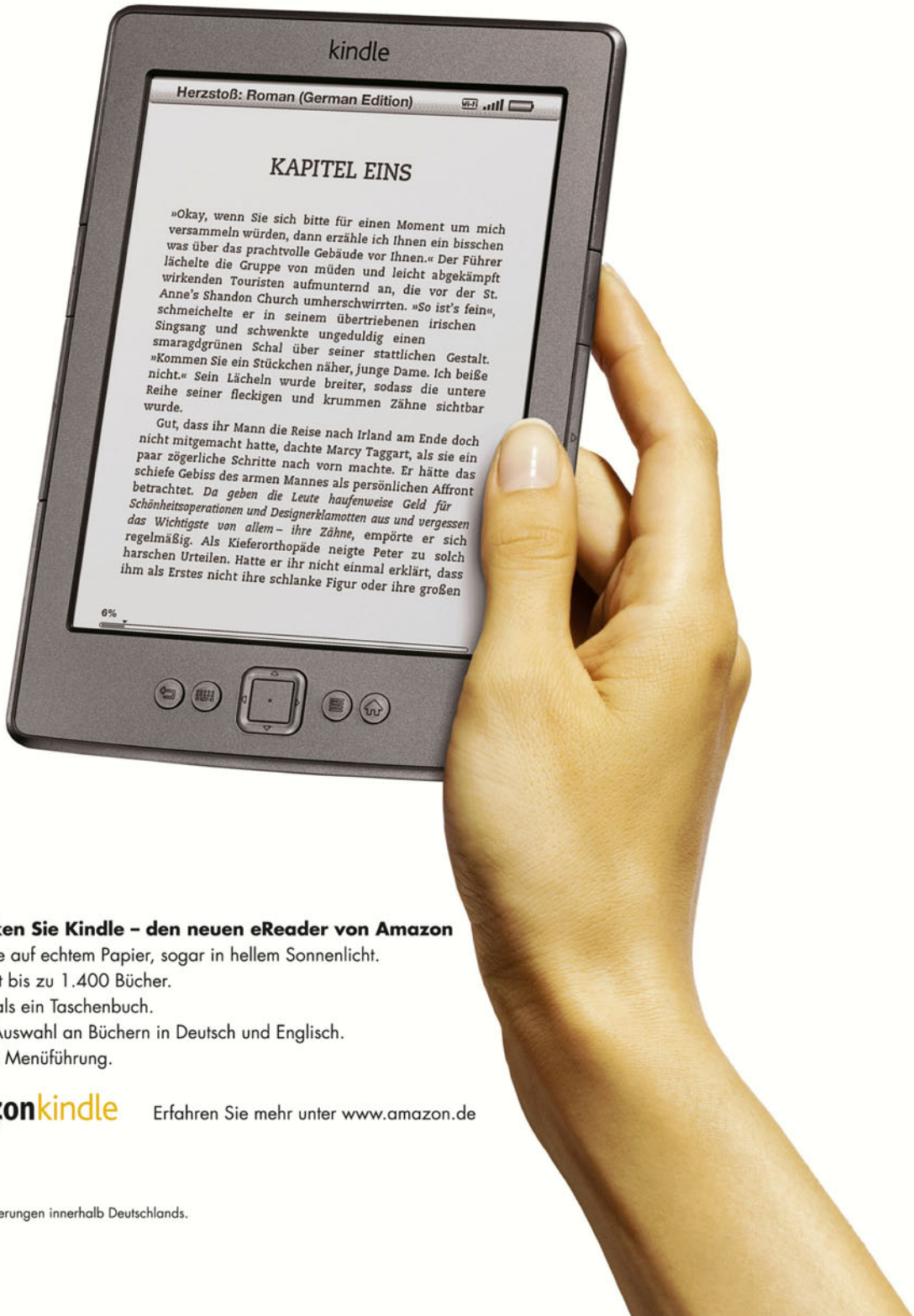
sind, aber die kann man doch nicht alle auf einen Haufen werfen. Schauen Sie dagegen die Karl-Marx-Allee an: klare Gliederung, Proportionen, die richtige Länge.
Döpfner: Die Allee verkörpert die Gigantomanie der stalinistischen Beeindruckungs- und Einschüchterungsarchitektur.
Kiefer: Was für ein Unfug. Das ist traditionelle Architektur. Ich hätte Berlin sogar nach den Plänen von Speer wiederaufgebaut. Natürlich nicht mit der großen Kuppel, die war unproportioniert, wie übrigens auch der Arc de Triomphe in Paris.
Döpfner: Wie bitte? Albert Speer?
Kiefer: Ja, und? Ich denke an Georges-Eugène Haussmann in Paris. Paris lebt von seinem städteplanerischen Mut. Speers Pläne waren ähnlich radikal. Die Straßenführung, die Gebäude, die er wollte – Berlin wäre heute vergleichbar mit Paris. Nur dass man in Berlin nicht so viel abreißen müsste, da es den leeren Ort zwischen Ost und West wirklich gibt.
Döpfner: Meinst du das mit Speer wirklich ernst?
Kiefer: Ja, warum denn nicht? 1980 wurde ich zur Biennale nach Venedig eingeladen. Das ist auch ein von Speer inspirierter Bau. Es ist fast das beste Haus dort. Die Baukunst im Dritten Reich war ja nicht nationalsozialistisch, sondern das war die Verbindung von Revolutionsarchitektur, Boullée–Ledoux–Lequeu, und Bauhaus. Dagegen war die Kunst der Nazis kleinkariert und blöde.
Döpfner: Entscheidend aber ist doch, dass das Gigantomanische ein Wesen totalitärer Architektur ist. Der Stalinismus und der Nationalsozialismus wollten die Leute einschüchtern und kleinhalten.
Kiefer: Das sagen die Kritiker auch bei meinen Bildern, wenn sie so klein davorstehen. Es ist aber verkehrt. Nehmen wir die Place de la Concorde. Da kannst du auch sagen, sie ist zu groß. Sie ist aber genau richtig. Es geht darum, dass der Souverän sich wohl fühlt. Und der Souverän ist der Mensch.
Döpfner: Größe an sich ist noch nichts Schlechtes, wohl wahr. Aber eine Architektur, die auf eine totalitäre Verherrlichung des Herrschers zielt und dabei das Individuum einschüchtert und gefügig machen will, ist furchtbar.
Kiefer: Es muss etwas anderes geben, als alles nur auf ein Maß zu reduzieren. Wenn ich nicht zu überwältigen wäre, bräuchte ich nicht zu leben. Ich bin immer wieder beeindruckt und überwältigt von Musik, von einer Oper, von einem Gesang, von einem Gedicht.
Döpfner: Aber wenn ein Architekt, ein Stadtplaner sozusagen den Sockel einer Säule so groß macht, dass er den Menschen, der davorsteht, schon überragt, um ihm die Unwichtigkeit, die Kleinheit seines Seins zu zeigen, dann kann das nicht gut sein. Das ist Protz und Potenzgehabe von Potentaten.
Kiefer: Aber heute findet doch ein Mensch, der in Florenz oder Rom ist, die Architektur der Renaissance und des Barock schön. Obwohl die repräsentativ und einschüchternd war.
Döpfner: Ich bin nicht gegen das Repräsentative. Aber dann nicht Speer, sondern bitte lieber Renaissance.
Bissinger: Sie, Herr Kiefer, haben gesagt: „Bei der Darstellung der jüngsten deutschen Geschichte fand ich es immer ungenügend, die ganze Problematik auf Hitler zu konzentrieren. Es ist viel mehr, nicht nur Hitler." Ist es dieses „viel mehr", das Sie immer wieder getrieben hat?
Kiefer: Ja, sicher. Ich finde die Reduzierung von Geschichte auf Personen sowieso falsch. Ich will nicht missverstanden werden, aber Hitler darf man nicht als genialen Teufel sehen; er ist ein Produkt des deutschen Volks.
Döpfner: Wenn man nur ihn als Teufel, als das für alles alleinverantwortliche Monster darstellt, dann macht man es sich zu einfach. Denn es war ja nicht nur er, es waren die Deutschen. Und das macht die Sache viel schlimmer. Die Deutschen wollten ihn. Wir können die Schuldfrage nicht delegieren an den bösen Teufel, dem jeder hätte ansehen müssen, dass er die Menschen ins Konzentrationslager führt. Für das „Dritte Reich", für den Holocaust ist jeder Einzelne, der damals mitgemacht hat, mitverantwortlich.
Kiefer: Ich habe drüber nachgedacht, was ich da für eine Rolle gespielt hätte. Das „Dritte Reich" hatte für mich eine starke Faszination. Ein Angezogensein ebenso wie ein Abgestoßensein, beides.
Bissinger: Ist Ähnliches wiederholbar?
Kiefer: Sofort! Es wiederholt sich nichts eins zu eins. Aber ich kann mir eine absolut brutale, menschenverachtende, irrationale Bewegung vorstellen. Ja, das kann heute wieder so passieren.
Döpfner: Ich fühle mich durch das „Dritte Reich" nicht angezogen und abgestoßen zugleich, sondern wirklich nur abgestoßen. Man glaubt in diesen wunderbar privilegierten Umständen, in denen wir in Frieden und Freiheit leben, es sei alles so fest gefügt, dass es uns nicht mehr genommen werden könne. Genau aber das glaube ich nicht. Es scheint nur so sicher. Es scheint wie Beton, aber es ist Pappmaché. Demokratische Gesellschaften sitzen in der Freiheitsfalle. Die Selbstverständlichkeit der Freiheit lähmt uns bei der Bekämpfung von Unfreiheit. Wer die Freiheit nicht verteidigt, verliert sie. Wer sie dann aber mit den falschen Mitteln verteidigt, verrät sie.
Bissinger: Herr Kiefer, Sie haben sich selbst zu den „theoretischen Tätern" erklärt, „weil ich heute einfach nicht wissen kann, was ich damals getan hätte".
Kiefer: So denke ich noch immer.
Döpfner: Jeder, der sich die Beantwortung dieser Frage zu einfach macht, lügt sich und andere an. Im Grunde ist das ganze Leben ein ständiges Ringen und Sich-Imprägnieren dafür, dass man, wenn es darauf ankäme, richtig handelt. Natürlich gilt das für jeden. „Theoretische Täter" sind wir alle. Ja, das stimmt wohl. Aber damit dürfen wir es nicht bewenden lassen. Wir können nur unsere ganze Energie zusammennehmen, dass wir es nicht sind, wenn es darauf ankommt. Wer sich das eingesteht, also die Möglichkeit, auch Täter werden zu können, senkt die Wahrscheinlichkeit, dass er es wird. Wer glaubt, automatisch, qua guter Gesinnung auf der richtigen Seite zu sein, ist in dem Moment schon gefährdet.
Kiefer: Ich habe mich zwar in einem Experiment, das ich mit mir selbst anstellte, zu den möglichen Tätern gerechnet. Aber „theoretisch sind wir alle Täter" – das könnte ich nie sagen. Das klingt wie eine von vornherein erlassene Generalamnestie. Was ich gedacht und getan habe, kann von keinem Kollektiv aufgehoben werden. ◆



FOTOS: WOLFGANG STECHE / VISUM / DER SPIEGEL

Haben Sie Ihre Bibliothek immer griffbereit.

Der neue Amazon Kindle speichert bis zu 1.400 Bücher.



99 €

Entdecken Sie Kindle – den neuen eReader von Amazon
Lesen wie auf echtem Papier, sogar in hellem Sonnenlicht.
Speichert bis zu 1.400 Bücher.
Leichter als ein Taschenbuch.
Riesige Auswahl an Büchern in Deutsch und Englisch.
Deutsche Menüführung.

amazonkindle Erfahren Sie mehr unter www.amazon.de

Preis inklusive MwSt. und Versandkosten für Lieferungen innerhalb Deutschlands.

Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

1 (1) **Eugen Ruge**
In Zeiten des abnehmenden Lichts Rowohlt; 19,95 Euro

2 (2) **Dora Heldt**
Bei Hitze ist es wenigstens nicht kalt dtv; 14,90 Euro

3 (3) **Umberto Eco**
Der Friedhof in Prag
Hanser; 26 Euro

4 (4) **Walter Moers**
Das Labyrinth der Träumenden Bücher Knaus; 24,99 Euro

5 (5) **Charlotte Roche**
Schoßgebete
Piper; 16,99 Euro

6 (7) **Jussi Adler-Olsen**
Erlösung
dtv; 14,90 Euro

7 (8) **Jonas Jonasson**
Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand
Carl's Books; 14,99 Euro

8 (9) **S. J. Watson**
Ich. darf. nicht. schlafen.
Scherz; 14,95 Euro

9 (6) **Jo Nesbø**
Die Larve Ullstein; 21,99 Euro

10 (10) **Jussi Adler-Olsen**
Schändung
dtv; 14,90 Euro

11 (12) **Sebastian Fitzek**
Der Augenjäger
Droemer; 19,99 Euro

12 (11) **Ferdinand von Schirach**
Der Fall Collini
Piper; 16,99 Euro

13 (–) **Patrick Rothfuss**
Die Furcht des Weisen – Teil 1
Klett-Cotta; 24,95 Euro

14 (13) **Rebecca Gablé**
Der dunkle Thron
Ehrenwirth; 24,99 Euro

15 (15) **Iny Lorentz**
Töchter der Sünde
Knaur; 19,99 Euro

16 (–) **Derek Landy**
Skulduggery Pleasant – Rebellion der Restanten Loewe; 17,95 Euro

17 (–) **Tomas Tranströmer**
Sämtliche Gedichte
Hanser; 19,90 Euro

Poetische Naturbeschreibungen: das Gesamtwerk des 80-jährigen Literaturnobelpreisträgers

18 (–) **Cecelia Ahern**
Ein Moment fürs Leben
W. Krüger; 16,95 Euro

19 (17) **Judith Schalansky**
Der Hals der Giraffe
Suhrkamp; 21,90 Euro

20 (16) **David Safier**
Happy Family
Kindler; 18,95 Euro

Sachbücher

1 (2) **Dirk Müller**
Cashkurs Droemer; 19,99 Euro

2 (1) **Gaby Köster mit Till Hoheneder**
Ein Schnupfen hätte auch gereicht Scherz; 18,95 Euro

3 (3) **Philipp Lahm mit Christian Seiler**
Der feine Unterschied
Kunstmann; 19,90 Euro

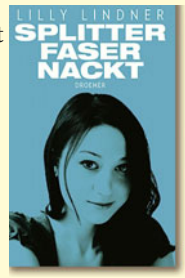
4 (4) **Loriot**
Bitte sagen Sie jetzt nichts … Gespräche Diogenes; 21,90 Euro

5 (6) **Dieter Nuhr**
Der ultimative Ratgeber für alles
Bastei Lübbe; 12,99 Euro

6 (5) **Martin Wehrle**
Ich arbeite in einem Irrenhaus
Econ; 14,99 Euro

7 (15) **Michael Winterhoff**
Lasst Kinder wieder Kinder sein
Gütersloher Verlagshaus; 19,99 Euro

8 (–) **Lilly Lindner**
Splitterfasernackt
Droemer; 16,99 Euro



Selbstentblößung einer als Kind missbrauchten jungen Frau, die später in die Prostitution abdriftet

9 (14) **Edmund de Waal**
Der Hase mit den Bernsteinaugen
Zsolnay; 19,90 Euro

10 (8) **Heribert Schwan** Die Frau an seiner Seite – Leben und Leiden der Hannelore Kohl Heyne; 19,99 Euro

11 (7) **Joachim Fuchsberger**
Altwerden ist nichts für Feiglinge
Gütersloher Verlagshaus; 19,99 Euro

12 (10) **Richard David Precht**
Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? Goldmann; 14,95 Euro

13 (9) **Andreas Altmann**
Das Scheißleben meines Vaters, das Scheißleben meiner Mutter und meine eigene Scheißjugend
Piper; 19,99 Euro

14 (11) **Kevin Dutton**
Gehirnflüsterer dtv; 14,90 Euro

15 (13) **Alice Schwarzer**
Lebenslauf
Kiepenheuer & Witsch; 22,99 Euro

16 (–) **Ulrich Wickert**
Redet Geld, schweigt die Welt
Hoffmann und Campe; 19,99 Euro

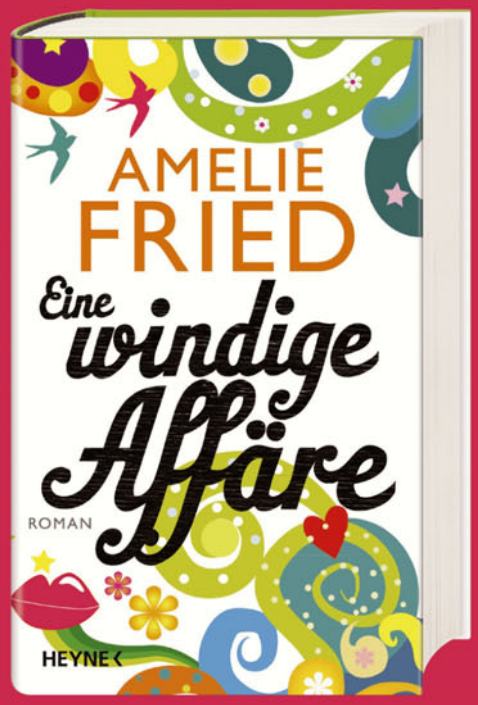
17 (19) **Margot Käßmann**
Sehnsucht nach Leben
adeo; 17,99 Euro

18 (12) **Bill Bryson**
Eine kurze Geschichte der alltäglichen Dinge Goldmann; 24,99 Euro

19 (20) **Eva Illouz**
Warum Liebe weh tut
Suhrkamp; 24,90 Euro

20 (16) **Werner Bartens**
Glücksmedizin
Droemer; 19,99 Euro

Eine starke Frau, ein ungewöhnlicher Auftrag, eine Liebe auf dem Prüfstand



384 Seiten · Gebunden mit Schutzumschlag
€ 19,99 [D] · ISBN 978-3-453-26588-2

Auch als Hörbuch bei Random House Audio

Die 40-jährige Bauingenieurin Katja erhält die Chance ihres Lebens: Sie soll in Litauen einen Windpark bauen. Mit Mut und Leidenschaft widmet sie sich ihrer Aufgabe – während sich zu Hause, bei ihren beiden Kindern und ihrem Ehemann, Überraschungen anbahnen …

Infos zu den Lesungen von Amelie Fried sowie Lese- und Hörprobe unter www.heyne.de

HEYNE

SOZIOLOGIE

Liebeskummer leicht gemacht

Mann und Frau – eine gute Idee? Man weiß nicht recht.
Von Elke Schmitter

Es müsste uns prima gehen. Wir dürfen lieben und heiraten, wen wir wollen, und das immer wieder. Kleinfamilie, Wohngemeinschaft, Patchworkfamilie, offene Zweierbeziehung – für alles gibt es Vermieter und keine moralische Sperrstunde mehr. Wer für die Suche nach der/dem jeweils Richtigen nicht gern aus dem Haus geht, kann es 24 Stunden am Tag kostenlos im Internet probieren. Das Glück in der Liebe sollte berauschend sein.

Die Erfahrung sagt etwas anderes. Die Ratgeberbücher stapeln sich, die therapeutischen Praxen sind voll. Mal mit Humor, mal mit Verzweiflung dreht und wendet die Gesellschaft die Frage am Spieß, warum es so selten klappt mit der Liebe, von der alle träumen: himmelhochjauchzend, idealerweise ein Leben lang.

Aus der ursprünglich christlichen Konstellation – Frau und Mann mit gemeinsamen Kindern am selben Ort – will die Mehrheit der Heteros nicht desertieren; jedenfalls haben andere Formen des familiären Lebens, beispielsweise eine matriarchale Struktur, bisher nicht reüssiert. Es soll unbedingt die große, romantische Liebe sein, plus wirtschaftlicher Lebensgemeinschaft. Familieneinkauf im Supermarkt, im Urlaub alle zusammen, Weihnachten unterm Baum, das ganze Paket. Aber gefühlt klappt es, trotz allen guten Willens, immer seltener.

HANS-CHRISTIAN PLAMBECK / DER SPIEGEL

Autorin Illouz
Gefühle im Kapitalismus

Das ist die Situation, die Eva Illouz beschäftigt. Die Soziologin, deren Lebensthema die „Gefühle in Zeiten des Kapitalismus“ sind, hat sich darüber gewundert, warum trotz größtmöglicher Freiheit die Liebe von vielen, vor allem von vielen Frauen, als leidvoll erfahren wird. „Sex and the City“ sieht sich offenbar lustiger an, als es sich lebt. Das Grundgefühl, das Illouz als Zeiterscheinung analysiert, lautet: alles wahnsinnig kompliziert. Die Frauen auf der Suche nach Mr. Right, die Männer auf der Flucht vor wirklicher Bindung. Herz, Kopf und Körper in stotterndem Funkverkehr. Es stimmt etwas nicht mit der Liebe. Laut Illouz nicht trotz, sondern wegen der Freiheit – in ihrer gegenwärtigen Form.

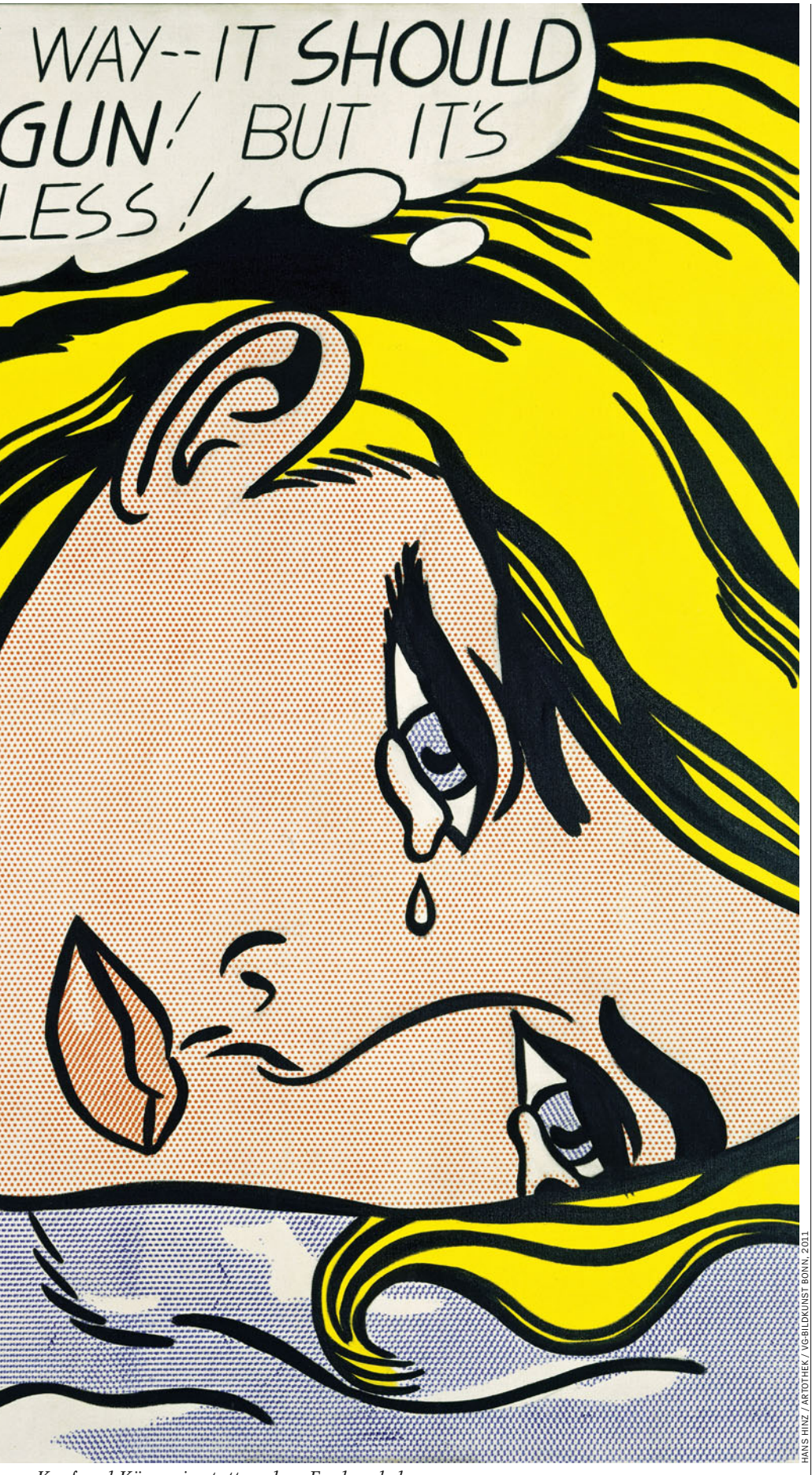
Thesen dieser Art sind immer riskant. Ihr Gegenstand ist schwer messbar, und sie deuten Verhältnisse, in denen sich auch die Beobachterin bewegt. Illouz, 50, in Marokko geboren, studierte in Paris und den USA, lebte in Deutschland und ist derzeit Professorin für Soziologie in Jerusalem. Die Zeit, von der sie schreibt, ist unmittelbar die ihre, so auch das Milieu: die gebildete, äußerungsfreudige Mittelschicht, vorwiegend weiblich, die für die Komplettierung des Lebensglücks eine gelungene Zweierbeziehung einklagt und sich wund scheuert an der Realität.

Die verstehende Soziologie, auch wenn sie mit gletscherhafter Kühle die Phänomene beschreibt, ist niemals exterritorial. Doch wenn es gutgeht, bringt sie einen auf neue Gedanken. Das ist in Illouz' neuem Buch der Fall**.

Ihr erstes Augenmerk gilt der Frage: Wen erwählen wir, und warum? Sie blickt zurück. Ihr Bezugsrahmen ist hier vor allem das 19. Jahrhundert, wie es sich sowohl in Liebesromanen präsentiert – die gute alte Jane Austen darf als Kronzeugin dienen –, als auch in Sittlichkeitslehren und, hin und wieder, Statistik. In rüder Kürze sieht diese Folie folgendermaßen aus: Der Mann, idealerweise so gefühl-

Roy-Lichtenstein-Werk „Hopeless“, 1963*: *Herz,*

* Sprechblasentext, sinngemäß: „So ist es nun mal – es hätte etwas werden können! Aber es ist hoffnungslos!“
** Eva Illouz: „Warum Liebe weh tut“. Aus dem Englischen von Michael Adrian. Suhrkamp Verlag, Berlin; 468 Seiten; 24,90 Euro.



HANS HINZ / ARTOTHEK / VG BILDKUNST BONN, 2011

Kopf und Körper in stotterndem Funkverkehr

voll wie verantwortungsbewusst, wirbt um eine Frau, die sich sittsam und vorsichtig verhält. Die beiderseitige Prüfung findet unter Beteiligung und Beobachtung der Familien und der Gesellschaft statt; für das Gelingen gelten als entscheidend: Vereinbarkeit der sozialen und ökonomischen Positionen, Sympathie und guter Wille auf beiden Seiten. Schönheit wird gewürdigt, liegt aber durchaus im Auge des Betrachters und schließt den schönen Charakter ein. Ein gebrochenes Eheversprechen ruiniert den Ruf und erschwert die nächste Werbung erheblich. Das Selbstwertgefühl der Beteiligten beruht auf dem Bewusstsein eines guten Charakters und auf sozial anerkanntem Benehmen. Die Psyche, wie wir sie definieren – ein Ensemble von Erfahrungen und Motiven, die dem Willen und dem Bewusstsein teilweise entzogen sind –, spielt eigentlich keine Rolle. Die uns geläufige sorgsame Unterscheidung zwischen der Psyche, dem Inneren der Person, und der sozialen Außenhaut, nämlich Verhalten und Status, existiert noch nicht.

Wie sieht es heute aus?

Heute werben Frauen wie Männer. Sie tun das auf eigene Faust, als Individuen, die einen Partner suchen, der ideal passen soll. Die Passung aber ist wiederum eine ganz persönliche Sache, wobei die romantische Betonung auf dem „Inneren“ liegt: Frauen wollen zum Beispiel verstanden werden, Männer suchen ein begehrenswertes Weib, das nicht ständig alles bereden will. Asymmetrien wie diese sind umso schwerer verhandelbar, als wir Menschen des 21. Jahrhunderts unsere Psyche mit unseren Wünschen identifizieren. Und die gelten nachgerade als heilig, denn die sagen Wesentliches über uns und unsere wahren Bedürfnisse aus. Wer dürfte sich gegen seine Wünsche – und damit sein mögliches Glück – vergehen!

Vermögen, soziale Vereinbarkeit der Familien und andere Äußerlichkeiten sollen die wahre Liebe nicht stören, denn Ehe- und Familienstand durften aufgrund des allgemeinen Wohlstands zur absoluten Privatsache werden. Was im Umkehrschluss heißt: Die soziale Umgebung übernimmt keine Verantwortung für die Suche, kontrolliert nicht die Wahl und hilft deshalb kaum, unerwünschte Folgen zu tragen. Eher stützen Freunde und Familie das Individuum bei dem Versuch, nach einem Scheitern die nächste, diesmal bestimmt wahre Liebe zu suchen.

Kompliziert ist diese Suche aus mehreren Gründen: Zum einen hat sich die Zahl der möglichen Partner vervielfacht, weil Rasse, Klasse, gemeinsames soziales Netz keine normativen Einschränkungen mehr sind. Zum anderen ist mit dem, was Illouz „Sexyness“ nennt, ein Faktor hinzugekommen, der vor allem für Frauen den Markt liberalisiert. Wer wenig gebildet

Eine Region im Umbruch

Gebunden | 320 S. m. Abb. | € 19,99 [D] | ISBN 978-3-421-04543-0 | Auch als **ebook** erhältlich.

Nach Jahrhunderten der Unterdrückung wagen die arabischen Völker die Selbstbefreiung, fordern Demokratie und soziale Gerechtigkeit. Aber wie kam es, dass der Nahe Osten und Nordafrika so lange in Perspektivlosigkeit verharrten? Gemeinsam mit renommierten Experten blicken SPIEGEL-Autoren auf die bewegte Geschichte der arabischen Welt und die aktuellen Ereignisse. Ein spannendes Porträt dieser Region im Umbruch.

Erhältlich im Buchhandel und bei www.spiegel.de/shop

SPIEGEL BUCHVERLAG

DVA
www.dva.de

und arm ist, aber immerhin schöne Beine hat und einen guten Friseur, ist aussichtsreicher als je zuvor, zumindest vorläufig im Beziehungshafen anzudocken.

Die Sexyness ist ein Faktor, bei dem viel Moderne zusammenkommt. Da ist zuerst die Psychoanalyse zu nennen, die uns gelehrt hat, das erotische Begehren ernst und wichtig zu nehmen und, in seiner Prägung, auch als persönliches Schicksal. Da ist es im Zuge der sexuellen Aufklärung zweitens ganz selbstverständlich geworden, ein aktives Sexualleben als einen essentiellen Teil der gesunden Psyche, also Persönlichkeit zu betrachten. Da stoßen schließlich die Mode- und Kosmetikindustrie, die Film- und Fernsehwirtschaft in diverse Hörner zu einer Fanfare: Sei attraktiv, mach was aus dir!

Und zu guter Letzt wird, in der Bilderflut, durch die wir waten, das erotische Idealbild immer präziser, mithin enger gezeichnet. Die viktorianische Dichterin Elizabeth Barrett Browning, deren Liebesgeschichte mit Robert Browning als Inbegriff der Romantik fungierte, wäre heute – körperbehindert und im fortgeschrittenen Alter von 39 – nicht nur äußerst schwer vermittelbar, sondern schon in ihrem Selbstbewusstsein gehandicapt.

Denn die Komponenten, aus denen sich das Selbstwertgefühl bildet, haben sich ebenso radikal gewandelt. Illouz sieht hier die populäre Psychologie machtvoll am Werk: Sie habe uns beigebracht, das Selbst weniger als ein Ensemble aus Überzeugungen und Handlungen zu verstehen, sondern eher als Schauplatz von Erfahrungen, Bedürfnissen und Wünschen. Nicht der Charakter also macht das Selbst aus, sondern eine Seele, die gedeutet, therapeutisch behandelt, gepflegt und bearbeitet werden will. Wie die Beziehungen selbst.

Denn wer unglücklich ist, wer verlassen wurde, wer seinen Partner falsch eingeschätzt hat, gilt heutzutage nicht mehr als sittliches Opfer, sondern als ein unreifes Wesen, das sich noch nicht richtig verstanden hat und den falschen Motiven folgt. Freunde und Freundinnen, Therapeuten und Ratgeberbücher stehen bereit, dem Unglück zu lauschen und es zu besprechen, die Fehler zu deuten und aus dem klassischen Drama namens Liebeskummer einen Beziehungsunfall zu machen, der sich künftig vermeiden lässt. Wenn man nämlich noch mehr über sich weiß und damit noch genauer bestimmen kann, wer wirklich zu einem passt!

Nicht nur aufgrund wachsenden Wohlstands und gelungener Emanzipation also, sondern auch wegen des Aufstiegs der Psychologie von einer Nebenwissenschaft zur hermeneutischen Allzweckwaffe hat die romantische Trias aus Offenbarung, Tradition und Intuition ausgedient: Der in Bann schlagende Blick, die familiär angebahnte Ehe, die zufällige, aber bedeut-

ROLAND MAGUNIA / DAPD / DDP IMAGES

Speeddating-Veranstaltung in Hamburg 2008: *Alles wahnsinnig kompliziert*

same Begegnung sind weitgehend abgelöst durch erotische Anziehung und rasternde Vorsicht. Wer heute am Computer mögliche Partner vergleicht, verfährt wie ein Konsument, der zwischen 20 Telefontarifen wählt: Egal, wofür man sich entscheidet, das bange Gefühl verlässt einen nicht, dass man das beste Angebot verpasst haben könnte. Vielleicht wäre der Lehrer aus Halberstadt, mit zwei Kindern aus erster Ehe, doch sensibler als der erfolgreiche Ingenieur?

Und wie ist es mit dem biologischen Ungleichgewicht? Die Frau ab 30 steht unter Zeitdruck, der Mann keineswegs. Selbst wenn er nur im Bett liegt und hustet, kann er immer noch zeugen.

Aus dieser Asymmetrie, führt Illouz aus, resultiert eine weitere. Der Mann kann es sich leisten, seine erotischen Wünsche und sein Bedürfnis nach Bindung langfristig voneinander zu trennen. Seine Unsicherheit, ob nicht noch etwas Besseres möglich ist, kann sich in immer neue Beziehungen transformieren – zumal er keine Verantwortung trägt für das Schicksal der Ex, die zwei Jahre lang mit ihm zusammengewohnt hat, bevor man sich wieder trennt. Deren Zeit aber wird knapp, weshalb sie den Nächsten gern festnageln würde, was sie aber nicht darf – weil sie weiß, dass es ihn in die Flucht schlägt, und weil moralische Erpressung mit ihrem Selbstbewusstsein als moderne, unabhängige Frau so gar nicht d'accord gehen will.

Was macht sie also, die Mittdreißigerin? Sie passt genau auf, ob die Beziehung auch klappt. Durch eine Art psychologischen Dauercheck, der fortwährend Chancen und Praxis, Gefühle und Worte analysiert. Und der ihre Realität abgleicht mit all den Filmen, Romanen und psychologischen Mustern, die unsere Vorstellung von der Liebe ausmachen. Sehr wahrscheinlich wird sie enttäuscht. Verunsichert ist sie sowieso.

Weil die Liebe kein Schicksal mehr ist, sondern Ergebnis der Selbstoptimierung, fehlt es ihr mit jedem Scheitern auch zunehmend an Selbstwertgefühl. Das wird eine prima Beziehung.

Liebe tat immer weh, wenn sie sich nicht erfüllte. Doch ist der heutige Schmerz, wie Illouz' Analyse zeigt, nicht zufällig so, wie er vielen erscheint: als eine trübe Mischung aus Desillusionierung und Suche in Permanenz und als eine Erfahrung von Scheitern, die nicht nur das Herz, sondern auch das Gefühl von Selbstwert trifft. Die große Verzauberung, nach der wir suchen, verhindern wir zugleich durch Kontrolle und Selbstbeobachtung und durch Kalkül, um Schmerz zu vermeiden.

Illouz' Buch ist ein Beispiel dafür, was die verstehende Soziologie leisten kann: den Anzug wenden, in dem wir durch die Welt laufen. Das Innere von außen sehen und das Private gesellschaftlich. So dass wir vielleicht die spröde Gnade erfahren, unser persönliches Schicksal auch als ein soziales und historisches zu sehen.

Womit wie nebenbei auch der Beweis erbracht wäre, dass nicht nur Gefühle, sondern auch Gedanken aus der Einsamkeit retten. ◆

* Stich aus dem 19. Jahrhundert.

ULLSTEIN BILD

Schriftstellerin Austen*
Kronzeugin für Sittlichkeitslehren

VORSICHT FITZEK!
Der Thriller-Star eröffnet die Jagdsaison. Vielleicht kommen Sie mit dem Lesen davon?
SEBASTIAN FITZEK
Der Augenjäger
PSYCHOTHRILLER
DROEMER
432 Seiten | € [D] 19,99
©FinePic®, München | Helmut Henkensiefken
So liest man heute
VERLAGSGRUPPE
Droemer Knaur*

Heldengedenken

Kritik: *Ein Film und ein Buch erinnern an Thomas Brasch, den Dichter, der aus der DDR in den Westen ging und auch da nicht heimisch wurde.*

Der junge Thomas Brasch sagte, als er 1976 aus der DDR in die Bundesrepublik kam: „Hier werde ich nicht alt.“ Was, jedenfalls retrospektiv, wie Vorhaben und Vorahnung zugleich wirkt, ist wahr geworden: Am 3. November jährt sich der Todestag des deutschen Dichters zum zehnten Mal; er starb mit 56 Jahren wohl an den Folgen einer missglückten Herzoperation, die wiederum Folge eines Zusammenbruchs war, den Drogen und das Leben selbst herbeigeführt hatten.

Wer lebt, schadet sich; wer nicht lebt, aber auch: Brasch hatte beides getan. Vor allem nach der Wiedervereinigung nahm das Nicht-Leben des Ex-Dissidenten zu; er fand keinen Ort mehr im neuen Deutschland, wechselte ruhelos zwischen Wohnungen, Projekten und Beziehungen, übte sich im Vergessenwerden und begehrte dagegen auf.

Am Schluss fand man in der großen, verwahrlosten Wohnung am Berliner Schiffbauerdamm, seit vielen Jahren die Basisstation der Verelendung, fast 14 000 Manuskriptseiten für ein Romanprojekt. Braschs Verleger Siegfried Unseld hatte, möglicherweise ohne Braschs Zustimmung, zwei Jahre zuvor aus dem Konvolut von Papieren das 100-Seiten-Bändchen „Mädchenmörder Brunke“ publiziert, das von Kritik und Publikum schnell als missraten verabschiedet wurde. Sein letztes Theaterstück, „Eine Märchenkomödie aus Berlin“, blieb unvollendet.

Jetzt erinnern ein Roman und ein Film an die große, unvollendete Hoffnung namens Thomas Brasch; beides sind Projekte von Wegbegleitern. Christoph Rüter, Dramaturg und Filmemacher, hat aus dem Material vieler Jahre den Dokumentarfilm „Brasch – Das Wünschen und das Fürchten“ geschnitten; der Theaterautor Klaus Pohl erzählt in „Die Kinder der Preußischen Wüste“ die Geschichte einer Freundschaft, aus der ein Auftrag resultiert. „Du kannst mich behalten“, sagt die Brasch-Figur am Anfang und am Ende des Romans zu ihrem Freund Louis, dem Alter Ego des Autors Pohl: „Mach aus mir, was du willst.“ Sicherlich ist ein Problem dieses Buchs, dass Pohl genau das vermieden hat.

In beiden Fällen, im Buch wie im Film, handelt es sich um Heldenverehrung in nicht unsympathischer Form. Nur mit Kunst hat das nichts zu tun.

H. SCHÜTZ

Schriftsteller Brasch 1980

Brasch wurde 1977 schlagartig bekannt: „Vor den Vätern sterben die Söhne“, sein noch immer bekanntestes Buch, zeigte in Prosa-Miniaturen den Alltag der DDR aus der Perspektive verzweifelter Loyalität. Hier wollte einer den Sozialismus, aber lebendig, anarchisch, human. „Alles anders machen“, schreit seine Hauptfigur, einer wie er, „ohne Fabriken, ohne Autos, ohne Zensuren, ohne Stechuhren. Ohne Angst. Ohne Polizei.“

Der Sohn eines hohen Kulturfunktionärs, der Spross einer deutsch-jüdischen Familie, die im besseren, antifaschistischen deutschen Staat nützlich, zu Hause und bedeutend sein wollte, rieb sich an den Verhältnissen auf. An den alten Genossen, die das Pathos der Vergangenheit auf ihrer Seite hatten, an den ordnungsliebenden Spießern, an den selbstgewissen Erziehern.

In der stärksten Passage seines Romans erzählt Pohl eindrucksvoll von der Zeit, die Thomas Brasch zwischen 11 und 15 Jahren in der Kadettenschule der Nationalen Volksarmee in Naumburg an der Saale verbrachte, einer Kinder- und Jugendhölle der real sozialistischen Art. „Alles war in nasse Kälte getaucht.“

Hier war das Lebensthema, das blieb: das Aufbegehren des Einzelnen, die totale Vereinsamung, die schwarze Pädagogik der Stalinisten und ihrer Brüder im Geiste und in der Bürokratie.

Die sphinxhafte Pose à la Brecht und Müller stand Brasch nicht zu Gebote, die freundliche Zähigkeit einer Christa Wolf ebenfalls nicht, erst recht nicht die Rettung in die Welt, wie sie Katja Lange-Müller gelang. Er war zu temperamentvoll, zu sehr Rebell und zu sehr mit seinen Traumata beschäftigt. Und an das Dissidentenschicksal geknüpft wie an einen Pflock: immer im Kreis herum, bis zur Erschöpfung.

Das ist großer, tragischer deutscher Stoff, wenn man ihn erzählen kann. Bei Rüters Film immerhin wohnen wir einer Selbstdarstellung bei, die das Charisma des müden Helden ahnen lässt; man sieht einen Mann, der sich Mitleid verbittet, der scharf denkt und gut spricht, während er sich in seiner Höhle aus Melancholie und Gedächtnis vergräbt.

Bei Pohl allerdings köpfen wir jedes Frühstücksei mit seinen Helden, und das ist dann doch zu viel Illustriertenroman – zumal wir uns nicht am Mittelmeer bewegen, sondern im trostlos schwarzweißen Berlin.

Irgendwann ist es der Wodkaflaschen, der leichten Mädchen, der dröhnenden Dichter zu viel. Vielleicht müssen noch einmal zehn Jahre vergehen, bis es eine Erinnerung an Thomas Brasch gibt, die auf den Knien des Herzens entsteht, aber nicht auf dem Rücken der Literatur.

ELKE SCHMITTER

„Brasch – Das Wünschen und das Fürchten“. Dokumentarfilm von Christoph Rüter. Kinostart: 3. November.
Klaus Pohl: „Die Kinder der Preußischen Wüste“. Roman. Arche Verlag, Hamburg; 496 Seiten; 24,90 Euro.

IN MAROKKO HERRSCHEN DAS GANZE JAHR ÜBER -5°.

Entdecken Sie ein anderes Marokko, das Marokko von heute, das industrielle Marokko.

Als Partner Ihres Erfolges, ist Marokko bereit für Sie und will Sie an seiner wirtschaftlichen, industriellen und technologischen Dynamik teilhaben lassen. In Marokko wird Wettbewerbsfähigkeit dauerhaft großgeschrieben. Für Ihr Unternehmen bietet das Land erleichterte Investitionsbedingungen, spezifische Infrastrukturen und umfassend qualifiziertes Personal für Ihre Branche. Marokko bietet Ihrem Unternehmen eine optimale geografische Lage in unmittelbarer Nähe zu Ihren Kunden in Europa. Durch zahlreiche Freihandelsabkommen und effiziente Logistik erreichen Ihre Produkte leicht und schnell globale Märkte.

investinmorocco.ma **00 212 537 21 30 30**

MAROKKO IST BEREIT FÜR SIE.

**Marokko: Ihr Partner für eine erfolgreiche Investition*

Invest in Morocco
Sharing Success

MAROKKANISCHE AGENTUR FÜR INVESTITIONSENTWICKLUNG

DAS
PROMI
SPECIAL
MEIN
MANN
KANN
FREITAGS 4.+18.NOV 20:15
SAT.1

Virtuelle Bahnfahrt
Auf Schienen fährt die Streetview-Kamera des Google-Konzerns eine Strecke der Rhätischen Bahn in der Schweiz ab.

ANDY METTLER / SWISS-IMAGE

MEDIZIN

„Unveränderte Sterblichkeit“

AMIN AKHTAR

Der Gesundheitsökonom Andrew Farlow, 46, von der Oxford University über einen angeblich sensationellen neuen Malaria-Impfstoff

SPIEGEL: Das Vakzin wurde als Durchbruch gefeiert. Zu Recht?
Farlow: Ich habe mich gewundert über die Schlagzeilen. Wer sich die Daten genau anschaut, der kann darin keinen Grund für Euphorie erkennen.
SPIEGEL: Wie wirksam ist denn der Impfstoff mit der Bezeichnung RTS,S?
Farlow: Er scheint die schwere Malaria um rund ein Drittel zu reduzieren. Die Sterblichkeit blieb unverändert. Dabei fordert die Malaria-Impfinitiative selbst, dass ein Vakzin Erkrankungen und Sterblichkeit um 50 Prozent reduziert. Der neue Stoff löst das nicht ein.
SPIEGEL: Hat das Mittel Nebenwirkungen?
Farlow: Ein wohl erhöhtes Auftreten von Hirnhautentzündungen und Krämpfen war zu beobachten. Das muss sorgfältig untersucht werden.
SPIEGEL: Ist die Bill & Melinda Gates Foundation also zu früh an die Öffentlichkeit gegangen?
Farlow: Es wäre sinnvoll gewesen, vor öffentlichen Aussagen die Wirksamkeit genauer abzuklären. Dann muss entschieden werden, ob weitere Forschungsgelder sinnvoll angelegt sind. Das große Aufsehen jetzt könnte diese Entscheidung beeinflussen. Außerdem muss ein potentieller Impfstoff, der nur teilweise wirkt, mit anderen Methoden, etwa Moskitonetzen, kombiniert werden.
SPIEGEL: Ein Vakzin würde diese Mittel nicht überflüssig machen?
Farlow: Auf keinen Fall. Die Weltgesundheitsorganisation hat unlängst einen deutlichen Rückgang der Malaria-Sterblichkeit vermeldet, was darauf hindeutet, dass auch die konventionellen Methoden einen gewissen Erfolg haben. Schnellerer Zugang zu medizinischer Behandlung, etwa durch Mobiltelefone, und bessere Malaria-Medikamente haben einen ebenso positiven Effekt.

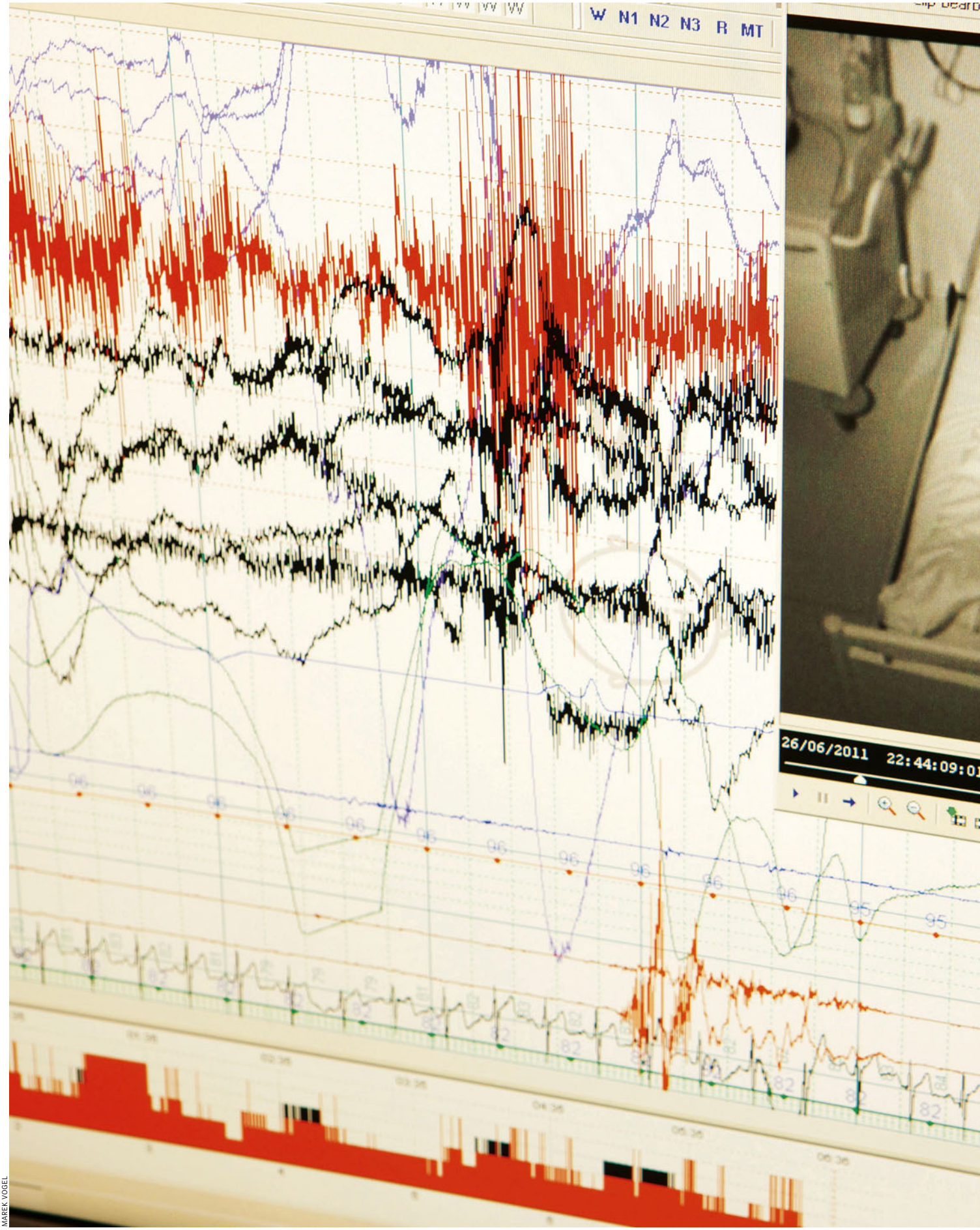
OLIVER MECKES / EYE OF SCIENCE / AGENTUR FOCUS

Malaria übertragende Mücke

ANATOMIE

Keine Frage der Länge

Angeblich kommt es bei der Anatomie des männlichen Geschlechtsorgans nicht auf dessen Länge an, sagen Frauen. Doch nicht nur Männer misstrauen dieser oft gehörten Beteuerung. Auch die französische Nationalakademie für Chirurgie wollte es genauer wissen. Sie ließ ihre Mitglieder Penislängen ermitteln, um daraus einen Mittelwert aller Franzosen zu errechnen. 9 bis 9,5 Zentimeter misst demnach das französische Durchschnittsorgan im Ruhe-, 12,8 bis 14,5 Zentimeter im Aktivitätszustand. Der Umfang wird in der aufklärerischen Arbeit mit 8,5 bis 9 Zentimetern respektive 10 bis 10,5 Zentimetern angegeben. Ziel der Akademie ist es nach eigenem Bekunden, den Franzosen etwaige Minderwertigkeitskomplexe zu nehmen. „Das Gefühl, einen nicht ausreichend langen Penis zu haben, kann die Quelle von Angst und psychischen Leiden sein“, heißt es zur Erläuterung der Erhebung. Zugleich warnen die Chirurgen vor einer operativen Verlängerung, die Erektionsprobleme verursachen könne und keinen großen Effekt erziele.



MAREK VOGEL

Der Nachtkampf

Die Deutschen sind ruhelos. Jeder zweite klagt über nächtliche Probleme, jeder siebte hat schon Schlaftabletten geschluckt. Mediziner ergründen, warum Schlaflosigkeit krank macht – und wie sich die innere Uhr mit hektischen Zeiten versöhnen lässt.

Alles begann wie bei Abermillionen gestresster Menschen. Der italienische Bauingenieur wälzte sich nachts schwitzend im Bett. Nur noch selten gelang es ihm, Schlaf zu finden. Tagsüber tappte er wie in einer Nebelwolke umher. Manchmal zog er sich nachmittags in sein Büro zurück und sank in einen komaähnlichen Tiefschlaf.

Drei Monate später war es auch damit vorbei: Selbst tagsüber fand der Patient nun keine Erholung mehr. Er magerte ab, so viel er auch essen mochte. Sein Blutdruck stieg, sein Herz pochte unregelmäßig, er schwitzte unkontrollierbar. Oft verlor er sich in wirren Tagträumen.

Ratlos suchten die Ärzte nach einem Ursprung seines Leidens. „Schizophren“, meinte der eine. „Dement“, diagnostizierte ein anderer. Oder handelte es sich um eine schwere Depression?

Am Ende geriet der Mann in einen Zustand, den es der medizinischen Lehre zufolge nicht hätte geben dürfen: Er dämmerte in monatelanger, absoluter Schlaflosigkeit dahin.

Zwar weiß die Wissenschaft noch immer verblüffend wenig über den Schlaf, diesen seltsamen Urzustand, in dem der Mensch fast ein Drittel seines Lebens zubringt. Eines aber scheint sicher: Wie alle Säugetiere und Vögel müssen auch Menschen schlafen. Selbst die Unruhigsten und Angespanntesten, die glauben, kein Auge zutun zu können, nicken früher oder später ein – spätestens nach ein paar durchwachten Nächten.

Wie konnte es sein, dass der italienische Patient diesem Naturgesetz trotzte? Und wie lange würde er es in diesem Zustand aushalten können? Monatelang wachte der Mann, von Forschern rund um die Uhr überwacht, bis er schließlich, vollständig zermürbt, in der Universitätsklinik von Bologna starb.

Was dieser Weltrekordler des Nichtschlafens durchmachte, war die extremste Form eines weltweit grassierenden Leidens. Auch die Deutschen sind ruhelos: Die Zahl der Gestressten, Getriebenen und Überreizten, die zunächst schlaflos werden, dann verzweifelt und schließlich krank, nimmt stetig zu. Fast jeder Zweite klagt über Probleme mit dem Schlaf, jeder Siebte hat schon Schlaftabletten geschluckt, jeder Zehnte leidet an einer krankhaften Schlafstörung. Selbst Kinder sind betroffen: Studien bescheinigen 20 Prozent der deutschen Schulkinder Schlafprobleme. Obwohl die Nachtruhe so lebenswichtig ist wie Essen und Trinken, haben die Menschen zu dieser wichtigsten Form von Entspannung ein zunehmend verkrampftes Verhältnis.

Um dennoch Ruhe zu finden, greifen Millionen Deutsche zu potentiell gefährlichen Mitteln: Der Konsum der meistverkauften Schlaftablette hat sich binnen zwei Jahrzehnten verfünffacht.

Wie wirkt sich die kollektive Übernächtigung auf die Gesundheit aus, auf Beziehungen, auf Leistungsfähigkeit, Kreativität, Lebensfreude? Auf diese Frage hat der Regensburger Psychologe Jürgen Zulley, einer der bekanntesten Schlafforscher Deutschlands, eine ebenso lapidare wie erschreckende Antwort: „Zu wenig Schlaf macht dick, dumm und krank.“

Wohl jeder kennt es aus eigener Erfahrung: Wer schlecht geschlafen hat, neigt zu Gereiztheit, trübseliger Stimmung und Konzentrationsschwäche. Man wird nicht nur zerstreut und vergesslich, sondern auch phantasielos. Dass die Folgen noch weitreichender sind, zeigen epidemiologische Studien: Schlafstörungen begünstigen die Ausbreitung von Volksleiden wie Herz-Kreislauf-Störungen, Fettleibigkeit, Diabetes, Burnout und Depression.

Deshalb ist schlechter Schlaf nicht nur ein Martyrium für die Betroffenen, sondern auch ein wirtschaftliches Problem: Er führt zu explodierenden Gesundheitskosten, mindert die Produktivität und erhöht das Risiko von Verkehrsunfällen und menschlichem Versagen in Operationsräumen, Cockpits, Chemiefabriken oder Atomkraftwerken. Der Schlafforscher James Maas von der Cornell University in Ithaca, New York, hat errechnet, dass übermüdete Angestellte in den USA jährlich Unfälle und Produktionsausfälle von

Patient M. beim Schlaf-Test
„Ich lag stundenlang wach und grübelte“

STEFAN BONESS / IPON

Ruhende Merkel während der Bundestagsdebatte zum Euro-Rettungsfonds: *Rasantes Leben, getaktet von früh bis spät*

150 Milliarden Dollar verursachen. Das Berliner Robert-Koch-Institut schätzt, dass bei 24 Prozent aller schweren Autounfälle das Einnicken am Steuer der Grund sei.

Und die abgekämpften Gesichter nach dem Brüssler Verhandlungsmarathon in der Nacht zum vergangenen Donnerstag offenbarten, wie sehr Übermüdung auch im Politikgeschäft eine Rolle spielt.

Eine Ursache des nächtlichen Elends sieht Psychologe Zulley darin, dass allzu viele ein fundamentales Gesetz der menschlichen Natur missachteten: Tag bedeutet Aktivität, Nacht dagegen Ruhe. So signalisiert es die innere Uhr des Körpers. Wie die Erde und alle irdischen Lebewesen funktioniert auch der Mensch nach einem recht starren Zeitplan: Unkorrigiert meist auf rund 25 Stunden eingestellt, passt er sich durch die Wahrnehmung von Licht und Dunkel an den 24-Stunden-Rhythmus des Planeten Erde an.

Die Körperzellen folgen dabei dem Takt, den zwei erbsengroße Knubbel über dem Sehnerv vorgeben. Diese suprachiasmatischen Kerne sind eine Art biologischer Schrittmacher: In ihren rund 20 000 Nervenzellen befinden sich Uhren-Gene, die sich über einen internen Rückkopplungsmechanismus zu bestimmten Zeiten ein- und ausschalten. Dadurch schwankt die Konzentration der Proteine, die von diesen Genen codiert werden. Diese Proteine wiederum steuern die Aktivität anderer Gene, die eine Vielzahl physiologischer Funktionen beeinflussen – und zwar auch dann, wenn äußere Zeitgeber fehlen.

Deshalb leidet an Jetlag, wer durch die Zeitzonen fliegt: Die innere Uhr läuft zunächst weiter und passt sich erst allmählich dem verschobenen Wechsel von Hell und Dunkel an.

Die innere Uhr bewirkt auch, dass die Körpertemperatur im Tagesverlauf um bis zu 0,7 Grad schwankt; dass der Mensch morgens schmerzempfindlichere Zähne hat als am Nachmittag; dass Fingernägel und Haare vor allem in der ersten Nachthälfte wachsen; und dass die Stimmung in der zweiten Nachthälfte auf einen Tiefpunkt sinkt. „Wir alle bekommen nachts gegen drei Uhr unsere mehr oder weniger kleine Depression“, sagt Zulley, „das allein spricht dafür, dass wir in dieser Zeit lieber schlafen sollten.“

Auch der Schlaf ist in Phasen gegliedert: das Einschlafen, den Leichtschlaf, den Tiefschlaf, gekennzeichnet durch langsame Gehirnströme mit großen Ausschlägen, und den Traumschlaf, auch REM-Schlaf genannt, in dem sich die Augen schnell hin und her bewegen („rapid eye movement“). In dieser Phase ist die Muskulatur gelähmt, was verhindert, dass Träume mit unbewussten Bewegungen ausgelebt werden. In der ersten Hälfte der Nacht überwiegt normalerweise der Tief-, in der zweiten der Traumschlaf.

Wie schwer sich die innere Uhr verstellen lässt, zeigen epidemiologische Studien: Bis zu 90 Prozent aller Schichtarbeiter leiden bis ins Rentenalter an chronischen Schlafstörungen. Und

Schlafgewohnheiten im europäischen Vergleich

Quelle: Prof. Dr. Jürgen Zulley, „Mein Buch vom guten Schlaf“, 2010

	Schlafdauer im Durchschnitt	Aufstehzeit	Anteil der Bevölkerung, der … … tagsüber müde ist	… mittags schläft
Deutschland	7,08 Std.	6.23 Uhr	24,7 %	21,8 %
Großbritannien	6,50 Std.	6.53 Uhr	25,2 %	14,7 %
Italien	7,05 Std.	6.56 Uhr	7,3 %	16,4 %
Portugal	7,13 Std.	7.23 Uhr	7,9 %	9,1 %
Spanien	7,25 Std.	7.36 Uhr	3,5 %	7,9 %

DER SPIEGEL

ERICH LESSING / AKG

Ruhende Venus (Gemälde von Giorgione um 1510): *Segensreiche Wirkung des Schlummers*

sie haben häufiger Magen-Darm-Beschwerden, Diabetes und Herz-Kreislauf-Probleme. Über 20 Prozent der Erwerbstätigen in Deutschland arbeiten heute außerhalb der normalen Arbeitszeiten. Gewiss, oft bedeutet das mehr Flexibilität und Freiheit – aber zu welchem Preis?

In der modernen Welt, vernetzt über Zeitzonen hinweg und in der Nacht erhellt von elektrischem Licht, verlernen es Menschen, auf ihre innere Uhr zu achten. Sie setzen sich unter Zeitdruck, takten ihr so rasantes und effizientes Leben durch von früh bis spät. Sie werden ungeduldig in Warteschlangen, in Wartezimmern, im Stau. Sie hetzen durch die Tage und sind natürlich stets erreichbar – zu jeder Tages- und Nachtzeit.

Ihre elektronischen Werk- und Spielzeuge – Smartphones, iPads, Laptops – tragen die modernen Menschen am liebsten immer mit sich, bis ins Schlafzimmer. Denn irgendwo auf der globalisierten Welt passiert ja immer etwas. Auch nachts lassen sich Bankgeschäfte erledigen, Reisen buchen, Nachrichten und Börsenkurse verfolgen. Wer nicht schläft, kann spielen, shoppen, chatten, bloggen, skypen oder twittern. So sind immer mehr Menschen rund um die Uhr online und chronisch überreizt – und wundern sich, wenn sie nicht mehr abschalten können.

Was mit jenen geschieht, deren innere Uhr verrücktspielt, erlebt der Psychologe Zulley mehrmals im Jahr in seiner Schlafschule. So nennt Zulley, bekannt durch Fernsehauftritte und Ratgeberbücher, die Kurse für von Schlaflosigkeit Gequälte, die er seit rund zehn Jahren im baden-württembergischen Bad Mergentheim gibt. In Scharen strömen sie zu ihm: Manager, Nachtschwestern, Büroangestellte, Rentner und 16-jährige Schülerinnen mitsamt ihren besorgten Müttern.

Um ein Wochenende lang abzuschalten, pilgern sie ins Kurhaus König – einen weißen Sechziger-Jahre-Klotz, gebaut auf einem grünen Hügel. Vögel zwitschern, ansonsten ist es recht still. Obwohl viele der Gäste ergraut sind, geht es zu wie in einer Jugendherberge: Das Abendessen wird von sechs bis halb acht serviert. Ab 23 Uhr ist die Haustür geschlossen. Im Zimmer ein Moment der Panik: Es gibt kein Internet.

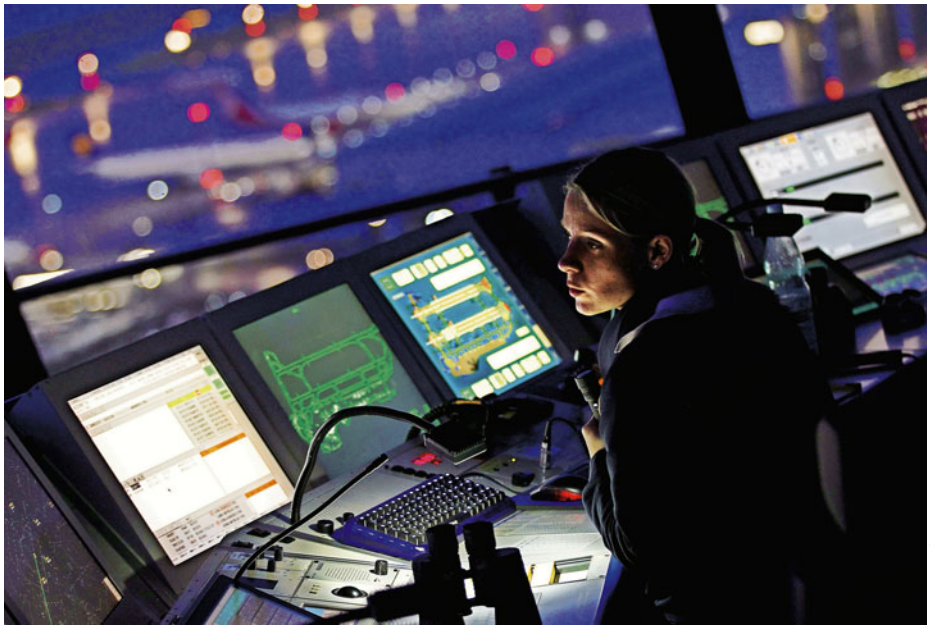
An diesem Freitagnachmittag sitzen in einem Konferenzraum im Untergeschoss ein halbes Dutzend erwachsene Schlafschüler an hufeisenförmig angeordneten Bänken und warten auf ihren Lehrer. Sie beäugen sich vorsichtig; sie wissen nichts voneinander – außer, dass sie alle das gleiche Leiden plagt.

Am Rand sitzt ein Mann in Schwarz, etwa Mitte vierzig, mit dunklem Haar, Dreitagebart und dunkel umschatteten Augen. Rechts von ihm: eine zarte Japanerin, ein hochaufgeschossener Jüngling mit blondem Kraushaar, ein älterer Herr mit einem runden, rosigen Gesicht und eine ältere Dame, ebenfalls rundlich und sorgfältig frisiert. Als Letzte nimmt ganz außen eine große Blondine Platz und lächelt schüchtern in die Runde.

Zulley betritt den Raum und beginnt gleich mit ein paar ermutigenden Zahlen: Über hundert Schlafkurse habe er inzwischen durchgeführt, sagt er, und 80 Prozent der Teilnehmer hätten hinterher angegeben, dass sie nun besser schliefen. Der Schlaflehrer spricht langsam und deutlich; seine blauen Augen mit den leicht hängenden Lidern blinzeln freundlich hinter der Brille hervor. Er hat eine hohe Gelehrtenstirn und ein ironisches Lächeln. Die Schüler hängen schon jetzt an seinen Lippen.

Noch ein paar Zahlen, zur Einordnung: Der durchschnittliche Deutsche, doziert Zulley, braucht zum Einschlafen 15 Minuten. Er schläft von 23.15 bis 6.23 Uhr – 7 Stunden und 8 Minuten lang. Verglichen mit anderen Europäern ist er ein Frühaufsteher und der Rekordhalter im Mittagschlafen. Trotzdem plagt ihn tagsüber die Müdigkeit. Noch schläfriger fühlen sich nur die Engländer (siehe Grafik Seite 132).

„Was wäre denn Ihr persönlicher Wunsch, den Schlaf betreffend?“, fragt Zulley. „Einschlafen können“, antwortet der ältere Herr und seufzt geräuschvoll. „Wenigstens mal ein paar Stunden durchschlafen“, ergänzt die blonde Frau, und



OLIVER BERG / DPA

PHILIPP GUELLAND / DDP IMAGES / DAPD

Schichtarbeiter in Flugsicherung, Autoindustrie: *Die innere Uhr lässt sich schwer verstellen*

die anderen nicken, sehnsüchtig. Zulley nickt auch, dann fragt er: „Was denken Sie, wie oft ein normaler Schläfer in der Nacht aufwacht?“ Dreimal? Fünfmal? Zulley wartet, er genießt solche Momente. „28-mal“, verkündet er strahlend, „nur dass er das Erwachen fast immer sofort wieder vergisst.“ Im Laufe des Wochenendes, verspricht Zulley, werde er noch einige Mythen über den Schlaf beseitigen.

Zunächst sollen die Teilnehmer ihre Probleme beschreiben. Sie höre die ganze Nacht hindurch Hörbücher, weil sie anders nicht zur Ruhe käme, erzählt die Blonde, die in einem Unternehmen für Bastelwaren arbeitet. Tagsüber leide sie unter Stimmungsschwankungen, könne sich kaum noch konzentrieren. In den vergangenen Jahren, klagt sie, sei ihr Aufgabenbereich ständig gewachsen, weil die Firma Personal abgebaut hat. „Abends bin ich viel zu kaputt, um noch Freunde zu treffen oder mit meinem Mann auszugehen.“ Außerdem wolle sie niemandem mit ihrer schlechten Stimmung den Abend ruinieren. Ihr trauriges Fazit: „Ich bin völlig von der Rolle.“

„Ich behaupte von mir, dass ich seit zwei Jahren überhaupt nicht mehr schlafe“, verkündet der ältere Herr, ein pensionierter Schwimmbadtechniker, und klingt beinahe triumphierend. Er habe schon Tai-Chi, Qigong, Autogenes Training, Untersuchungen im Schlaflabor und den Besuch eines Psychiaters hinter sich – auch habe er sein Haus nach dem Rat eines Wünschelrutengängers gebaut. Im Schlafzimmer stünden keine elektronischen Geräte, weil er gehört habe, dass diese den Schlaf stören. „Aber wenn ich keine Schlaftabletten einschmeiße, ist nichts zu machen“, sagt der Rentner, lehnt sich zurück und verschränkt die Arme über dem Bauch.

Es gibt wiederkehrende Motive in den Leidensgeschichten der Schlafschüler: Die meisten quälen sich seit Jahren und haben schon allerlei Abenteuerliches versucht, um ihren Nachtkampf zu gewinnen – vergebens. Sie berichten von beruflichem und privatem Stress, von kreisenden Gedanken, von der ständigen Angst vor der Erschöpfung nach unruhigen Nächten und von Rastlosigkeit, Unlust, Niedergeschlagenheit.

Die ältere Dame erzählt, dass sie in letzter Zeit oft an ihre erste Ehe mit einem gewalttätigen Mann zurückdenken müsse. „Das ist 20 Jahre her“, sagt sie mit unsicherer Stimme. Auf einmal laufen ihr Tränen übers Gesicht, sie blickt auf die Tischplatte. Eigentlich sei sie jetzt wieder verheiratet und glücklich. „Ich weiß wirklich nicht, warum das alles ausgerechnet jetzt hochkommt.“

Zulley hört zu, nickt, brummt einfühlsam, stellt Zwischenfragen. Dann aber kommt die nächste Provokation: „Ich habe Ihnen ja noch nicht gesagt, wie ich schlafe“, setzt er an. „Na, gut natürlich“, trompetet der ältere Herr dazwischen. „Mal gut, mal nicht so gut“, antwortet Zulley mit unverschämter Leichtigkeit, „aber der Unterschied zu Ihnen könnte sein, dass mir das überhaupt nichts ausmacht.“ Wieder verdatterte Mienen, und er fährt fort: „Wenn ich nachts aufwache, denke ich einfach: Wie wunderbar, ich muss noch gar nicht aufstehen.“

Der Schlaflehrer erzählt jetzt von einer Studie mit Patienten, die unter Arthrose im Kniegelenk litten. Die Hälfte der Patienten sei operiert worden, die andere nur zum Schein. Wieder eine Kunstpause, dann: „Hinterher konnten beide Gruppen wieder gleich gut laufen.“ Zulley tippt sich an die Stirn. „Was sagt uns das?“, fragt er und gibt selbst die Antwort: „Die Vorstellung von einer Sache kann im Körper die gleichen Prozesse auslösen wie die Sache selbst.“ Genauso sei es mit dem Schlaf: „Was wir denken, ist wichtiger als das, was ist.“

Noch rätseln die Forscher: Was eigentlich stört den Schlaf, und wieso? Wie entsteht Schlaflosigkeit, und wie kann der moderne Mensch seine Ruhe finden?

Und warum verlieren wir überhaupt Nacht für Nacht das Bewusstsein? Wieso verbringen wir ein Drittel des Lebens wehrlos, schutzlos und untätig im Bett? Welch eine aberwitzige Zeitverschwendung – wenn man bedenkt, was man stattdessen alles anstellen könnte!

Über solche Fragen streitet eine globale Gemeinschaft von Wissenschaftlern, seit es die Somnologie, die Schlafforschung und -medizin, gibt – seit rund 75 Jahren. Einigen konnten sich die Forscher bislang eigentlich nur darauf, dass der Schlaf eine

lebenswichtige, aber komplizierte Angelegenheit ist: Nicht weniger als 88 verschiedene Schlafstörungen haben sie identifiziert. Die scheinbar so banale Frage aber, warum wir schlafen müssen, können sie bis heute nicht beantworten. Immerhin: Ganz langsam kristallisiert sich ein immer klareres Bild dieses menschlichen Urbedürfnisses heraus.

Das Gehirn muss schlafen, um anpassungs- und lernfähig zu bleiben, so lassen sich die neuen Forschungsergebnisse zusammenfassen. Im Schlaf werden Erinnerungen, Gedanken und Gefühle geordnet; so wird das Bewusstsein für den Wachzustand vorbereitet. „Jeder Tag, alles, was wir sehen, erleben und lernen, hinterlässt Spuren in unserem Gehirn“, erklärt der Neurowissenschaftler Giulio Tononi von der University of Wisconsin in Madison. Würden all diese Spuren ungeordnet übereinandergeschichtet, wäre das Gehirn irgendwann hoffnungslos überfrachtet, meint Tononi. „Und genau an dieser Stelle kommt der Schlaf ins Spiel“, sagt er. „Er dient dazu, die synaptischen Verbindungen wieder auf ein vernünftiges Maß zu reduzieren.“

Tononis Team ist es gelungen, diesen Prozess im Gehirn von Fruchtfliegen sichtbar zu machen: Wurden mehrere Insekten in durchsichtige Röhren gesteckt, in denen sie frei fliegen konnten, bildeten sich an den Nervenzellen ihres Gehirns mehr Verbindungen und Verästelungen aus, als wenn sie einzeln in engen, dunklen Röhren gehalten wurden. „Die Hirnzellen der Fliegen, die sich in der interessanteren Umgebung aufhielten, nahmen hinterher messbar mehr Platz ein“, berichtet Tononi. „Aber während die Fliegen schliefen, bildeten sich die synaptischen Verbindungen wieder zurück.“ Tononi geht davon aus, dass er hier Zeuge wurde, wie sich das Fliegen-Langzeitgedächtnis formt: Wichtiges wird gefestigt, Belangloses aussortiert.

Das aber ist nicht die einzige Funktion des Schlafs. Der Körper braucht ihn auch, damit Stoffwechsel und Immunsystem funktionieren. Schläft jemand schlecht, gerät eine Vielzahl physiologischer Prozesse durcheinander. Deshalb neigen Menschen mit chronischen Schlafproblemen zu Übergewicht und Stimmungsschwankungen; sie sind anfälliger für Infekte und haben ein erhöhtes Risiko, chronisch zu erkranken.

„Ohne Schlaf sterben Tiere“, konstatiert der Tübinger Somnologe Jan Born – wie die Ratten in jenem berühmt-berüchtigten Tierversuch, den sein amerikanischer Kollege Allan Rechtschaffen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an der University of Chicago ersann.

In seinem Labor setzte Rechtschaffen Ratten auf einen Drehteller, der über einem Behälter mit Wasser angebracht war. Wann immer die Tiere einschliefen, begann die Scheibe zu rotieren, so dass sie laufen mussten – oder aber ins Wasser plumpsten. Nach 33 schlaflosen Tagen war auch die letzte Ratte tot. Ihre Obduktion ergab keinen eindeutigen Befund; offensichtlich waren sie gestorben, weil sie nicht schlafen durften.

SAMMY HART

Somnologe Zulley: *„Zu wenig Schlaf macht dick, dumm und krank“*

Worin jedoch die segensreiche Wirkung des Schlummers besteht, bleibt einstweilen unbekannt. Jerome Siegel von der University of California in Los Angeles zieht sie sogar ganz in Zweifel. „Es gibt keinerlei Beweise dafür“, so der streitlustige Psychologe, „dass sich Unterschiede im Schlafverhalten auf die geistige Leistungsfähigkeit auswirken.“ Manche Leute, argumentiert er, kämen schließlich viel länger ohne Schlaf aus als andere. „Die einzige Funktion des Schlafs, auf die wir uns alle einigen können“, spottet Siegel, „ist die, dass Schlafentzug schläfrig macht.“

Siegel hat seine eigene Antwort auf die Frage, warum wir schlafen – und die ist provozierend simpel: „Die Evolution interessiert sich nur dafür, dass wir möglichst viele Nachkommen zeugen“, sagt er. „Wenn wir also gegessen und uns fortgepflanzt haben, ist es aus evolutionsbiologischer Sicht das Sinnvollste, wenn wir Energie sparen, keine unnötigen Risiken eingehen und am besten gar nichts tun – das heißt, wenn wir schlafen.“

Seine Theorie illustriert der Kalifornier mit Beispielen aus der Tierwelt. So habe er Dachsammern im Labor beobachtet, kleine Singvögel mit schwarzweiß gestreiftem Kopf, die während der Zeit des Vogelzugs wochenlang kaum schlafen. „Aber auch wenn sie nicht fliegen, sondern im Labor gehalten werden, sind sie in dieser Jahreszeit wacher und zugleich lernfreudiger“, sagt Siegel. Ähnliches

trifft für manche Meeressäuger wie Schwertwale und andere Delphine zu. Sie alle kämen wochenlang praktisch ohne Schlaf aus, ohne dabei ihre kognitiven Fähigkeiten einzubüßen.

Doch gilt für Menschen das Gleiche wie für Singvögel oder Delphine? Tiere unterscheiden sich in ihren Schlafgewohnheiten schließlich mindestens so sehr wie in ihrem Aussehen: Das Opossum schläft bis zu 19 Stunden pro Tag – doppelt so lang wie das Faultier. Giraffen und Elefanten gehören mit rund 4 Stunden zu den Kurzschläfern des Tierreichs. Bei Delphinen schläft mitunter die eine Hirnhälfte, während die andere wach bleibt. Ein Säugetier aber, das durchgehend wacht, wurde bisher nicht gefunden.

„Es ist ja nicht so, dass der Schlaf zwingend nur eine Funktion erfüllen muss“, sagt der Tübinger Schlafforscher Born, „die Atmung etwa dient der Sauerstoffversorgung, aber wir brauchen sie auch, um zu sprechen.“ Schlafen spare zwar Energie, so Born, aber das sei bei weitem nicht die einzige Funktion. Der Mensch habe einen „außergewöhnlich gut entwickelten Schlaf mit auffällig viel Tiefschlaf und einer tollen Schlafarchitektur“, schwärmt er. „Wenn es nur ums Energiesparen ginge, bräuchte er das nicht.“ Affen, beispielsweise, schliefen viel weniger schön, „wie alte Menschen“. Und Katzen oder Hunde erst: „Ganz schlecht“, sagt Born und verzieht das Gesicht, „da mag man gar nicht hinsehen.“

Eindrucksvoll scheinen Borns Experimente die These des Regensburger Schlaflehrers Zulley zu belegen, dass Schlafmangel dick, dumm und krank machen kann. Seine Antwort auf die Frage, warum der Mensch schlafen muss, klingt so: „Schlaf ist eine Art Offline-Periode, die der Organismus nutzt, um Gedächtnis zu bilden und sich an Umweltveränderungen und Einflüsse anzupassen.“

Das Gedächtnis, wie Born es definiert, besteht aus drei Teilen. Zunächst sei da das kognitive Gedächtnis, das für die Erinnerung an Fakten zuständig ist. „Wenn man schläft, nachdem man Vokabeln gepaukt hat“, sagt Born, „kann man die auch Jahre später noch besser abrufen, als wenn man die Nacht nach dem Lernen durchgemacht hat.“

Zum Zweiten gebe es das metabolische Gedächtnis, sagt Born – es beeinflusse, wie der Körper Blutzucker und Gewicht reguliert. Schlafmangel bewirke, dass das metabolische System im Gehirn den Blutzucker nicht mehr richtig regulieren könne – deshalb sei der Blutzuckerwert schon nach einer durchwachten Nacht geringfügig erhöht. „Die Zellen reagieren auf Schlafentzug, als ob sie leicht insulinresistent wären“, erklärt Born, „es ist wie ein leichter Diabetes.“

Der dritte Teil des Gedächtnisses schließlich, so fährt er fort, betreffe das Immunsystem. „Da ist es ähnlich wie mit den Vokabeln“, sagt Born. „Unsere Experimente haben gezeigt, dass der Immunerfolg, gemessen an der Bildung spezifischer Antikörper, bei jener Probandengruppe am größten war, die in der Nacht nach einer Impfung schlafen durfte.“ Und das gelte auch langfristig: Ein Jahr später sei bei dieser Gruppe die Zahl der Antikörper noch immer doppelt so hoch gewesen wie bei der Vergleichsgruppe, die in der Nacht nach der Impfung wach bleiben musste.

Für alle drei Bereiche des Gedächtnisses scheint der Tief- wichtiger als der Traumschlaf zu sein. „Wir vermuten, dass im Tiefschlaf Gedächtnisinhalte reaktiviert werden“, erklärt Born. Auch Blutzuckerwerte und Impferfolg hängen offenbar davon ab, wie viel Zeit die Versuchspersonen im Labor im Tiefschlaf verbracht hatten. „In dieser Schlafphase werden Wachstumshormone ausgeschüttet und Stresshormone heruntergeregulliert“, sagt Born, „und diese Hormone wirken auf das Immunsystem.“

Borns Modell bietet auch eine Erklärung dafür, warum jüngere Menschen leichter lernen als ältere: „Ab 40 nimmt die Dauer des Tiefschlafs ab“, so der Forscher, „und damit auch die Fähigkeit, neue Informationen an die bestehenden Netzwerke im Gehirn anzupassen.“

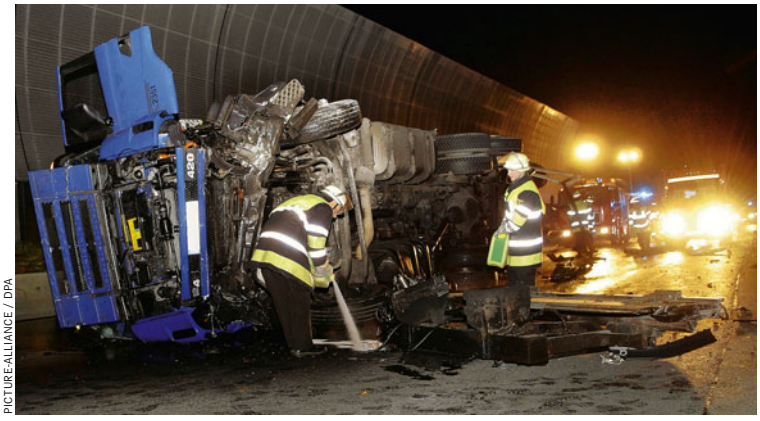
Und noch eine weitere Wirkung des Schlafs glaubt Born entdeckt zu haben: Schlaf macht kreativ. „Kreativität besteht aus zwei ineinandergreifenden Prozessen“, sagt er, „man bildet Assoziationen, und dann führt man sie zu etwas Neuem zusammen.“ Wie Schlaf diese beiden Prozesse beeinflussen kann, haben Born und seine Mitarbeiter in einer Reihe von Experimenten untersucht.

So mussten Kinder nacheinander acht Knöpfe drücken, die stets in einer bestimmten Reihenfolge aufleuchteten. „Fragten wir die Kinder direkt danach oder eine Stunde später, ob sie ein Muster erkannt hätten, war ihnen überhaupt nichts aufgefallen.“ Das Verblüffende geschah erst am folgenden Morgen: Plötzlich konnte die Mehrheit der Kinder die Leuchtsequenz korrekt wiedergeben. In der Nacht, so folgert Born, müsse mit dem Gedächtnis der Kinder etwas Entscheidendes geschehen sein. „Durch den Schlaf konnten sie auf einmal das verborgene Muster entdecken“, sagt er. „Das ist eine Komponente von Kreativität.“

Born vermutet, dass im Schlaf neue Einsichten vorbereitet werden, indem neue Gedächtnisspuren im Gehirn durch zufällige Erregungsmuster reaktiviert und an bestehende Gedächtnisinhalte angepasst werden. „Deshalb ist man nach dem Aufwachen besser in der Lage, neue Zusammenhänge zu erkennen.“

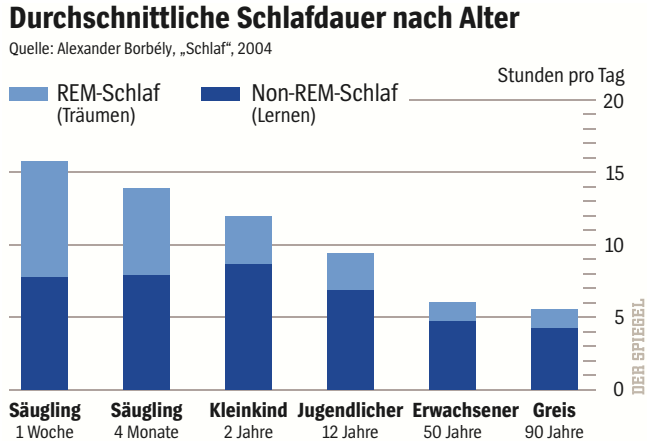
All das, meint Born, belege, wie wichtig die Nachtruhe ist: „Man sollte den Leuten sagen, dass Schlaf das Bewusstsein formt“, sagt Born. „Gerade in unserer Zeit, in der alle so sehr auf Leistung bedacht sind, sollte man diese Wirkung nicht unterschätzen.“ Schlaf sei „ein äußerst potentes Hirndoping“.

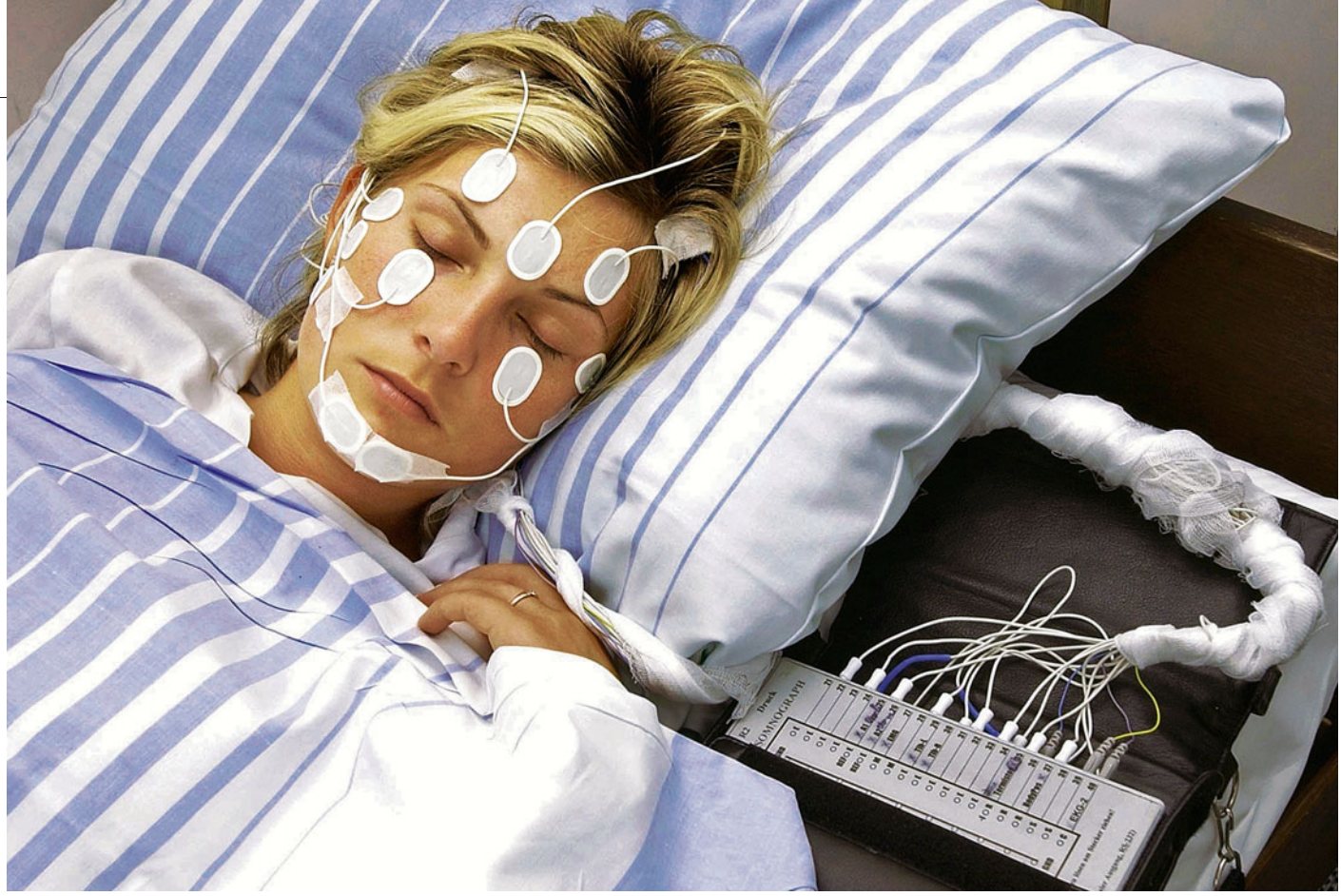
Wie Schlafmangel auf das Gehirn wirkt, haben Giulio Tononi und sein Team in Madison untersucht. Tononis Mitarbeiter Vladyslav Vyazovskiy hielt Ratten wach, indem er ihnen immer neue Spielsachen präsentierte. Dabei überwachte er die Aktivität ihrer Hirnzellen und machte eine seltsame Entdeckung:



PICTURE-ALLIANCE / DPA

Crash auf der A9: *Jeder vierte Unfall durch Einnicken am Steuer*





JENS MEYER

Schlafende Probandin bei neurophysiologischer Untersuchung: *Warum verlieren wir Nacht für Nacht das Bewusstsein?*

„Die Ratten verhielten sich äußerlich völlig normal“, sagt er, „aber einzelne Hirnzellen schliefen ein.“

Die Wissenschaftler sind sich sicher, dass Ähnliches auch im Gehirn übermüdeter Menschen vor sich geht. „In den meisten Fällen passiert vermutlich nicht viel, wenn sich einzelne Neuronen abmelden“, sagt Tononi, „aber wenn es gehäuft am falschen Ort passiert, beginnen wir, Fehler zu machen.“

Wem es aus eigener Kraft nicht mehr gelingt, sich die nächtliche Stärkung für Körper und Seele zu verschaffen, dem bleibt oft nur noch eine Hoffnung: das Schlaflabor. Station 21B, im zweiten Stock der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universität Regensburg, wirkt auf den ersten Blick wie ein heiterer Ort: ein heller Flur mit dottergelben Wänden und blau- und rotgestrichenen Türen, hinter denen sich die Schlafkammern mit den Betten und Messgeräten verbergen. Die Bonbonfarben sind durchaus aufmunternd gemeint: Die meisten Patienten, die sich im Schlaflabor einfinden, haben Tausende leidvolle Nächte hinter sich.

„Menschen mit Ein- und Durchschlafstörungen, die glücklich und gelassen sind, sehen wir selten“, sagt Peter Geisler, 49. Der Leiter des schlafmedizinischen Zentrums ist ein unauffälliger Mann mit aschblondem Haar, Brille und Birkenstocksandalen. Er spricht leise und bedächtig. „Insomniker sind meist angespannte, übergenaue und ängstliche Leute“, sagt Geisler. Viele litten unter Überlastung und chronischen Konflikten, die ihnen nachts im Kopf herumkreisen. Typischerweise, so der Nervenarzt, könnten sie es schwer ertragen, nicht alles unter Kontrolle zu haben: „Nicht schlafen zu können ist ein Angstproblem.“

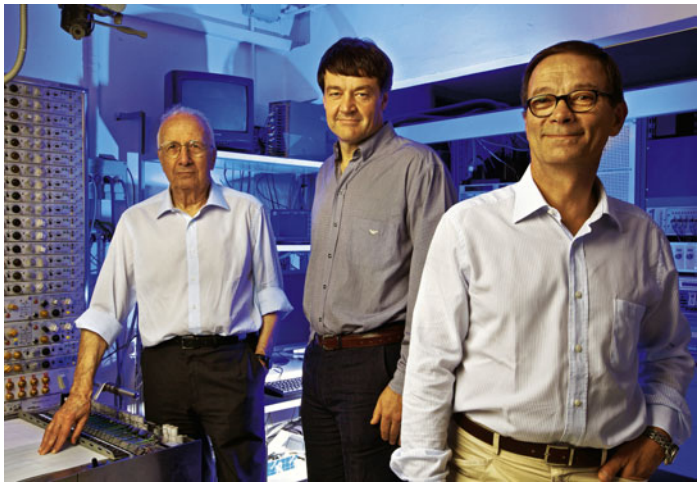
Franz M., 49, ein selbständiger Handelsvertreter, Ehemann und Vater dreier erwachsener Kinder, hielt die Angst irgendwann nicht mehr aus. „Ich lag stundenlang wach und grübelte über irgendwelchen Quatsch nach“, erzählt M., „und wenn ich einschlief, hatte ich Alpträume und wachte schreiend auf.“

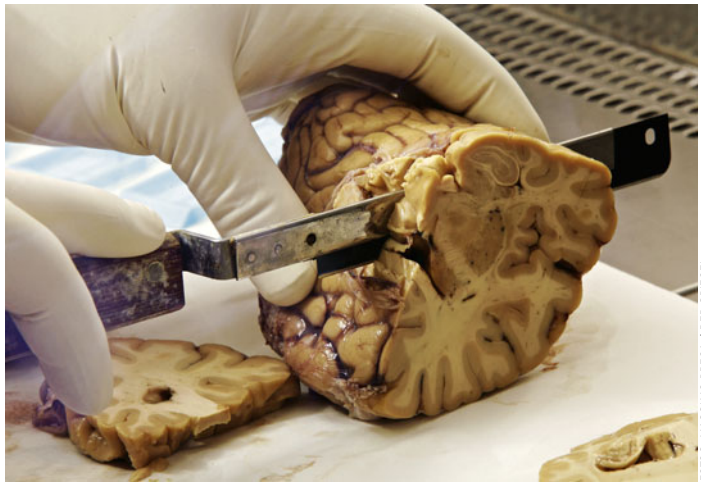
Tagsüber, wenn er mit seinem Lastwagen zu Kunden fuhr, fürchtete er, einen Unfall zu bauen und jemanden zu verletzen: „Ich war müde bis fast zur Besinnungslosigkeit“, sagt er. Zugleich ließen ihn Angstzustände am ganzen Körper zittern. Beruflicher Stress verschlimmerte alles noch. „Zuletzt habe ich intensiv über Selbstmord nachgedacht“, gesteht M. Er beschloss, stattdessen in die Klinik zu gehen. Diagnose: schwere Depression.

Nun wartet M. in seiner Schlafkammer auf die Nacht. Er sitzt gewichtig auf einem Stuhl, das Gesicht rund und rot, in der Mitte ein grauer Schnauzbart. Auf seinem Kopf kleben Elektroden für die nächtlichen Messungen. Neben dem Bett liegt seine Atemmaske bereit, die er wegen nächtlicher Atemaussetzer tragen muss. Seit sechs Wochen wird er stationär in der Psychiatrie behandelt; ins Schlaflabor kam er, weil der Nachtschwester aufgefallen war, dass er trotz Maske auffallend laut schnarchte. Trotz allem, so M., habe er sich schon lange nicht mehr so gut gefühlt. „Seit ich hier bin, habe ich den ganzen Schlaf nachgeholt, den ich in den letzten Monaten versäumt hatte“, sagt er und hebt die Mundwinkel zum Ansatz eines Lächelns.

Im Kontrollraum nebenan sitzt Laborleiter Geisler und verfolgt auf mehreren Monitoren, wie seine Mitarbeiter die Patienten für die Nacht verkabeln. Neben Franz M. übernachten noch ein älterer Mann mit Atmungsstörungen und ein jüngerer, der über Mobbing am Arbeitsplatz klagt, im Schlaflabor. Die Betten sind knapp, die Wartelisten lang. „In den letzten Jahren sind die Patientenzahlen gestiegen“, berichtet Geisler. Leider kämen die meisten erst spät: „Im Schnitt haben unsere Patienten schon fünf Jahre Symptome.“

Besser wäre es nach Geislers Meinung, wenn die Patienten früher kämen. Denn oft helfe es schon, ein paar Grundregeln zu beherzigen. Das ideale Schlafzimmer etwa müsse leise und dunkel sein, sagt Geisler. „Und die optimale Temperatur ist die, bei der man weder schwitzt noch friert.“ Die Bedeutung geöffneter Fenster werde meist übertrieben: „In einem Raum, in dem zwei Menschen die ganze Nacht schlafen, nimmt zwar die Konzentration von Geruchsstoffen etwas zu, vielleicht auch die Feuchtigkeit – aber der





FOTOS: MASSIMO BREGA / DER SPIEGEL

Patient im Schlaflabor, Insomnie-Forscher*, Hirn eines Insomnie-Opfers: *Ein jahrhundertealter Fluch*

Sauerstoffgehalt ändert sich kaum.“ Die Matratze, fährt Geisler fort, sollte nicht zu hart sein: „Je härter, desto unruhiger schläft man, weil man die Druckstellen spürt.“ Natürlich sei dabei zu bedenken, „dass ein 140-Kilo-Mensch eine andere Matratze braucht als ein 60-Kilo-Persönchen“. Leide jemand an gestörtem Schlaf, seien Fernseher und Computer im Schlafzimmer tabu.

Schläft ein Paar besser in einem Bett oder getrennt? Geisler wiegt den Kopf, lächelt und sagt: „Es ist sicher besser, getrennt zu schlafen, als sich über Jahre zu quälen und einen Hass zu entwickeln, weil der Partner zum Beispiel schnarcht.“ Wichtig sei vor allem, getrennte Betten nicht als Ausdruck einer zerrütteten Ehe zu begreifen.

Vom Mittagsschlaf rät Geisler seinen Patienten eher ab. „Vor allem aber sollten sie den schlimmsten aller Schlafräuber vermeiden: das abendliche Nickerchen vor dem Fernseher“, sagt er. Normalschläfer hingegen könnten mit einem Mittagsschlaf ihre Leistungsfähigkeit am Nachmittag deutlich verbessern.

Wer abends schlecht einschlafen kann, solle auf einen gewissen Abstand zwischen der Aktivität des Tages und dem Zubettgehen achten, erklärt Geisler: „Nicht vom Computer aufstehen und direkt ins Bett gehen, sondern mindestens eine Viertelstunde oder 20 Minuten lang wirklich zur Ruhe kommen.“ Und zwar eben nicht vor dem Fernseher: „Am besten, man sitzt still, denkt über den vergangenen Tag nach und tut ansonsten überhaupt nichts.“

Das zweite große Problem schlechter Schläfer: Sie wachen nachts auf und kommen nicht wieder zur Ruhe. „Wenn man anfängt, sich zu ärgern, sollte man aufstehen und irgendetwas Entspannendes tun“, rät Geisler. „Bügeln, lesen oder irgendetwas wegschaffen, eine Routinearbeit, die man sonst am nächsten Tag erledigen müsste. Das beruhigt.“

Und wenn alles nichts hilft? „Ich denke, wenn man mit Schlaftabletten so umginge wie mit Schmerztabletten, läge man nicht so falsch“, sagt Geisler und erklärt: „Wer mal Kopfschmerzen hat, darf ohne Bedenken eine Schmerztablette schlucken. Wer aber ständig Kopfschmerzen hat, über Wochen und Monate hinweg, der sollte zum Arzt gehen.“ Ähnliches gelte für Schlaftabletten: „Wenn man ein paar Tage lang Schlafstörungen hat, ist es kein Problem, schon gar kein moralisches, Tabletten zu nehmen“, sagt Geisler. Bis zu drei Tabletten pro Woche, so seine persönliche Meinung, seien ungefährlich. Wer allerdings monatelang auf Tabletten angewiesen sei, sollte ärztliche Hilfe suchen: „Die Angst vor dem Nichtschlafen lässt sich ja behandeln.“

Denn Menschen wie jener italienische Rätselpatient, der das Schlafen ganz verlernte, sind glücklicherweise selten. Als der Schlaflose im März 1984 in die neurologische Klinik der Universität von Bologna kam, hatte seine Krankheit noch keinen Namen. Nur seine Angehörigen kannten den Fluch, der seit zweieinhalb Jahrhunderten auf der Familie lastete – schon die Mutter des Patienten und zwei

* Schlafforscher Elio Lugaresi (l.), Pietro Cortelli (r.) mit Mitarbeiter.

seiner Schwestern hatte die unheimliche Krankheit dahingerafft, schnell und grausam, in der Blüte des Lebens.

„Ich hatte seinerzeit 20 Jahre Berufserfahrung“, erinnert sich Elio Lugaresi, 85, damals Leiter der Klinik und heute so etwas wie der Schlafpapst Italiens. „Aber einen Patienten wie diesen hatte ich noch nie gesehen.“

Wie jeden Morgen sitzt Lugaresi an seinem mit Schnitzereien verzierten Schreibtisch in der Klinik. Der Professor, emeritiert, aber überaus rege, trinkt höllisch starken Espresso in winzigen Dosen; er spricht ungern Englisch, dafür mit vollem Körpereinsatz Italienisch.

Er und seine Mitarbeiter nannten das mysteriöse Syndrom „Fatale Familiäre Insomnie“ (FFI). Bis heute sind weltweit nur rund 50 Familien bekannt, die davon betroffen sind. Die Krankheit ist erblich, meist ist eine bestimmte Genmutation die Ursache – aber nicht immer. „Manchmal tritt FFI auch spontan auf, ohne die Mutation“, sagt Pietro Cortelli, 57, der damals als Assistenzarzt unter Lugaresi arbeitete. „Wir haben keine Ahnung, warum.“

Hin und wieder, sehr selten, trage auch jemand das veränderte Gen in sich, ohne zu erkranken. „Es gibt da diesen 82-jährigen Mann, der eigentlich längst tot sein müsste“, berichtet Cortelli. „Ich rufe ihn seit über 20 Jahren jedes Jahr an und frage nach seinem Befinden, und er legt jedes Mal schimpfend auf.“

„Ich ahnte damals schon, dass ich einen spektakulären Fall vor mir hatte“, erzählt Lugaresi, „deshalb rief ich alle Mitarbeiter herbei.“ Seltsam gelassen habe der Schlaflose den Ärzten von seinem Leiden berichtet, schicksalsergeben und vor allem: entsetzlich müde. „Seine Augenlider flatterten, als würde er jeden Moment einschlafen“, so Lugaresi. Doch ebendies, so belegten Messungen seiner Hirnströme, gelang ihm schon seit Monaten nicht mehr.

Er wisse, dass er innerhalb eines Jahres sterben werde, verkündete der Patient, genau wie seine Mutter und seine beiden Schwestern – vorher aber wolle er noch von den besten Experten des Landes untersucht werden. Nach seinem Tod, so trug er den verblüfften Ärzten auf, sollten sie sein Gehirn sezieren.

Es kam, wie er es vorausgesagt hatte: Nach fünf Monaten, in denen Lugaresi und seine Mitarbeiter alle erdenklichen Tests mit ihm durchgeführt hatten, schlief der Patient endlich ein – für immer.

„Sein letzter Wunsch war, dass wir alles tun sollten, um ein Heilmittel gegen den Fluch zu finden“, sagt Lugaresi. Der Arzt blickt auf seine zerfurchten Hände, die nun ineinander verschränkt auf dem Tisch ruhen, und fügt leise hinzu: „Leider ist uns das bis heute nicht gelungen.“

Samiha Shafy

OSRAM LED Spot

Attraktive LED-Spotlampe mit sehr langer Lebensdauer und extrem niedrigem Energieverbrauch im Vergleich zu Standard-Spotlampen. Ideal für Akzentbeleuchtung. In Lichtfarben Warm White oder Daylight und mit Sockel E27, GU10 und MR 16.

16.95

GLOBAL CARE

Menschen bei der Gestaltung ihrer Lebensräume zu unterstützen, ist seit jeher unsere wichtigste Aufgabe. Heute gilt das nicht nur für die jeweils aktuellen Vorhaben unserer Kunden in Werkstatt, Haus und Garten, sondern auch im weiteren Sinn: Durch die Entwicklung nachhaltiger Strategien möchten wir mehr dazu beitragen, Zukunft zu bauen. Deshalb bieten wir unseren Kunden in jeder Produktgruppe echte Alternativen wie zum Beispiel klimaschonende und energiesparende Lampen, Halogen- und LED-Leuchten.

Diese Signets kennzeichnen nachhaltige Produkte in Ihren BAUHAUS Fachcentren:

BAUHAUS Eco Planet · PEFC · WiN WiN fair stone · Der Blaue Engel · Bio · Lösemittelfrei · Umweltschonend · Indoor Air Comfort Gold

Adressen finden Sie unter www.bauhaus.info
oder Tel. 0800 - 3905000 (gratis)

BAUHAUS GmbH & Co. KG West
50226 Frechen, Europaallee 13

BAUHAUS
... der Natur zuliebe

WILHELM MIERENDORF

Gymnasiasten im Technikunterricht: *„Es geht nicht darum, Statusversprechen zu verteilen“*

BILDUNG

„Eltern entscheiden alles“

Die baden-württembergische Kultusministerin Gabriele Warminski-Leitheußer, 48 (SPD), über die Einführung der Gemeinschaftsschule und die Bevormundung durch Lehrer

SPIEGEL: Sie wollen in Baden-Württemberg die Gemeinschaftsschule einführen und damit ein Schulsystem verändern, das laut allen Pisa-Vergleichen zu den besten Deutschlands zählt. Warum?

Warminski-Leitheußer: Es stimmt, dass Baden-Württemberg in der Spitze gute Ergebnisse vorzuweisen hat, allerdings nur im nationalen Vergleich. Und wenn alles so bliebe, wie es ist, wäre es auch damit sehr schnell vorbei. Die Gesellschaft entwickelt sich weiter, also müssen wir auch das Schulsystem weiterentwickeln …

SPIEGEL: … und verschärfen damit ein Problem, das schon in vielen Bundesländern herrscht: dass bei der Vielzahl von Schultypen niemand mehr richtig durchblickt.

Warminski-Leitheußer: Dieses grundsätzliche Problem bestand doch schon lange vor der Einführung der Gemeinschaftsschule. Als ich zum ersten Mal ein Schaubild über die Wege zum Abitur in Baden-Württemberg sah, da dachte ich: Meine Güte, das sieht ja aus wie der Nahverkehrsplan des Ruhrgebiets, wo ich aufgewachsen bin.

SPIEGEL: Dieses Problem wird nun größer, nicht kleiner.

Warminski-Leitheußer: Die Gemeinschaftsschule ist eine weitere Schule, das ist unbestritten. Aber in der Praxis ist es eine Vereinfachung, weil Eltern und Kinder wissen: Wenn ich auf dieser Schule bin, kann ich zum Abitur gelangen, ohne Brüche, ohne Wechsel zwischen Schulformen. Die Gemeinschaftsschule sorgt dafür, dass wir endlich aufhören, Kinder in der vierten Klasse in verschiedene Kategorien einzusortieren.

BERND WEISSBROD / DPA

Warminski-Leitheußer
„Ein anderes Weltbild“

SPIEGEL: Das klingt, als wollten Sie am liebsten das Gymnasium abschaffen. Ist das Ihr langfristiges Ziel?

Warminski-Leitheußer: Das dreigliedrige Schulsystem ist einfach nicht sinnvoll. Allerdings hat das Gymnasium für mich einen hohen Bildungswert. Ich halte grundsätzlich nichts von Tabula-rasa-Reformen, die alles ignorieren, was zuvor galt. So bringt man das Schiff nur so sehr in Bewegung, dass alle seekrank werden. Wichtig ist, dass wir jedem Kind in Baden-Württemberg die Chance geben, auf einer weiterführenden Schule seinen bestmöglichen Bildungsabschluss zu erreichen – unabhängig vom Elternhaus.

SPIEGEL: Warum schaffen Sie dann ausgerechnet die verbindliche Empfehlung am Ende der Grundschulzeit ab? Viele Studien, unter anderem vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, zeigen: Wenn Eltern statt der Lehrer das letzte Wort haben, geht’s ungerechter zu. Dann sind Kinder aus gebildetem Elternhaus bei gleicher Leistung deutlich bevorzugt.

Warminski-Leitheußer: Die Grundschulempfehlung ist eine unsägliche Bevormundung der Eltern. Sie entscheiden doch alles: welche medizinische Behandlung ihre Kinder erhalten, was ihre Kinder essen und trinken. Und da sollen sie nicht das Zeug haben zu bewerten, was ihr Kind kann oder nicht?

SPIEGEL: Auch der Expertenrat um den Pisa-Papst Jürgen Baumert, der ein Gutachten über Baden-Württemberg verfasst hat und auf den Sie sich gern berufen, hat nicht zur Abschaffung der verbindlichen Grundschulempfehlung geraten.

Warminski-Leitheußer: In diesem Punkt bin ich schlicht anderer Meinung. Warum machen denn so wenige Migranten Abitur? Und wieso gibt es Eltern, die ihr Kind partout aufs Gymnasium schicken wollen? Doch nur, weil mit den unterschiedlichen Schularten ein Statusversprechen verbunden ist. Ich habe ein anderes Weltbild. Es geht nicht darum, Statusversprechen zu verteilen, sondern darum, Bildungszugänge zu ermöglichen. Da ist die Gemeinschaftsschule ein anderer, besserer Ansatz.

SPIEGEL: Der Weg zum Abitur soll auf Gymnasien in Baden-Württemberg künftig mal acht, mal wieder neun Jahre dauern. Muss eine Reform der G-8-Reform wirklich sein?

Warminski-Leitheußer: Bei G8 gibt es eine sehr unterschiedliche Wahrnehmung. In Freiburg höre ich: alles kein Problem. Andernorts sagen mir Eltern und Schüler: Hört auf mit dem Quatsch – es bleibt gar keine Zeit mehr, ein Instrument zu lernen oder Leistungssport zu machen! Deshalb haben wir beschlossen, dass es an Standorten, an denen es richtig knirscht, mög-

lich sein soll, auch erst nach neun Jahren das Abitur zu machen.

SPIEGEL: Wie kann es sein, dass die Lehrer an der einen Schule die Reform offensichtlich gut umsetzen und an der anderen Schule alle unzufrieden sind?

Warminski-Leitheußer: In der Umsetzung gibt es offensichtlich sehr große Unterschiede. An manchen Standorten bringen die Schüler eben andere Voraussetzungen mit und brauchen vielleicht mehr Zeit. Es darf aber nicht sein, dass Schüler, die nach neun Jahren das Abitur schaffen würden, aus dem System fallen, nur weil sie es in acht Jahren nicht packen.

SPIEGEL: Manche fordern eine flächendeckende Rückkehr zur neunjährigen Gymnasialzeit.

Warminski-Leitheußer: Ich bin aus tiefster Überzeugung gegen G8. Aber ich muss akzeptieren, dass dieses System nun etabliert ist. Deshalb wollen wir das Beste daraus machen und mehr Ressourcen bereitstellen, gerade um individuelle Förderung in größerem Umfang zu ermöglichen.

SPIEGEL: Bei anderen Zielen nehmen Sie sich sehr viel Zeit, etwa beim Ausbau der Ganztagsangebote an Grundschulen. Das soll bis 2020 dauern – warum so lange?

Warminski-Leitheußer: Wir haben einen dramatischen Sanierungsstau an öffentlichen Schulen. Allein hier in Stuttgart ist ein dreistelliger Millionenbetrag nötig, in Mannheim sieht es nicht besser aus. Für neue Projekte bleibt da in den Kommunen nur wenig Geld übrig, auch wenn die Nachfrage nach Ganztagsschulen wächst. Das Ziel 2020 ist deshalb eine ganz pragmatische Betrachtungsweise.

SPIEGEL: Selbst ein vergleichsweise reiches Bundesland wie Baden-Württemberg hat nicht die Mittel, Notwendiges schneller umzusetzen?

Warminski-Leitheußer: Zuständig sind ja erst einmal die Kommunen. Wenn ich als Kultusministerin verkünden würde, dass es schon früher überall Ganztagsangebote geben wird, zeigen mir die Bürgermeister doch den Vogel. Wir sollen keine Schulden machen, aber Ganztagsschulen aufbauen – das ist doch eine Illusion. Wir brauchen ein Investitionsprogramm des Bundes, denn nur er kann noch investieren. Das darf dann auch nicht an einem Kooperationsverbot scheitern, das dem Bund bislang solche Investitionen untersagt.

SPIEGEL: Finanzieren soll der Bund, entscheiden die Kommunen – dann sind die Länder und deren Kultusminister überflüssig. Arbeiten Sie an Ihrer eigenen Abschaffung?

Warminski-Leitheußer: In absehbarer Zeit sehe ich eine solche Entwicklung nicht, schon wegen des Personals: Wir haben rund 120 000 Lehrer im Landesdienst. Aber vielleicht haben wir ja in hundert Jahren tatsächlich andere Strukturen.

Interview: Simone Kaiser, Markus Verbeet

Kinder
SPIEGEL-~~Leser~~ wissen mehr.

Das Nachrichten-Magazin für Kinder.

ELEKTRONIK

Fliegender Karpfen

Muskeln aus einem neuen Kunststoff könnten die Robotik revolutionieren. In der Unterhaltungsindustrie wird ihr Einsatz bereits erprobt.

Nun haben sie auch das Rad neu erfunden. Es dreht sich, ohne das ein gewöhnlicher Motor es antreiben würde. Denn an der Stelle der Speichen sitzen sechs künstliche Muskeln, welche die Achse rotieren lassen.

Es gehe ihm nicht um Schnelligkeit oder Kraft, sagt Gruppenleiter Iain Anderson vom Auckland Bioengineering Institute. Im Gegenteil: Sein Ziel sei die Langsamkeit der Bewegung. Und da tun sich Elektromotoren schwer – viel besser hingegen wären Muskeln.

Der Muskel ist ein unterschätztes Meisterwerk der Natur. Motoren mögen Fahrzeuge schneller und stärker als jedes Lebewesen machen – in puncto Präzision dagegen sind sie den natürlichen Konkurrenten hoffnungslos unterlegen.

Besonders wenn die Techniker Roboter oder Prothesen konstruieren, wird die Schwäche der Motoren offenbar. Denn diese erzeugen stets zunächst eine Drehung, die erst durch schwere, aufwendige Getriebe in natürliche Streck- oder Beugebewegungen verwandelt werden muss. Das mindert die Wirksamkeit, weshalb die motorgetriebenen Roboter von heute nur langsam trotten und nicht sprinten.

Neue Materialien sollen hier Abhilfe schaffen und dem natürlichen Vorbild näher kommen. Vor einigen Jahren nahm die Forschung Fahrt auf, als eine neuartige Werkstoffgruppe entwickelt wurde, die sich durch elektrischen Strom verformt (siehe Grafik).

Am weitesten fortgeschritten sind die sogenannten dielektrischen Elastomere. Sie sind aufgebaut wie ein Sandwich: Zwischen zwei elektrischen Leitern sitzt eine flexible, isolierende Schicht. Bei elektrischer Spannung ziehen Plus- und Minuspol einander an und quetschen dabei die mittlere Schicht ein. Sie muss dem Druck zur Seite ausweichen, das Element streckt sich. Die Geräte haben entscheidende Vorteile: Sie sind weich, billig und – zumindest theoretisch – erstaunlich kräftig.

Um die Leistungsfähigkeit der neuen Technik zu demonstrieren, rief Yoseph Bar-Cohen, Materialforscher und lautstärkster Fürsprecher der Elastomere, 2005 einen Wettbewerb aus: Armdrücken Mensch gegen Roboter. Drei Teams, jedes mit einem eigenen Roboterarm, ließen sich herausfordern. Doch sie hatten ihre Kraft wohl überschätzt. Die Menschheit, vertreten durch eine 17-jährige Schülerin, obsiegte gegen sie alle.

„Es stellte sich heraus, dass die künstlichen Muskeln etwa hundertmal schwächer waren“, sagt Bar-Cohen. Offenbar gab es Probleme, die errechnete Leistungsfähigkeit auch unter praktischen Bedingungen abzurufen. Trotz der öffentlichen Demütigung glaubt der Forscher an eine große Zukunft der Technik.

Ihre erste kommerzielle Anwendung findet sie bereits heute in der Unterhaltungselektronik: Die kalifornische Firma Artificial Muscle hat eine Hülle für den iPod touch auf den Markt gebracht, die künstliche Muskeln für Vibrationen nutzt. Normalerweise werden Handys von kleinen Elektromotoren geschüttelt, sei es für den Vibrationsalarm oder um bei Spielen Explosionen zu simulieren. Doch die Ausdruckskraft der Maschinchen ist begrenzt: Nur Dauer und Stärke des Zitterns lassen sich variieren. Das neue Gerät dagegen bildet verschiedene Tasteindrücke realistisch nach, vom Rütteln eines Hubschraubers bis hin zum menschlichen Herzschlag.

Smartphones könnten auch von einer anderen Technik profitieren, die auf künstliche Muskeln zurückgeht. Die Schweizer Firma Optotune entwickelt Kameralinsen, die durch dielektrische Elastomere fokussiert werden. Auch hier gelten Kompaktheit, Präzision und Geräuschlosigkeit als entscheidende Vorteile der neuen Materialien.

Auf lange Sicht haben die Forscher noch Größeres vor, wie Gabor Kovacs, Leiter der Abteilung für elektroaktive Polymere an der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt. Seine Gruppe experimentiert schon seit Jahren mit künstlichen Muskeln und beteiligte sich auch am Armdrückwettbewerb. Zur Demonstration der Technologie haben Mitarbeiter der Gruppe ein kleines Luftschiff entwickelt, das sich rhythmisch nach links und rechts krümmt und dadurch wie ein unbeholfener Karpfen langsam durch die Luft schwimmt.

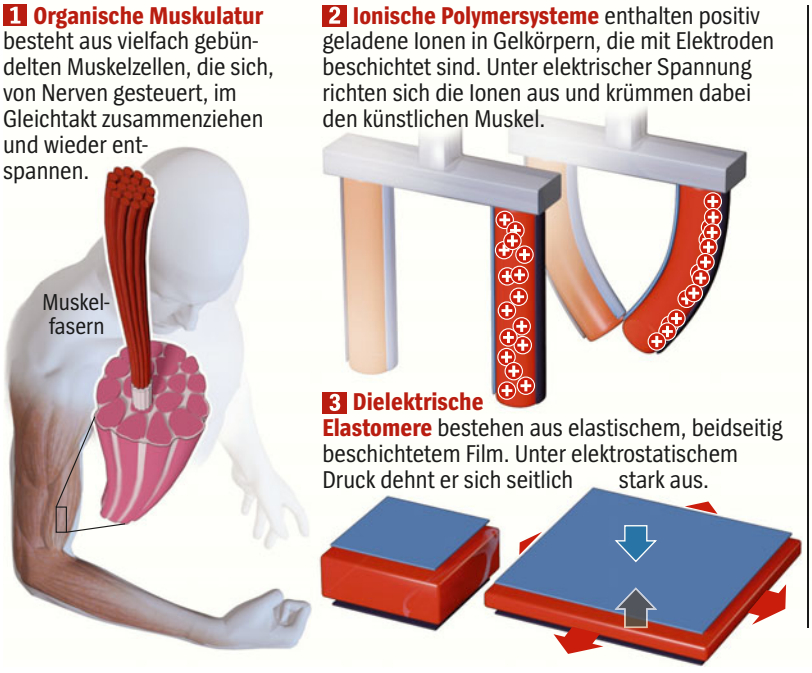
Großes Potential räumt Kovacs aber besonders der Energiegewinnung ein. Denn ähnlich wie elektrische Motoren können künstliche Muskeln nicht nur als Antrieb genutzt werden. Sie können auch umgekehrt Bewegung in Elektrizität verwandeln. Den Wissenschaftlern schweben schwimmende Elastomer-Matten vor, die, von Meereswellen gewalkt, Strom erzeugen.

Doch bevor in der Nordsee die ersten Energiefarmen gebaut werden, müssen noch grundsätzliche Probleme mit den neuen Materialien überwunden werden. „Alle beißen sich noch an der Herstellung der dünnen Elemente die Zähne aus“, sagt Kovacs. Fortschritte würden auch Bar-Cohen freuen. Er wartet immer noch auf den Tag, an dem künstliche Muskeln endlich die natürlichen besiegen.

HRISTIO BOYTCHEV

Kraft aus Kunststoff

Funktionsweisen künstlicher Muskeln



RAUMFAHRT

Menschen in Käfighaltung

In Moskau endet eine simulierte Mars-Mission. Nun wollen deutsche Forscher auch im Rheinland einen bemannten Raumflug nachstellen.

Wenn am Freitag Diego Urbina, ein 26-jähriger Italiener mit kolumbianischen Wurzeln, und fünf weitere menschliche Versuchskaninchen aus ihrer russischen Raumschiffattrappe klettern – etwas bleich, nach fast anderthalb Jahren ohne Sonnenlicht –, endet in Moskau eines der längsten Isolationsexperimente der Welt. Über 500 Tage lang simulierten Urbina und seine Kollegen eine Mission zum Mars und zurück. Abgeschlossen von der Außenwelt, empfing die Crew Funksprüche von der Bodenkontrolle mitunter erst nach 20-minütiger Verzögerung, ganz so, als schwebte ihr Raumschiff tatsächlich Millionen Kilometer entfernt durchs All.

Zwar haben die sechs Pseudoastronauten die Erde in Wahrheit nie verlassen. Der Ausstieg im Moskauer Institut für Biomedizinische Probleme aber erfolgt unter Sicherheitsvorkehrungen, die auch einer echten Mars-Mission Ehre machen würden. Nur handverlesene TV-Teams aus Russland, Westeuropa und China dürfen das Ende des Versuchs filmen. Die Reporter brauchen dafür ein ärztliches Attest. Denn das Immunsystem der Probanden gilt als so geschwächt, dass es selbst Erregern einer sonst harmlosen Herbstgrippe nicht widerstehen könnte.

Vor knapp 17 Monaten hatten Forscher die Luke zu dem nachgebauten Mars-Modul hinter drei Russen und je einem Franzosen, Italiener und Chinesen geschlossen. Der Erkenntnisgewinn für bemannte Langzeitflüge fällt allerdings bescheiden aus. Weder war das Team Schwerelosigkeit ausgesetzt noch gefährlicher kosmischer Strahlung.

Deutsche Mediziner sind dennoch begeistert. Sie treibt nicht die Eroberung des interplanetaren Raums um, sondern vor allem die Bekämpfung ganz irdischer Gebrechen. „Wir konnten zum Beispiel erstmals in einer Langzeitstudie nachweisen, dass zu viel Kochsalzkonsum Bluthochdruck fördert“, sagt Jens Titze, Molekularmediziner am Universitätsklinikum Erlangen. Im Mars-Modul strich er die tägliche Salzration von Urbina und Co. schrittweise zusammen und verfolgte, wie parallel dazu der Blutdruck der Probanden sank.

DLR / ESA

Probanden des Isolationsexperiments „Mars500“: *Bekämpfung ganz irdischer Gebrechen*

Weniger Salz im Essen, so Titzes Hoffnung, könnte das Leben von Zigtausenden Bluthochdruck-Patienten verlängern: „Auf die USA hochgerechnet könnten 50 000 Herzinfarkte pro Jahr verhindert werden, das US-Gesundheitssystem 10 bis 24 Milliarden Dollar sparen“, sagt Titze.

Forscher der Berliner Charité konnten zudem einen neuen Temperatursensor erproben. Das an der Stirn befestigte Messgerät soll künftig helfen, frisch operierte Patienten zu überwachen und gefährliche Fieberschübe frühzeitig zu erkennen. „Bislang ging das nur mit Rektalsonden, das war nicht sonderlich beliebt“, so Weltraummediziner Hanns-Christian Gunga.

Den Wissenschaftlern gefällt, dass die Weltraumforschung eine Art Käfighaltung von jungen, kerngesunden Testpersonen ermöglicht. „Sonst können wir immer nur Kranke beobachten“, sagt Titze. Die Deutschen planen schon den nächsten Coup, diesmal jedoch nicht in Moskau, sondern im Kölner Stadtteil Porz. Das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) baut dort eine weltweit einzigartige Versuchsanlage. Bald sollen im Rheinland Probanden nach russischem Vorbild von der Außenwelt abgeschlossen Flüge ins Weltall simulieren. Envihab heißt das 30 Millionen Euro teure Projekt. In dem 3500 Quadratmeter großen Bau steht den Forschern sogar eine Humanzentrifuge zur Verfügung.

In zwei Jahren soll es losgehen. Testpersonen werden dann in Köln 60 Tage lang liegend einen Flug zu einem Asteroiden nachstellen. Von der Mission „Osteogeneration“ erhoffen sich Forscher Aufschluss über Gründe für den Knochenschwund im Alter. Das macht die Anlage auch für Partner interessant, die kosmischer Ambitionen sonst eher unverdächtig sind. Die Krankenkasse Barmer GEK und der Klinikkonzern Asklepios wollen mit dem DLR kooperieren.

Die Wissenschaftler sind froh, wenn sie nicht mehr auf das betagte „Mars500“-Modul in Moskau zurückgreifen müssen. „Mit der Gesundheitsforschung haben wir einen Schwerpunkt gesetzt, der den russischen Partnern nicht so recht gepasst hat“, sagt Jens Titze.

Ohnehin zerrten Filz und Willkür im östlichen Riesenreich an den Nerven der Deutschen. So verzögerten russische Zöllner fünf Monate lang die Abfertigung von deutschen Kühlgeräten. Erst das Einschreiten der deutschen Botschaft beschleunigte das Verfahren. „Wenn unser Lastwagen mit Forschungsutensilien im russischen Winter zehn Tage an der Grenze festsitzt, ist das der Planungssicherheit nicht gerade zuträglich“, schimpft Titze.

Nach 520 strikt reglementierten Tagen, 1000 Urinproben und 1500 Fertigmahlzeiten kann „Mars500“-Proband Diego Urbina dagegen kaum erwarten, dem Diktat der Forschung endlich zu entkommen. „Am meisten habe ich vermisst“, sagt der Italiener, „dass einfach mal etwas Unvorhergesehenes passiert.“ BENJAMIN BIDDER

Video: Experiment „Mars 500“ – Kampf gegen die Langeweile
Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.

DEMOGRAFIE

Das große Schrumpfen

In dieser Woche wird der siebenmilliardste Mensch geboren – die Vereinten Nationen warnen vor Überbevölkerung. Dabei sinken weltweit die Geburtenraten. Experten prognostizieren, ab 2060 werde die Zahl der Erdenbürger abnehmen.

Es ist ein besonderes Kind, das im russischen Kaliningrad kurz nach Mitternacht am 31. Oktober zur Welt kommen wird. Zur Feier seiner Geburt bekommt es eine Urkunde, einen Spielteppich vom Staat und vom Bürgermeister ein Paket mit ganz vielen praktischen Dingen.

Denn dieses Kind, so hat es der russische Statistikdienst Rosstat dekretiert, ist der derzeit siebenmilliardste Mensch auf Erden – „nur symbolisch natürlich“, wie Alexander Mordowin vom Moskauer Büro des Uno-Bevölkerungsfonds erklärt. Jedem Land haben die Vereinten Nationen freigestellt, wie es den runden Geburtstag der Menschheit begehen will.

PIERS BENATAR / PANOS / DER SPIEGEL

Familie Kasyibwami: *„Wer wusste schon, wie viele Kinder überleben würden?“*

RUANDA

Einwohner	11,3 Mio. Schätzung 2011
BIP pro Kopf nominal	593 $ Schätzung 2011
Lebenserwartung	46,2 Jahre 2005 bis 2010
Geburten je Frau	Quellen: Uno, IWF
1950 bis ’55	8,0
2055 bis ’60 Prognose	2,6

In Russland hat man beschlossen, ein ganz konkretes Kind stellvertretend zu küren: „Wir wollen die Aufmerksamkeit auf die demografischen Probleme des Landes lenken“, sagt Mordowin.

Das Kind von Kaliningrad soll davon künden, dass das russische Volk im Schwinden begriffen ist. Die Geburtenrate ist im Keller, die Sterblichkeit eine der höchsten in Europa. Statt heute 142 Millionen wird das weltgrößte Flächenland in 40 Jahren nur noch 100 Millionen Bürger zählen.

Wie anders klang dagegen die Botschaft aus der Uno-Zentrale in New York: Sieben Milliarden Erdenbürger sind wir heute, im Jahr 2100 werden es über zehn Milliarden sein. So prophezeit es die jüngste Projektion zur Weltbevölkerung, die die Uno vorige Woche präsentiert hat.

Die Schlagzeilen fielen entsprechend aus: „Ballungsraum Erde“ titelte der „Tagesspiegel“. Auch die „Neue Zürcher Zeitung“ gab sich besorgt: „Wie viele Menschen trägt die Erde noch?“ Und „Focus online“ fragte bange: „Ist das der Anfang vom Ende der Menschheit?“

Eine ganze Generation wuchs auf in dem Bewusstsein eines Immer-mehr: immer mehr Menschen, immer mehr Verbrauch von Energie, von Nahrung, von Land. Die Angst vor der „Bevölkerungsbombe“ prägte das Schulwissen.

Und tatsächlich: Noch jahrzehntelang wird die Weltbevölkerung wachsen. „Das sollte uns allerdings nicht den Blick darauf verstellen, dass eine ganz andere Entwicklung längst eingesetzt hat“, sagt Wolfgang Lutz. Der Direktor am International Institute for Applied System Analysis bei Wien ist einer der renommiertesten Demografen weltweit, und er sagt: „Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird die Menschheit schon um das Jahr 2060 oder 2070 beginnen zu schrumpfen.“

Eine globale Zeitenwende kündigt sich damit an: Erstmals seit dem Wüten der Pest im 14. Jahrhundert würden dann weltweit mehr Menschen sterben, als geboren werden.

Geburtenboom und Völkerschwund folgen dabei verblüffend dicht aufeinander: Wer heute Mitte vierzig ist, hat in seiner Lebenszeit die Verdoppelung der Menschheit erlebt – und er könnte, wenn Lutz recht behält, auch den ersten Tag des großen Schrumpfens erleben.

Lutz widerspricht damit den Statistiken der Vereinten Nationen, denen zufolge die Menschheit noch bis zum Jahr 2100 wachsen wird. Vor allem in Afrika, meint er, würden die Geburtenraten weit schneller sinken, als es die obersten Menschheitszähler in New York wahrhaben wollten. Den Fehler führt der Forscher darauf zurück, dass manch ein Staat Druck auf die Demografen ausübt: Seid fruchtbar und mehret euch – vielerorts ist das nicht nur ein religiöses Dogma, sondern auch Staatsdoktrin.

Die Botschaft vom Ende des Bevölkerungsbooms ist allerdings keine zwangsläufig frohe. Neben die alten Herausforderungen, etwa die Ernährung der Massen, treten neue, wie die Pflege der alternden Babyboomer: Wo eben noch Aids und Malaria grassierten, gilt es nun, Diabetes und Demenz zu bekämpfen.

Noch wird die Demografie der ärmsten Länder zwar vom Bevölkerungswachstum bestimmt. Drei Ursachen treiben dieses voran: Die Lebenserwartung nimmt zu, statistisch betrachtet um drei Monate pro Jahr. Zweitens geht die Kindersterblichkeit zurück. Und schließlich wird jetzt spürbar, dass die Kinder des Bevölkerungsbooms ihrerseits ins Fortpflanzungsalter kommen.

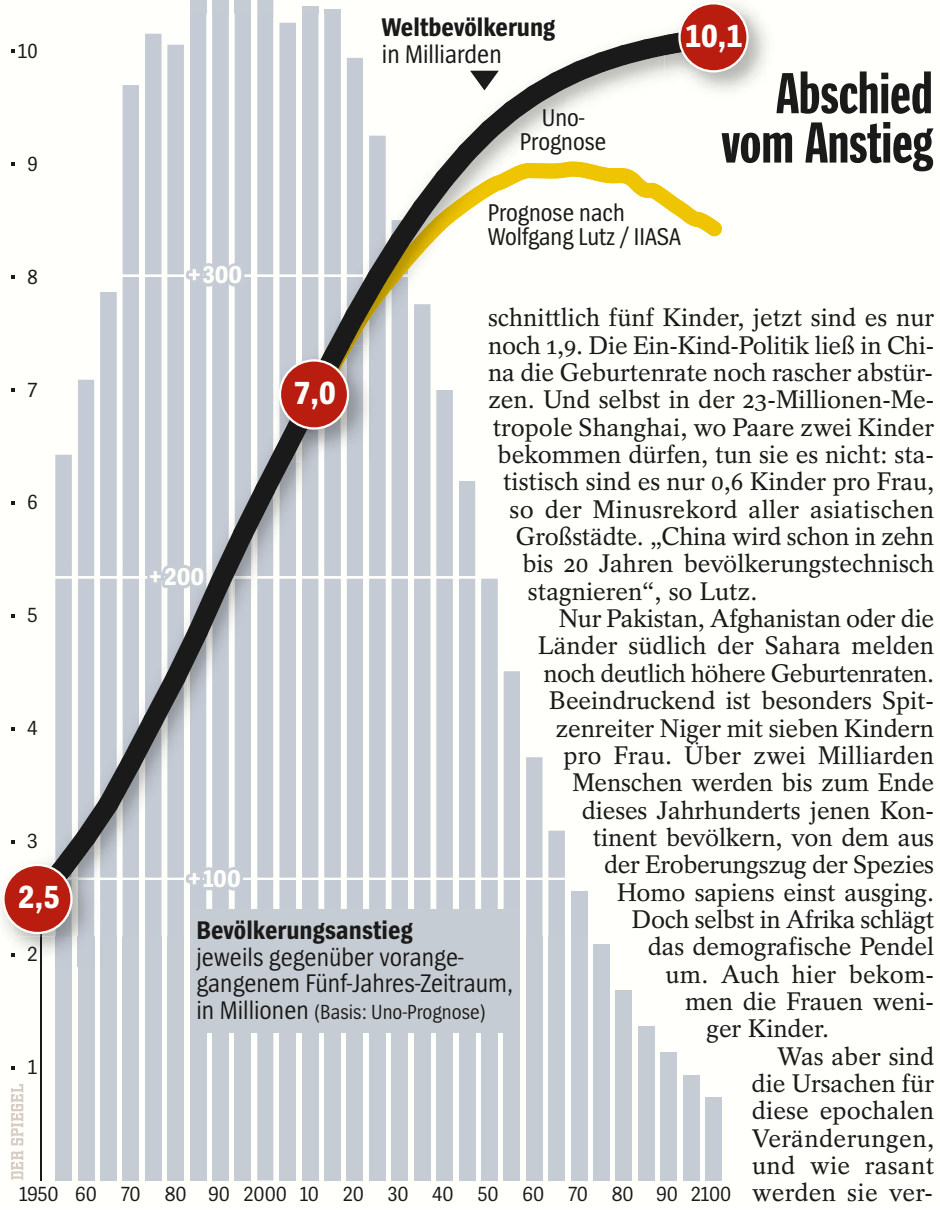
Doch wie viele Kinder setzt die durchschnittliche Frau dieser Boomgeneration in die Welt? Diese Zahl ist es, die über die langfristige Zukunft bestimmt. Und in den meisten Ländern ist sie im freien Fall: 1950 lag sie im Schnitt noch bei 5 Kindern pro Frau, inzwischen hat sie sich auf 2,5 glatt halbiert. Erstaunlich nah liegt das schon an der sogenannten Selbsterhaltungsgrenze von gut 2,1 Kindern pro Frau, jenem Wert, bei dem die Größe einer Population konstant bleibt.

In Europas Industrienationen ist diese magische Grenze längst unterschritten. Japan, das Land mit der höchsten Lebenserwartung, hat zugleich mit 1,2 eine der niedrigsten Geburtenraten. Ebenso wie beispielsweise in Russland, Bulgarien und der Ukraine sinkt hier die Bevölkerungszahl bereits. Und auch die Deutschen würden ohne Einwanderung schon heute zur Gruppe der schrumpfenden Völker zählen.

Besonders in den Schwellenländern Asiens und Lateinamerikas bleiben die Kreissäle leer. In den sogenannten Tigerstaaten haben die Geburtenraten bereits westliches Niveau erreicht. So bekam eine Südkoreanerin 1950 noch durch-

MARKO PRISKE / SPOT

Bahnreisende im indischen Mumbai
Geburtenboom und Völkerschwund



schnittlich fünf Kinder, jetzt sind es nur noch 1,9. Die Ein-Kind-Politik ließ in China die Geburtenrate noch rascher abstürzen. Und selbst in der 23-Millionen-Metropole Shanghai, wo Paare zwei Kinder bekommen dürfen, tun sie es nicht: statistisch sind es nur 0,6 Kinder pro Frau, so der Minusrekord aller asiatischen Großstädte. „China wird schon in zehn bis 20 Jahren bevölkerungstechnisch stagnieren“, so Lutz.

Nur Pakistan, Afghanistan oder die Länder südlich der Sahara melden noch deutlich höhere Geburtenraten. Beeindruckend ist besonders Spitzenreiter Niger mit sieben Kindern pro Frau. Über zwei Milliarden Menschen werden bis zum Ende dieses Jahrhunderts jenen Kontinent bevölkern, von dem aus der Eroberungszug der Spezies Homo sapiens einst ausging. Doch selbst in Afrika schlägt das demografische Pendel um. Auch hier bekommen die Frauen weniger Kinder.

Was aber sind die Ursachen für diese epochalen Veränderungen, und wie rasant werden sie verlaufen? Mit ihren Konvoluten aus Zahlen, Statistiken und Grafiken versuchen die Demografen den wohl intimsten Moment von Milliarden Menschen zu ergründen: den Moment, in dem sie sich fortpflanzen.

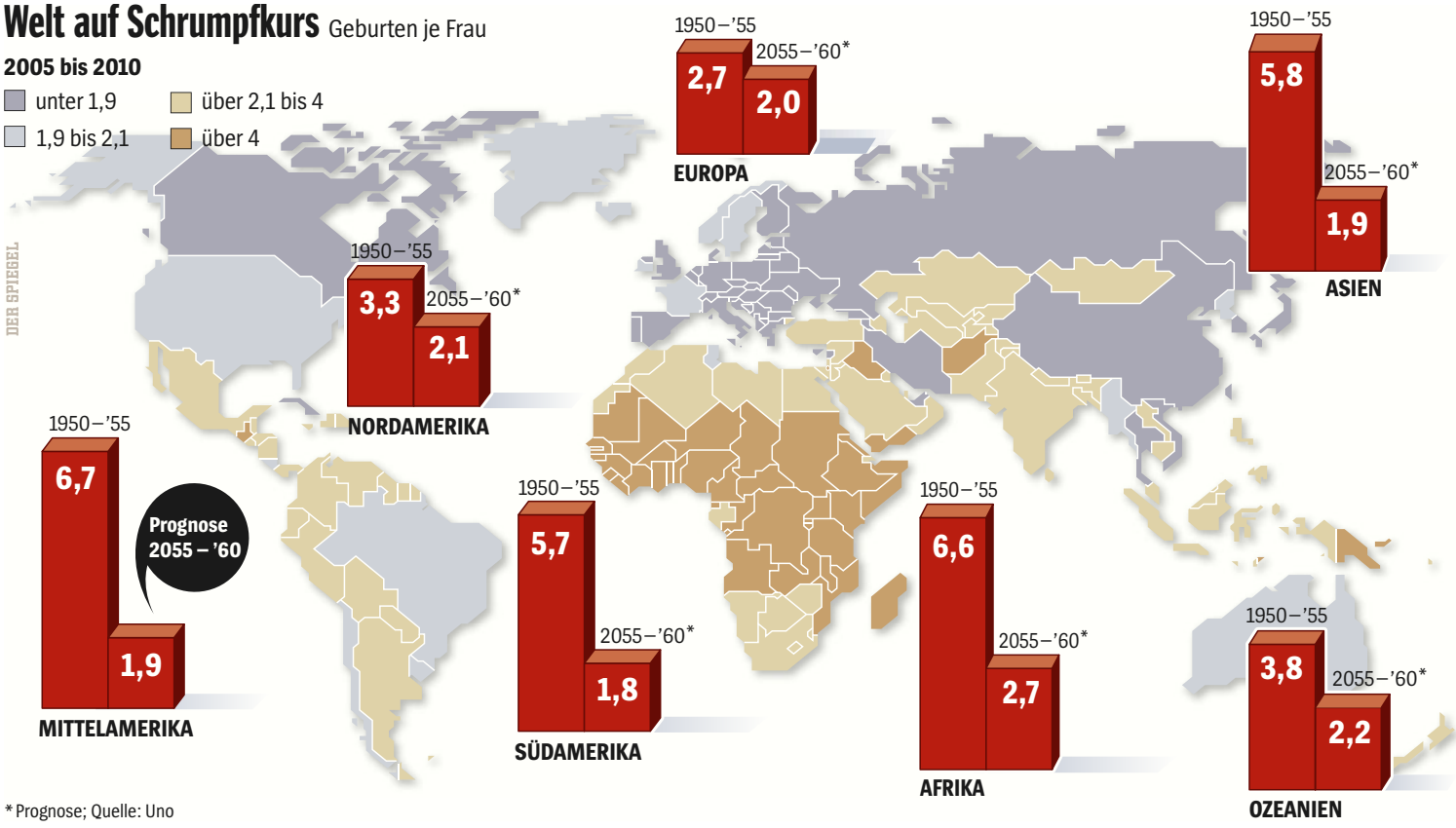
Es gilt dabei, jahrtausendealte Sitten zu berücksichtigen, kulturelle Gewohnheiten und religiöse Überzeugungen. Auch der Bildungsstand und das Wachstum der Volkswirtschaften spielen eine wichtige Rolle. Und dann kommt es noch auf die Geschwindigkeit des medizinischen Fortschritts an.

All das vorhersagen zu wollen mag vermessen klingen. Und doch glauben die Forscher in allen Völkerschaften, von den Abchasen im Kaukasus bis hin zu den südafrikanischen Zulu, ein erstaunlich ähnliches Muster erkannt zu haben.

Die Forscher sprechen vom demografischen Wandel des Planeten Erde, von einem grundlegenden Umbruch, der sich in fünf Phasen unterteile. Schritt für Schritt beschreiben diese den Übergang von kinderreichen Agrargesellschaften zur saturierten Welt überalterter Industrienationen. Es sind fünf Stadien, die sich besichtigen lassen – auf einer Reise zu fünf Familien auf vier Kontinenten.

Phase I: Ein Volk vor dem Wandel

Der Bauer Abraham Kasyibwami lebt in einem Land, das gleich zwei Superlative bereithält, auf die keiner wirklich stolz sein kann. Ruanda ist das am dichtesten besiedelte Land des Kontinents, und es war Schauplatz des größten Völkermords seit dem Zweiten Weltkrieg. Zu viele Menschen auf zu wenig Land – das, so



* Prognose; Quelle: Uno

sagen viele, heizte die ethnischen Spannungen zwischen Hutu und Tutsi zusätzlich an. Ist der Genozid von Ruanda damit ein Menetekel für die blutige Zukunft eines überbevölkerten Kontinents?

Mit seinen fünf Kindern liegt Kasyibwami, 47, ziemlich genau im landesweiten Durchschnitt. Als er seine Familie gegründet hat, da ging es beim Nachwuchs noch um Quantität. „Wer wusste schon, wie viele Kinder überleben würden?“, sagt der hagere Mann.

Gebrauchen konnte er jedenfalls jedes Paar Hände: für sein kleines Feld, auf dem er das zum Überleben Notwendige anbaute. So haben sie es alle gehalten in dem kleinen Weiler Gasharu, 90 Minuten südlich der Hauptstadt Kigali. 86 gebärfähige Frauen gebe es in ihrem Dorf. „Manchmal hatten wir 20 Geburten pro Jahr“, rechnet Kasyibwami vor. Es war ein Teufelskreis: Armut gebärt viele Kinder, und sie zu ernähren stürzt ihre Eltern noch tiefer in die Armut.

Doch es hat sich etwas getan, in Gasharu. Heute werden hier nur noch zwei oder drei Kinder pro Jahr geboren.

Die Zeitenwende fing an mit den Reis-Setzlingen, die die Bauern im Dorf von der Deutschen Welthungerhilfe bekamen, zusammen mit ein paar Kilo Mineraldünger und einigen Tipps, um den Ertrag zu steigern. Die Ernte ließ sich verkaufen. „Ich konnte mir zwei Kühe und zehn Ziegen leisten“, sagt Kasyibwami. Eigentlich, sagt er heute, hätten auch zwei Kinder genügt. „Du musst viel härter arbeiten, wenn du viele Kinder hast.“

Das Beispiel der Bauern von Gasharu offenbart, dass sich das wachsende Heer von Afrikanern durchaus auch künftig wird ernähren können. Noch sei die Landwirtschaft vielerorts sehr unproduktiv, erklärt Harald von Witzke, Agrarökonom vom Humboldt Forum for Food and Agriculture in Berlin: „Mit ein wenig Dünger und ein paar technischen Kniffen lässt sich die Ernte extrem steigern.“

Die Untergangsvision von der Bevölkerungsbombe verstelle da nur den Blick auf die eigentlichen Lösungen. „Die Ursache von Unterentwicklung und Hunger liegt nicht in der Masse der Menschen begründet“, sagt Witzke.

Was es braucht, sind Bildung, politische Stabilität – und der Zugang aller Frauen zu modernen Verhütungsmitteln. Die Kosten dafür schätzt Joel Cohen von der Rockefeller-Universität in New York auf jährlich 6,7 Milliarden Dollar: „So viel geben die Amerikaner für die Halloween-Feiern am 31. Oktober aus.“

„Wir haben eine Vision“, verkündet stolz Ruandas couragierte Gesundheitsministerin Agnes Binagwaho. „Die Vision von einem modernen Land mit einem breiten Mittelstand, der nicht hungern muss, mit genügend Schulen, Krankenhäusern und Straßen.“

Demografen sehen ihr Land auf dem Weg dorthin, binnen nur fünf Jahren ist die Geburtenrate von 6,1 auf 4,5 gefallen. Ruanda steht damit an der Schwelle von der ersten zur zweiten Phase des großen Wandels.

Bei Bauer Kasyibwami verläuft diese Grenze mitten durch seine Familie: Seine fünf Kinder schickt er in die Schule. Sie wachsen heran als Teil einer besser gebildeten Jugend. Die Forscher nennen das den „demografischen Bonus“. Er gilt als wichtiger Faktor, der den Aufstieg einer Nation begünstigt: Weil die Lebenserwartung noch niedrig ist, wenn die geburtenstarken Jahrgänge ins arbeitsfähige Alter kommen, stehen der produktiven Masse nur wenige Alte gegenüber, die es zu versorgen gilt.

Wird Afrika diesen Aufstieg schaffen? Wenn ja, dann öffnet sich für die Europäer ein riesiger Markt mit über zwei Milliarden Menschen. Klappt das Experiment nicht, dann stehen Millionen Migranten an den Pforten Europas. „Schon aus Eigennutz“, mahnt Demograf Cohen, „sollten wir in die Entwicklung dieses Kontinents investieren.“

Phase II: Von der Masse zur Klasse

Es gibt eine alte und eine neue Zeitrechnung – und dazwischen liegt für Maria Andrea do Nascimento ein 3000 Kilometer langer Weg. Den legten ihre Eltern auf der Pritsche eines Lastwagens aus ihrer Heimat im armen Nordosten Brasiliens zurück, bis nach Rio de Janeiro. Dort wuchs die heute 39-Jährige in einer Favela auf. „Meine Mutter war immer im Stress, weil sie nicht wusste, wie sie mich und meine fünf Brüder ernähren sollte“, erinnert sie sich.

ANJA KESSLER / DER SPIEGEL

BRASILIEN	
Einwohner	192,4 Mio. 2011
BIP pro Kopf nominal	12 916 $ Schätzung 2011
Lebenserwartung	72,4 Jahre 2005 bis 2010
Geburten je Frau	Quellen: Uno, IWF
1950 bis '55	6,2
2055 bis '60 Prognose	1,7

Familie do Nascimento: *„Die Frauen sind verantwortungsbewusster als die Männer“*

NICK NOSTITZ / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

SINGAPUR	
Einwohner	5,2 Mio. 2011
BIP pro Kopf nominal	43 867 $ Schätzung 2010
Lebenserwartung	80 Jahre 2005 bis 2010
Geburten je Frau	Quellen: Uno, IWF
1950 bis '55	6,6
2055 bis '60 Prognose	1,9

Single-Frau Eliana: *„Ich verdiene viel Geld und mache Karriere“*

Die Mutter sparte sich das Essen für ihre Kinder vom Mund ab, starb früh, mit 56 Jahren. Doch der Aufbruch in die große Stadt bedeutete für ihre Tochter die Chance zum Aufstieg. Andrea jobbte erst in einem kümmerlichen Optikerladen in der Favela. Nebenher ging sie zur Schule.

Inzwischen ist sie Filialleiterin bei einem Optiker im besseren Viertel der Vorstadt Duque de Caxias, ihr Mann leitet eine Autowerkstatt. Die beiden sind damit zwei jener etwa 20 Millionen Brasilianer, die unter der Regierung Lula in die untere Mittelschicht aufgestiegen sind. 7000 Real im Monat sind in der Familienkasse, das sind knapp 3000 Euro. Aus der Favela sind sie ausgezogen, sie haben jetzt eine Wohnung in Bonsucesso, einem Stadtviertel in der ärmlichen Nordzone von Rio. Die Nascimentos haben einen gebrauchten VW Golf, Baujahr 2008. Ihre beiden Kinder gehen auf Privatschulen.

In ihrem Optikerladen ist Andrea do Nascimento Vorgesetzte von zwölf Mitarbeiterinnen. „Die Frauen sind sorgfältiger und verantwortungsbewusster als Männer“, sagt sie.

Frauen, darin sind sich die Experten einig, spielen die Schlüsselrolle bei dem großen Wandel, der auch die brasilianische Gesellschaft erfasst hat. Manche Forscher sprechen vom „Jahrhundert der Frau“.

Ihre Arbeit im Optikerladen unterbrach Andrea do Nascimento für die Geburt ihrer zweiten Tochter nur kurz. „Es war hart“, sagt sie, „aber ich wollte finanziell unabhängig sein.“ Viele ihrer Freundinnen ließen sich nach dem ersten oder dem zweiten Kind sterilisieren. Häufig lassen Brasilianerinnen den Eingriff im Zuge eines Kaiserschnitts vornehmen. „Dann erfährt der Mann es gar nicht“, erklärt Nascimento.

Die Frauen wollen, dass sie und ihre Kinder vom Aufschwung profitieren. Nicht einmal religiöse Moral kann sie daran hindern: Selbst in Iran ist die Geburtenrate seit Machtergreifung der Mullahs im Jahr 1980 von 7,0 auf 1,8 Kinder gesunken – rasanter als irgendwo sonst auf der Welt. Im Westteil der Türkei ist die Fertilitätsrate bei 2,0 angekommen.

Mit oder ohne Verhütungsmittel, mit oder ohne Sex vor der Ehe: In immer mehr Ländern dieser Welt sorgen die Frauen für jenen Knick in der Geburtenstatistik, der charakteristisch ist für die zweite demografische Phase.

In Brasilien hat der wirtschaftliche Höhenflug gerade erst begonnen. Befeuert wird er durch die Masse an gutausgebildeten jungen Leuten. „Sie verwandeln den demografischen Bonus in eine demografische Dividende“, erklärt Reiner Klingholz vom Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung.

Besonders Bangladesch führt er gern als Beispiel an. „Den jüngsten Tiger“ nennt er das 150-Millionen-Land, das sich, nur etwas mehr als halb so groß wie die alte Bundesrepublik, in eine riesige Werkbank und Nähstube für die Welt entwickelt hat.

„Das Ganze ist verbunden mit riesigen ökologischen Problemen und sozialer Ungerechtigkeit“, sagt Klingholz, „und dennoch wächst eine Mittelschicht mit gebildeten Kindern heran, die das Land auf eine neue Entwicklungsstufe stellen werden.“

Phase III: Boom an den Börsen, Krise in den Kreißsälen

Nanny Eliana ist ein Kind der demografischen Dividende. Schon mit 33 hat sie es ganz weit nach oben geschafft: Die Frau aus Singapur ist seit neun Jahren Inhaberin einer PR-Agentur; sie gibt Modezeitschriften heraus und hat jetzt auch noch einen preisgekrönten Roman geschrieben.

Sie sieht blendend aus und versteckt ihre Schönheit nicht. Gern schlendert sie in schwarzem Top und kurzem Rock über die Einkaufsstraßen des Stadtstaats. Andernorts würde sie den Männern den Kopf verdrehen. In Singapur ist das anders. Hier interessieren sich die Herren eher für Geschäftsabschlüsse.

Der Stadtstaat mit seinen fünf Millionen Einwohnern steht für den Erfolg der asiatischen Tigerstaaten. Noch in den sechziger Jahren hatten die Einwohner ein niedrigeres Bruttoinlandsprodukt pro Kopf als die Kenianer, heute rangieren sie mit 44 000 Dollar unter den Top Ten dieser Welt. Damals glich auch die Geburtenrate noch jener Afrikas: Sieben Kinder bekam die Frau durchschnittlich in Singapur. Sie heiratete früh, in der Regel den Mann, den ihre Eltern für sie ausgesucht hatten, und ihr Platz war im Haushalt.

Nanny Eliana ist unverheiratet und kinderlos, und das macht ihr Spaß. „Ich verdiene viel Geld und mache Karriere“, sagt sie strahlend. „Das sehen viele Frauen meiner Generation so: Immer mehr wollen Single bleiben, arbeiten und reich werden.“ Ihre Eltern mussten sich irgendwann damit abfinden. „Immerhin müssen sie sich jetzt keine Sorgen mehr um meine finanzielle Absicherung machen.“

Einst waren es die Eltern, die den Bräutigam aussuchten. Heute versucht sich der Staat in dieser Rolle.

„Macht drei Kinder oder mehr!“, wirbt der Staat auf Plakaten. Er druckt Ratgeber, die den Weg zu versteckten Parkplätzen für den Autosex weisen, und organisiert Kuppelpartys, auf denen nur Singles zugelassen sind.

Auf der Internetplattform Lovebyte, die vom Ministerium für Jugend, Sport und Entwicklung betrieben wird, gibt ein Dr. Love kluge Ratschläge. Zum Beispiel rät er einer 41-jährigen Karrierefrau, die wissen will: „Wonach suchen Männer?“, sie solle sich erst einmal fragen, was sie selber wolle.

Auch Nanny Eliana wurde als Studentin zu staatlichen Singlepartys und Speed-Dating-Veranstaltungen eingeladen. Sie

ist nie hingegangen. „Die Männer da waren alle langweilig. Nur Ingenieure oder Buchhalter, schüchtern und sozial unterentwickelt“, sagt Nanny. Das hätten ihr Freundinnen erzählt.

Auf 1,25 Kinder pro Frau ist die Geburtenrate Singapurs gefallen – und liegt damit immerhin noch über derjenigen vieler anderer Metropolen Asiens. Hongkongs Wert zum Beispiel: 1,0.

Der Aufstieg Südostasiens ist atemberaubend, und als treibende Kraft dabei gilt die Bildung der Frauen. Südkorea etwa war einst ein vom Krieg geschundenes Entwicklungsland, kaum eine Frau über sechzig hat deshalb heute einen Schulabschluss. Heute besucht jede zweite Koreanerin die Uni. „Das ist mehr als bei uns in Europa“, sagt Demograf Lutz.

Mehr als jedes andere Land aber profitiert derzeit wohl China von der demografischen Dividende – wenngleich sich hier das Blatt bereits wendet. Grund ist die rigide Ein-Kind-Politik, die dem Land schon bald eine massive Überalterung bescheren wird.

In den USA und Europa dauerte es 70 Jahre, bis sich der Anteil der über 65-Jährigen von 7 auf 14 Prozent verdoppelte. In China wird sich der gleiche Prozess in 25 Jahren vollziehen. „Die Sozialwissenschaftler dort sind sich dieser Gefahr sehr bewusst“, berichtet Demograf Klingholz, der regelmäßig zu Kongressen ins Land der Mitte eingeladen wird. „Die Finanzinvestitionen der Chinesen im Westen sind so eine Art Altersversorgung“, erklärt er. „Die Chinesen können damit später ihr zukünftiges Heer von Greisen versorgen.“

Phase IV: Das Land leert sich

Manch ein Wissenschaftler dachte, der Geburtenrückgang im Zuge des demografischen Wandels werde bei zwei Kindern pro Frau stoppen. Wie groß dieser Irrtum war, lehrt ein Besuch im Dorf Hemeln. Viele Fachwerkhäuser hier sind denkmalgeschützt. Der Ort schmiegt sich an das Ufer der Weser.

Von seinem Fenster aus blickt Walter Henckel, 79, auf den Fluss. Die Weser ist an dieser Stelle zugleich die Landesgrenze, drüben ist Hessen. „Damals war das Ausland für uns“, sagt Henckel und lacht.

Der Architekt im Ruhestand ist ein höflicher alter Herr mit rundem Gesicht, wachem Blick und sorgfältig gescheiteltem weißem Haar. Seit 41 Jahren, fast sein halbes Leben also, ist Henckel ehrenamtlicher Ortsheimatpfleger in Hemeln.

Er kennt die besseren Zeiten. Damals, 1989, führte er Hemeln mit zum Sieg im Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“. Jetzt heißt der Wettbewerb „Unser Dorf hat Zukunft“, und der Ortsrat soll nun bald entscheiden, ob es sich überhaupt lohnt mitzumachen.

Neulich erst ging Henckel wieder einmal mit seinem ledernen Aktenmäppchen von Tür zu Tür. „Zurzeit kämpfen wir darum, dass unsere Grundschule nicht geschlossen wird“, sagt er. Der Rat in Hannoversch Münden hatte mitgeteilt, der Schulbetrieb mit derzeit noch 35 Kindern lohne sich nicht mehr. In diesem Jahr wurden 9 Kinder eingeschult.

Als Henckel jung verheiratet nach Hemeln im Landkreis Göttingen kam, spielten viele Kinder auf den Straßen. Heute sieht man vor allem Silberlöckchen. Fast ein Drittel der 966 Einwohner ist älter als 60 Jahre. Einen Arzt gibt es im Dorf schon lange nicht mehr.

Einer aus dem Ort soll mal gesagt haben: „In Hemeln sind die Schweine besser versorgt als die Menschen.“ Der einzige Supermarkt hat vor drei Jahren dichtgemacht, dafür kommt nun ein rollender Markt, bei dem man auch Torten vorbestellen kann. Und es gibt noch einen Backshop mit Postagentur.

Das sind die Symptome der vierten Phase des demografischen Wandels. Gegen die kommt Ortsheimatpfleger Henckel nicht mehr an. Die Schwindsucht hat das ländliche Deutschland erreicht, doch schon bald soll das Leiden auch in den Städten ankommen. Bis zum Jahr 2050 dürften auf deutschem Boden nur noch 70 Millionen Menschen leben.

Selbst die ganz großen Metropolen könnten davon betroffen sein. Dort wird der Minustrend momentan dadurch abgefedert, dass die Jungen vom Land in die Städte strömen. In Henckels Familie ist das nicht anders: Das eine Kind wohnt in der Nähe von Dortmund, das andere in Berlin. „Zurück werden sie nicht kommen“, sagt Henckel.

Er hat vorgesorgt, falls es ihm künftig schlechter gehen sollte. Sein Haus hat er rollstuhlgerecht konzipiert. „Sollten wir mal pflegebedürftig werden, beleihen wir das Haus und bezahlen davon einen ambulanten Pflegedienst.“

Deutschlands Zukunft ist grau. Außer Japan hat kein Land der Welt ein höheres Durchschnittsalter.

Viele Demografen schütteln deshalb etwas befremdet den Kopf über die deutsche Debatte über Einwanderung und Migranten. Die Volkszähler der Vereinten Nationen haben sich schon den Begriff der „Bestandserhaltungsmigration“ ausgedacht. Für Deutschland haben sie errechnet, dass in den kommenden 40 Jahren 24 Millionen Menschen zuziehen müssten, um die Zahl der Arbeitsfähigen auf gleichem Niveau zu erhalten.

Aber auch auf dem Kapital- und dem Immobilienmarkt wird es zu spüren sein, wenn sich das Land entvölkert. So hat der ungarische Ökonom Elod Takats vom Internationalen Währungsfonds errechnet, dass Häuser in Japan, Italien und Deutschland schon bald um ein Prozent pro Jahr an Wert verlieren werden.

Das Wissen um solche Zusammenhänge ist alt. Schon Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. hatte erkannt: „Die Bevölkerung ist der Reichtum eines Landes.“ Können immer weniger Menschen überhaupt noch ökonomisches Wachstum erwirtschaften? „Wir werden uns davon verabschieden müssen, den Erfolg unseres Landes am Bruttonationaleinkommen zu messen“, glaubt Demograf Klingholz.

Phase V: Menschheit im Gleichgewicht

Demografen hegen die Hoffnung, dass auch das Schrumpfen irgendwann ein Ende haben wird. Und das liegt an Frauen wie Ida Solheim.

DEUTSCHLAND

Einwohner	81,8 Mio. Schätzung 2010
BIP pro Kopf nominal	44 555 $ Schätzung 2011
Lebenserwartung	79,4 Jahre 2005 bis 2010
Geburten je Frau	Quellen: Uno, IWF
1950 bis ’55	2,2
2055 bis ’60 Prognose	1,9

VISUM/DER SPIEGEL

Heimatpfleger Henckel, Familie Solheim: *Nun müssen sich die Männer ändern*

Kurz nach halb fünf biegt sie an einem sonnigen Herbstnachmittag mit Schwung in die Auffahrt zu ihrem grauen Holzhaus auf einem der Hügel nördlich der Osloer Innenstadt. Die zwei älteren Töchter, drei und fünf, schauen ein wenig müde aus ihren Kindersitzen. Vorn auf dem Beifahrersitz schläft ihre Jüngste. „Ich stand im Stau“, sagt sie oben, in der Küche, zu dem Mädchen aus der Nachbarschaft, das schon mit dem Abendessen wartet. „Johan kommt später vom Flughafen“, ruft sie ihm zu und meint damit ihren Lebenspartner, der tagsüber auf Dienstreise war.

Die soziologischen Kerndaten: Ida Solheim, 36 Jahre, drei Kinder, Unternehmensberaterin, unverheiratet. Das macht die Frau mit dem Blondschopf zum Lichtblick aller Familienpolitiker.

Frauen wie sie, bestens ausgebildet, beruflich erfolgreich und nicht bereit, ihr Wohlergehen in die Hände eines Mannes zu legen – andernorts bekommt diese Sorte Frau kaum mehr als ein oder zwei Kinder, wenn überhaupt, und selbst das meist spät.

HENDEL / DER SPIEGEL

NORWEGEN

Einwohner	5,0 Mio. (Schätzung 2011)
BIP pro Kopf nominal	84 443 $ (Schätzung 2010)
Lebenserwartung	80,2 Jahre (2005 bis 2010)
Geburten je Frau	
1950 bis '55	2,6
2055 bis '60 Prognose	2,1

Quellen: Uno, IWF

Nicht so in Norwegen und Schweden. Dort nähert sich die Geburtenrate dem magischen Selbsterhaltungsniveau an. „Dafür braucht es allerdings dringend möglichst viele Frauen mit drei Kindern“, sagt Kari Skrede, Soziologin von der norwegischen Statistikbehörde. Sie hat einen Effekt untersucht, der auch unter deutschen Familienpolitikern Hoffnungen weckt: „Gleichberechtigung im Beruf und bei der Erziehung der Kinder sorgt für einen Anstieg der Geburtenrate.“

Was nach den demografischen Erfahrungen aus fast einem halben Jahrhundert der Emanzipation zunächst wie ein Widerspruch wirkt, ist nach einem Besuch bei den Solheims ziemlich einleuchtend. „Drei Monate nach der Geburt“, sagt die Karrieremutter, „da habe ich ganz schön am Rad gedreht.“

Sie wollte zurück in ihren Beruf. Ihr Partner Johan betrachtete das als Chance, seinerseits Elternzeit zu nehmen. „Jetzt kann ich mit Ida auf Augenhöhe über die Erziehung reden, weil ich weiß, um was es dabei geht“, sagt er nach seiner Heimkehr, das Jackett in den Designerschrank hängend. Das sei eben nicht so wie bei Vätern, die spät aus dem Büro kämen und ihren Kindern nur einen Gute-Nacht-Kuss gäben, sagt er und schiebt die schon kalten Makkaroni in die Mikrowelle.

Bereits zu Beginn der neunziger Jahre schrieb Norwegen als erstes Land vor, dass der Staat nur dann für die volle Elternzeit aufkommt, wenn auch der Vater einen Teil davon zu Hause bleibt. „Damals ging es um Gleichberechtigung, an die Geburtenraten hat keiner gedacht“, erinnert sich Statistikerin Skrede. Wenn sich aber Vater und Mutter die Elternzeit teilen, haben Arbeitgeber keinen Vorteil mehr, den männlichen Bewerber einzustellen. So fürchten Frauen den Karriereknick durch ein Kind nicht.

Außerdem erleichtern die Arbeitszeiten das Familienleben in Norwegen. Nach drei Uhr nachmittags finden kaum mehr Besprechungen statt, wer sich um vier auf den Heimweg macht, wird nicht schief angeschaut. „Dafür stört es aber auch niemanden, wenn man mal von zu Hause arbeitet und im Hintergrund die Kinder quietschen“, so Solheim.

Noch ist auch in Skandinavien nicht alles zum Besten bestellt mit Gleichberechtigung und Geburtenzahl. Aber der eingeschlagene Pfad scheint der richtige: „Die Zahl der Frauen mit hohem Bildungsgrad und mehr als zwei Kindern nimmt zu“, sagt Skrede. Sie ist überzeugt: Nachdem die Frauen den demografischen Wandel angestoßen haben, müssen sich nun die Männer ändern, um ihn zum Guten zu vollenden.

Kann ein Beispiel wie dasjenige Norwegens den Weg weisen in eine wohlstandsgesättigte Zukunft, in der sich Geburten- und Sterberaten die Waage halten? Bevölkerungsforscher Lutz hält das für denkbar. Irgendwann im nächsten Jahrhundert, glaubt er, könne sich die Bevölkerungszahl der Welt auf einem Niveau von vielleicht sechs Milliarden Menschen stabilisieren. „Damit sind wir in jenem Bereich, den Ökologen als erträglich für unseren Planeten ansehen“, sagt er.

Zwar werde es dazu mancher politischen Phantasie bedürfen. „Aber Menschen sind nicht nur Münder, die essen, sondern auch Gehirne, die neue Lösungen finden.“ Jens Glüsing, Horand Knaup, Thilo Thielke, Gerald Traufetter, Antje Windmann

Der digitale SPIEGEL. Die neue Art zu lesen.

Jetzt auch für Android

Früher lesen:
Sonntag schon ab 8 Uhr auf iPad, iPhone®, Android-Tablets und -Smartphones.

Mehr sehen:
Nutzen Sie Videos, Fotostrecken und interaktive Grafiken.

Mehr hören:
Lauschen Sie Interviews, neuen Songs oder historischen Tondokumenten.

Mehr wissen:
Lesen Sie am Ende des Artikels weiter auf den Themenseiten. Lassen Sie sich vom Reporter erklären, wie er recherchiert hat.

Jetzt exklusiv in der neuen Ausgabe:

- Gute Nacht – **Video-Übung** und **SPIEGEL-TV-Film** über den Traum vom erholsamen Schlaf
- Auf Patrouille – **Video** über deutsche Scharfschützen in Afghanistan
- Eingesperrt für die Forschung – **Video** über das Isolationsexperiment „Mars500“

www.spiegel.de/digital

Ihre Meinung zu BILD, Ingo Appelt?

Provokant!

Niveaulos!

Immer Sex im Kopf ...

... also ich würde Sie Heiraten!!!

*Quelle: ma 2011 Presse II

Bild Dir Deine Meinung!

BILD bedankt sich bei Ingo Appelt für seine ehrliche und unentgeltliche Meinung.
Übrigens: BILD wird von mehr Abiturienten und Akademikern gelesen als die F.A.Z.* Mehr Infos auf www.fakten.bild.de

GESUNDHEIT

Prämien für Läufer

Männer und Frauen, die regelmäßig joggen, sparen den Krankenkassen Kosten. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie der Universität Köln, die Teilnehmer an einem Sport- und Präventionsprogramm der Barmer GEK untersucht hat. Demnach stiegen die Ausgaben der Kasse bei Arzneimitteln, Krankenhausaufenthalten und Heilmitteln zum Beispiel für Hobbyläufer jährlich um rund hundert Euro weniger an als bei einer Vergleichsgruppe. Vor allem die gesetzlichen Kassen locken laufwillige Kundschaft deshalb mit Prämien, Sachpreisen und sportwissenschaftlicher Rundumbetreuung – oder treten gleich selbst als Veranstalter von Laufevents auf. „Wir müssen die Bevölkerung motivieren, sich mehr zu bewegen“, sagt Rüdiger Meierjürgen, Leiter des Bereichs Prävention bei der Barmer GEK, an deren Bonusprogramm sich

IMAGEBROKER / VARIO IMAGES

Marathonläufer in Düsseldorf

mittlerweile über eine Million Menschen beteiligen. Zum Service bei den Kassen gehören inzwischen auch Tipps früherer Weltklasseläufer – Marathontrainer Herbert Steffny berät die Versicherten der AOK, Olympiasieger Dieter Baumann bietet bei der KKH-Allianz einen Internetchat an.

JONATHAN BONCEK / POKERNEWS

Profispieler Heinz

POKER

Viel Obst, viel Geld

Knapp neun Millionen Dollar – das ist die Summe, die der Sieger der Poker-Weltmeisterschaft in Las Vegas kassiert. Erstmals sitzt auch ein deutscher Profi beim großen Finale vom 6. bis 8. November in der US-Zockermetropole am Tisch. Pius Heinz, 22, Student aus Odendorf bei Bonn, hat sich in der Qualifikation von Mai bis Juli gegen knapp 7000 Konkurrenten durchgesetzt. Nun steht er zusammen mit acht weiteren Kandidaten im Endspiel der World Series of Poker. Heinz bereitet sich seit Wochen akribisch auf das Ereignis vor. Neben dem Pokertraining mit seinem Betreuer Johannes Strassmann lässt sich Heinz von einem Fitness- und einem Mentaltrainer in Form bringen. Ein Internist hat ihm einen Ernährungsplan aufgestellt: viel Obst, kein Weißbrot, wenig Nudeln und Reis. Das Bild vom zigarettenpaffenden Berufszocker sei überholt, so Strassmann. Nur wer einen ordentlichen Lebenswandel führe, sei in der Lage, bei einem WM-Finale die Nerven zu behalten. Probleme hatte Heinz zuletzt allerdings, sein Schlafpensum von mindestens acht Stunden pro Nacht einzuhalten, wie er dem „Kölner Stadt-Anzeiger“ erzählte. „Wenn ich tatsächlich diese knapp neun Millionen gewinnen sollte, hätte ich ausgesorgt. Mein Leben steht am Scheideweg, deshalb bin ich etwas unruhig. Beim Einschlafen muss ich oft darüber nachdenken.“

SPONSORING

„Sensibles Feld“

ZDF-Sportchef Dieter Gruschwitz, 57, über den Umgang mit Sponsorenwerbung im Fernsehen

SPIEGEL: Der Bayerische Rundfunk (BR) untersagt Gästen der Sendung „Blickpunkt Sport“, Sponsorenlogos zu tragen. Wird es ein solches Verbot auch im ZDF geben?
Gruschwitz: Wir bewegen uns auf einem sensiblen Feld. Wir unterscheiden uns bei diesem Thema nicht von der ARD. Auch wir versuchen, Werbeauftritte zu unterbinden. Das gelingt in einer Lebenswirklichkeit, zu der Werbung nun einmal gehört, nicht immer.
SPIEGEL: BR-Sportchef Werner Rabe argumentiert, es handle sich um Schleichwerbung, wenn Sportler mit Sponsorenlogos aufträten.
Gruschwitz: Vom juristischen Standpunkt aus gesehen ist das keine Schleichwerbung.

PHILIPP GUELLAND / DAPD / DDP IMAGES

Gruschwitz

SPIEGEL: Selbst gutbezahlte Sportler betreten Fernsehstudios oft nur mit Werbung am Hemdkragen oder auf der Baseballkappe.
Gruschwitz: Da ist die Tendenz rückläufig. Unsere Gäste haben längst begriffen, dass es unvorteilhaft ist, wie Litfaßsäulen herumzulaufen.
SPIEGEL: Dürfen TV-Experten wie Oliver Kahn werben?
Gruschwitz: Nein. Experten haben seit Jahren ein vertraglich geregeltes Werbeverbot.

DENNIS GROMBKOWSKI / BONGARTS / GETTY IMAGES (L.); ALEX GRIMM / GETTY IMAGES (R.)

Schiedsrichter Brych, Michael Kempter: *Der Fall bringt die Integrität der Branche ins Wanken*

AFFÄREN

Feldzug gegen die Familie

Ein Steuerskandal erschüttert die Welt der deutschen Schiedsrichter. Tippgeber für die Ermittler war der ehemalige Referee Manfred Amerell, der sich vom DFB und von dessen Präsidenten Theo Zwanziger verraten fühlt.

Er kannte den Ort und die Zeit, wann die Beamten zuschlagen würden, und er wollte es mit eigenen Augen sehen. In aller Frühe fuhr Manfred Amerell, der einstige Schiedsrichtersprecher des Deutschen Fußball-Bundes (DFB), am vorigen Montag von München ins baden-württembergische Sauldorf. Es war kalt an jenem Morgen. Er parkte in der Nähe des Hauses von Michael Kempter, einem früheren Kollegen, den Amerell einmal sehr gern hatte. Damals, in einem anderen Leben.

Als um neun Uhr drei Fahrzeuge mit Neu-Ulmer Kennzeichen vor dem Anwesen vorfuhren, in dem Kempter mit seinem Bruder Robert wohnt, beobachtete Amerell die Aktion von seinem Auto aus. Er sah, wie sechs Beamte das Haus betraten, und er wartete, bis sie es rund drei Stunden später wieder verließen. Sie hatten Unterlagen mitgenommen.

Es war eine Szene wie in einem Film. Amerells Film.

Seit vergangener Woche ist die deutsche Schiedsrichterbranche in einen Steuerskandal verstrickt. Mehrere Staatsanwaltschaften ermitteln bundesweit gegen 21 aktive und ehemalige Referees des DFB, darunter auch Michael Kempter. Den Männern wird vor allem vorgeworfen, Honorare für Spieleinsätze am Fiskus vorbeigelenkt zu haben. Kempters Anwalt Christoph Schickhardt bestätigte, dass gegen seinen Mandanten ermittelt wird. Kempter habe mit den Fahndern „sachlich und völlig transparent über die Anschuldigungen gegen ihn gesprochen“.

Es ist ein Fall, der die Integrität der Schiedsrichterbranche ins Wanken bringen könnte. Es ist aber auch die Geschichte eines Mannes, der sich auf einem Feldzug befindet.

Manfred Amerell, 64, war jahrelang einer der ranghöchsten Schiedsrichter in Deutschland. Ende 2009 wurde er von dem damaligen Nachwuchsreferee Michael Kempter der sexuellen Belästigung bezichtigt. Amerell verlor seinen Posten bei dem Verband, der für ihn eine zweite Familie gewesen war. Seither fühlt er sich verraten von seiner Zunft, vom DFB-Prä-

sidenten Theo Zwanziger, von Kempter, mit dem er, wie Amerell angibt, eine „einvernehmliche“ Beziehung gehabt habe.

Seit längerem schon droht er, es allen heimzuzahlen. Womöglich ist Amerell nun ein erster Schlag gelungen. Denn er war es, der im Frühjahr Kontakt mit der Augsburger Steuerfahndung aufgenommen hatte, um mutmaßliche finanzielle Unregelmäßigkeiten früherer Schiedsrichter-Freunde zu melden. Aus Durchsuchungsbeschlüssen geht hervor, dass die Razzia auch auf seinen Anzeigen beruht.

Zu den Schiedsrichtern, die so ins Visier der Strafverfolger gerieten, gehören die angesehensten Vertreter der Branche, unter ihnen Felix Brych. Der Referee aus München, ein Jurist, der beim Bayerischen Fußball-Verband als Hauptabteilungsleiter Sport arbeitet, bestätigte, dass die Münchner Staatsanwaltschaft gegen ihn ermittelt. Zu den Anschuldigungen äußerte er sich nicht, „da es sich um ein schwebendes Verfahren handelt“.

Steuerfahnder und Staatsanwälte in ganz Deutschland interessieren sich vor allem dafür, was mit den Honoraren geschah, die Schiedsrichter vom Weltfußballverband Fifa für ihre Einsätze kassierten, pro Länderspiel immerhin rund 4500 Euro plus Spesen. Aus Kreisen der Ermittler heißt es, dass Beträge im „sechsstelligen Bereich“ am Fiskus vorbeigeschleust worden seien – Einnahmen, die die Fifa den Unparteiischen auf Konten im Ausland überwiesen haben soll, aber auch Zinserträge, die dort anfielen.

Die DFB-Funktionäre, in deren Frankfurter Zentrale am Montagmorgen voriger Woche ebenfalls fünf Beamte auftauchten und Akteneinsicht verlangten, reagierten bislang gelassen auf den Steuerfall. Keiner der betroffenen aktiven Schiedsrichter wurde aus dem Verkehr gezogen. Sollten sich die Vorwürfe erhärten, muss der Verband wohl reagieren, will er nicht das Image seiner Schiedsrichtergarde dauerhaft ramponieren.

Es wäre ein kleiner Sieg für Amerell, der beteuert, es gehe ihm in der Sache nicht „um Rache“, sondern „um Gerechtigkeit und Wahrheit“. Drei Tage nach dem Einsatz der Steuerfahnder bei Kempter sitzt er im Restaurant Zirbelstube in der Nähe des Münchner Hauptbahnhofs. Er wirkt aufgewühlt. Er hat

Amerell wirkt aufgewühlt. Er hat einen Stapel Akten dabei. „Belege für Sauereien“, sagt er.

einen Stapel Akten dabei. „Belege für Sauereien“, sagt Amerell.

Als die Affäre Kempter/Amerell vor knapp zwei Jahren öffentlich ausgebreitet wurde, erlebte das Publikum ein unwürdiges Schauspiel. Kempter, lange Zeit von Amerell protegiert, berichtete von „intimen Berührungen“ des Mentors. Amerell präsentierte in einer Talkshow Kurzmitteilungen seines Zöglings, die zeigen sollten, dass alles in beiderseitigem Einverständnis geschah.

Bis heute beschäftigt der Fall die Gerichte. Amerell sieht durch die öffentlichen Anschuldigungen seine Persönlichkeitsrechte verletzt und verlangt von Kempter 150 000 Euro Schmerzensgeld. Einen Prozess vor dem Landgericht Hechingen verlor Amerell im Mai, im Dezember steht die nächste mündliche Verhandlung im Berufungsverfahren vor dem Stuttgarter Oberlandesgericht an.

ANDREAS GEBERT / DPA

Früherer Referee Amerell (r.): *„Der ganze Mist wird ans Tageslicht kommen“*

Vor kurzem kam heraus, dass Michael Kempter 2009 zu einer Geldstrafe von 23 750 Euro verurteilt worden war, weil er Einnahmen aus seiner Tätigkeit als Schiedsrichter nicht versteuert hatte. Dennoch wurde er vom DFB für die Fifa-Schiedsrichterliste vorgeschlagen. Verbandspräsident Zwanziger erklärte nun, er habe bis April dieses Jahres von Kempters Vorstrafe nichts gewusst.

Amerell hingegen wurde durch die Affäre mit Kempter aus seinem alten Leben katapultiert. Er hat in den vergangenen Monaten sieben Kilo abgenommen. Wegen der „unfassbaren psychischen Belastung“ habe er seinen Hotelbetrieb in Augsburg aufgeben müssen. Weil in der Stadt überall über ihn „getratscht“ werde, zog er nach München, wo er seit Jahren eine zweite Wohnung hat.

Der Mann mit den tiefen Falten um die Mundwinkel ist ein Getriebener. „Kempter und der DFB verfolgen mich die ganze Zeit“, sagt Amerell. Er spricht mit bebender Stimme, hält minutenlange Monologe, schimpft über DFB-Präsident Zwanziger.

Über sieben Monate belieferte Amerell Steuerfahnder mit selbstrecherchierten Daten und Informationen. Als „dauerhafter Zuträger“ erschien er fast wöchentlich in den Büros der Beamten, „was ehrlich gesagt schon etwas nervt“, wie ein Ermittler notierte.

Was die Beamten am Ende recherchiert hatten, ist gleichwohl beachtlich. So soll die Fifa Honorare für die Einsätze deutscher Schiris bei internationalen Spielen auch auf deren Konten in der Schweiz und in Liechtenstein überwiesen haben, etwa bei der LGT-Bank. „Bei den nicht versteuerten Einkünften und Umsätzen“, heißt es in einer Notiz, „geht es um Beträge im sechsstelligen Bereich.“

Warum überweist der Weltfußballverband Honorare für Schiedsrichter, die ihren Hauptwohnsitz in Deutschland haben, nicht ausschließlich auf Konten in Deutschland? Die Fifa beantwortet diese Frage nicht, aus der Zentrale in Zürich kommt nur die Mitteilung, man könne „zu laufenden Verfahren nicht Stellung nehmen“. In einer Notiz von Ermittlern heißt es: „Scheinbar ist die Fifa nicht an ordentlichen Abwicklungen interessiert.“

Viele der beschuldigten Schiedsrichter sollen geständig sein, ist aus Kreisen der Fahnder zu hören. Gut so, sagt Amerell im Lokal in München. Aber eigentlich interessiert ihn der Steuerfall nicht mehr. Er ist schon weiter. Er hat eine Klage gegen den DFB wegen Verleumdung vorbereitet. „Der ganze Mist wird ans Tageslicht kommen“, sagt Amerell.

Dann klappt er seine Akten zu und fährt nach Hause. Es ist spät geworden, aber er hat noch zu tun.

Rafael Buschmann, Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger

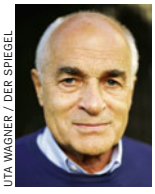
PICTURE-ALLIANCE / DPA

Mannschaftsarzt Liesen bei der Fußball-WM 1986: *„Der macht das, und ihr habt alle zu gehorchen“*

MEDIZIN

„Rotwein im Kofferraum“

Sportarzt Heinz Liesen über Doping im Kalten Krieg, Ohrfeigen bei Olympia und den Appetit von Fußballern



UTA WAGNER / DER SPIEGEL

Liesen, 70, gehörte zu Deutschlands führenden Sportärzten. Von 1967 an arbeitete er an der Deutschen Sporthochschule in Köln; 1987 begann er, das Sportmedizinische Institut in Paderborn aufzubauen. Liesen betreute unter anderem die deutsche Feldhockeyauswahl, die Nordischen Kombinierer und die Fußball-Nationalelf von Franz Beckenbauer. 2006 wurde der Professor emeritiert.

SPIEGEL: Professor Liesen, die Athleten, Trainer und Ärztekollegen sahen in Ihnen entweder einen Heilsbringer oder einen Scharlatan. Was davon waren Sie?

Liesen: Weder das eine noch das andere. Mir ging es immer darum, die Gesundheit des Sportlers zu erhalten, sonst wird er ausgepowert und geht kaputt.

SPIEGEL: Was reizte Sie, sich um gesunde statt um kranke Menschen zu kümmern?

Liesen: Hochleistungssportler sind extrem belastet und empfindlich. Als ich in den siebziger Jahren mit dem Hockeyteam auf Turnierreisen war, hatten wir zwei Spieler, die schnell krank wurden. Ich fand heraus, dass die beiden immunologisch platt waren. Ihr Testosteronspiegel war stark gesunken. Daraufhin habe ich ihnen etwas Testosteron gegeben …

SPIEGEL: Da geht es doch schon los: Testosteron steht auf der Dopingliste.

Liesen: Damals noch nicht. Eine Gabe an die Spieler reichte aus, um deren Immunsystem so zu aktivieren, dass sie über Nacht wieder einsatzfähig waren. Und gesund blieben. So etwas muss erlaubt sein, wenn ich als Arzt Verantwortung tragen soll. Wir sind keine Flickwerkstatt.

SPIEGEL: Wären Sie dafür, Testosteron freizugeben?

Liesen: Ja. Ich sehe es als Mittel zur besseren Regeneration an.

SPIEGEL: Es steigert eindeutig die Leistung und ist ein Klassiker des Dopings. Wie wollen Sie da eine Grenze ziehen?

Liesen: Indem man es nur so dosiert einsetzen dürfte, um ein Defizit auszugleichen. Aber ich weiß, das kann man kaum sauber trennen. Auch wenn ich Testosteron nur minimal gebe, zur besseren Erholung, habe ich größere Trainingseffekte. Dieser Konflikt ist schwer zu lösen.

SPIEGEL: An der Freiburger Uni-Klinik haben Ärzte bis vor fünf Jahren systematisch Radrennfahrer gedopt. Und nun belegen Historiker, dass zu Zeiten des Kalten Krieges im Westen gezielt nach leistungssteigernden Effekten von Medikamenten geforscht worden war, gebilligt von der Bonner Politik. Wundert es Sie da, dass die deutsche Sportmedizin in einem schlechten Licht steht?

Liesen: Es waren doch meist Sportler, die experimentierten und uns voraus waren. 1973 bat ich einen Zehnkämpfer, an der Kölner Sporthochschule zu erzählen, was er so mache. Er sagte, er schlucke regelmäßig ein Anabolikum und esse täglich fünf bis sieben Kilo Fleisch. Ich glaubte ihm das zunächst nicht. Seine Freundin bestätigte mir, ihr werde schlecht beim Kochen – aber er futtere das. Wir wussten damals nicht, was Anabolika überhaupt bei Leistungssportlern bewirken.

SPIEGEL: Waren Sie naiv?

Liesen: Ahnungslos. Einer meiner Kollegen in Köln war damals der Ex-Radprofi und Biochemiker Manfred Donike …

SPIEGEL: … als Dopingfahnder bekannt …

Liesen: Sein Spitzname war „Kanüle“, weil er sich auf dem Rennrad oft eine Spritze gesetzt hatte. Wir arbeiteten viel zusammen, und wenn wir müde wurden, holte er ein Fläschchen mit Kristallen heraus, Amphetamine, die wir uns in den Kaffee taten. Dann waren wir wieder zwei Stunden lang hellwach. Wie riskant das war, wussten wir noch nicht. Solche Stimulanzien machen das Gehirn kaputt.

SPIEGEL: Wann merkten Sie, welch große Rolle die Rivalität zur DDR spielte?

Liesen: Das war während meiner ersten Olympischen Spiele, 1976 in Montreal.

Damals verwendeten wir eine Spritze, eine Kombination aus Berolase und Thioctacid, die vorher in Köln getestet worden war. Die Präparate standen zwar nicht auf der Dopingliste, sie zu verabreichen war allerdings für die Gesundheit nicht ganz unproblematisch. Der Ruder-Vierer holte damit überraschend Bronze.

SPIEGEL: Und das sprach sich herum?

Liesen: Eines Morgens traf ich August Kirsch, den Präsidenten des Deutschen Leichtathletik-Verbandes, im olympischen Dorf. Er packte mich und sagte: „Toll, wie das funktioniert. Das brauchen wir auch.“ Ich erwiderte, das sei nicht zu verantworten, ohne vorher die Reaktion der Athleten zu untersuchen. Da schrie Kirsch mich an, ich wolle dem westdeutschen Sport Medaillen verwehren. Dann hat er mir links und rechts eine geknallt. Ich stand da wie ein dummer Junge.

SPIEGEL: Ein Schlüsselerlebnis?

Liesen: Sicherlich. Einerseits wusste ich ja, dass Kirsch mit meinem Chef in Köln, Wildor Hollmann, Tennis spielt und Einfluss hat. Auf der anderen Seite hat es mein Bewusstsein geschärft, was man als Sportmediziner mitmachen darf – und was eben nicht.

SPIEGEL: Warum haben Sie 1987 ausgerechnet Hartmut Riedel, einen der führenden DDR-Sportärzte, nach dessen Flucht an Ihr Paderborner Institut geholt?

Liesen: Riedel hatte wichtige Arbeit geleistet. Er hatte nachgewiesen, dass man keine hohen Anabolika-Dosierungen braucht, wie sie in der DDR üblich waren. Er konnte belegen, wie man Nebenwirkungen verhindert, ohne an Leistungsfähigkeit einzubüßen. Ein seriöser Mann, der die Gesundheit der Athleten in den Mittelpunkt stellte.

SPIEGEL: Meinen Sie das ernst? Riedel hatte in einem System Karriere gemacht, in dem die Gesundheit der Sportler nichts galt.

Liesen: Versetzen Sie sich doch mal in seine Lage: Sollte er aufbegehren? Dann wäre er in Bautzen verschwunden.

SPIEGEL: Sie glaubten sofort an ihn?

Liesen: Ja. Ich traf Riedel nach seiner Flucht mehrmals. Ich hatte zunächst die Traumvorstellung, er bringe Wissen mit, wie wir unser Training verbessern können. Wir dachten, die DDR sei besser, weil sie besser trainiere. Wie sehr die dopen, davon hatte ich doch keine Ahnung.

SPIEGEL: Sie hätten Ihren neuen Kollegen einfach danach fragen können.

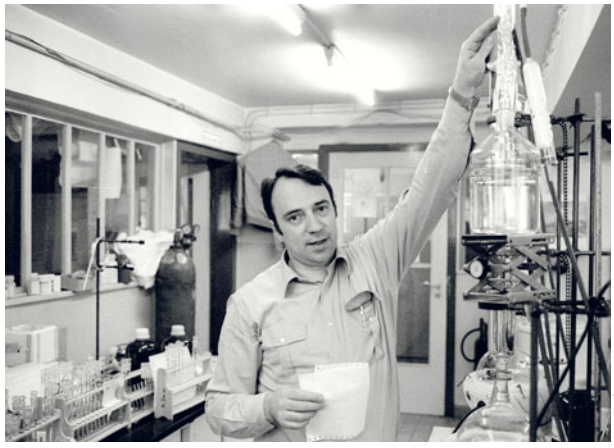
Liesen: Ich wollte Riedel nicht dazu provozieren, geheimes Wissen preiszugeben. Das wäre gefährlich für ihn geworden. Abends, wenn wir das Institut verließen, schaute immer jemand nach, ob draußen eine schwarze Limousine steht. Riedel wusste zu viel über den DDR-Sport, die hätten den am liebsten gekidnappt.

SPIEGEL: Wie kamen Sie darauf?

Liesen: Ich war gewarnt durch Begegnungen mit Manfred Höppner, dem Vizechef des Sportmedizinischen Dienstes der DDR. Der kam jedes Jahr nach Köln, zu Manfred Donike, um zu erfahren, wie sich die Dopinganalytik so entwickelt. Höppner bekam ein neues West-Auto hingestellt, mit Kästen von Rotwein im Kofferraum, alles von Donike besorgt. Als wir einmal anfingen zu erzählen, was ein geflüchteter Sportarzt jetzt bei uns mache, unterbrach Höppner uns: „Sagen Sie jetzt nichts mehr, ich müsste das sonst alles melden.“ Selbst der hatte Angst.

SPIEGEL: Sie begannen vor der Wende, die deutsche Fußball-Nationalelf zu betreuen. Bei Ihrer ersten Weltmeisterschaft, 1986 in Mexiko, fiel auf, dass Sie große Mengen an Spritzen und Tabletten verabreichten. Alles für die Gesundheit?

Liesen: Es ging darum, die Spieler optimal bei Hitze und Höhenlage zu versorgen. Anfangs wurde mittags trainiert, wenn es heiß war – völliger Unsinn. Einmal lag danach Felix Magath mit Schüttelfrost, Durchfall und Übelkeit im Bett. Er hatte ein leichtes Hirnödem. Ich spritzte ihm einen Proteinaseninhibitor, ein paar Stunden später war die Sache weg. Ich sagte, wenn ihr wirklich weiter mittags trainieren wollt, dann mit Kappe auf dem Kopf. Da hieß es: Unmöglich, was meinst du, was die Medien dann mit uns machen! Erst nach dem nächsten Fall wurde nachmittags um fünf trainiert.



WEREK / IMAGO

Dopingfahnder Donike 1974: *Sein Spitzname war „Kanüle“*

SPIEGEL: Warum war es so schwer, zu den Fußballern Vertrauen aufzubauen?

Liesen: Ich musste mich erst durchsetzen. Die Fußballer kannten kein Aufwärmprogramm, keine Regenerationsläufe. Sie ernährten sich sehr schlecht, zu viel Bier und Fleisch. Ich wollte ihnen das klarmachen, aber sie sagten: „Wenn du uns das verbieten willst, kannst du gleich wieder gehen.“ Du stehst blöd da, wenn Franz Beckenbauer dann flachst, wir in Bayern, wir haben früher am Abend vorm Spiel noch Schweinshaxe gegessen. Aber der Franz unterstützte mich sehr.

SPIEGEL: 1990 wurde die Nationalelf Weltmeister. Auch dank Ihrer ärztlichen Kunst und Trainingssteuerung?

Liesen: Da musste ich gar nicht mehr viel bewegen. Als wir vom Viertelfinalspiel ins Quartier zurückkamen, gab es eine Mannschaftsbesprechung. Franz sagte: „Jetzt wollen wir es packen und den Titel holen. Einer weiß ganz genau, wie wir das am besten hinkriegen. Und der sagt uns ab heute, wann und in welchem Umfang wir trainieren.“ Dann rief er mich und sagte: „Der macht das, und ihr habt alle zu gehorchen.“ So war Franz.

SPIEGEL: Wieso ließ Ihnen Beckenbauer so viel Freiheit?

Liesen: Er hielt mich für kompetent. Er holte mich oft auf dem Trainingsplatz zu sich und sagte: „Guck den mal genau an. Ich brauch den in zwei Tagen. Sieh zu, dass der wirklich fit ist.“

SPIEGEL: Nach der WM zogen Sie sich weitgehend vom Leistungssport zurück. Was war geschehen?

Liesen: Ich hielt es nicht mehr aus, wie verlogen Anti-Doping-Politik betrieben wurde. Es ging nur um Geld, Prestige und Macht. Ich bekam als Mitglied der Medizinischen Kommission des Internationalen Olympischen Komitees mit, wie man vor allem Proben von Amerikanern unter den Tisch kehrte, um nicht die Fernsehgelder von US-Sendern zu riskieren.

SPIEGEL: Wie lief so was ab?

Liesen: Damals waren die Fläschchen mit den Urinproben noch aus Glas. Wenn aus Versehen eine B-Probe auf den Boden fiel, war die weg. Und der Athlet konnte nicht mehr gesperrt werden.

SPIEGEL: Sie blieben trotzdem bis 1999 im Präsidium des Deutschen Sportärztebunds. Warum noch so lange?

Liesen: Ich wollte mich dafür einsetzen, dass die Prävention an Bedeutung gewinnt. Aber das war ein harter Kampf.

SPIEGEL: Haben Sie ihn verloren?

Liesen: Joseph Keul, Chef der Freiburger Sportmedizin und nicht gerade mein Freund, hatte seltsame Wege eingeschlagen. Die wollte ich nicht mitgehen. Er sagte damals, er habe 1,5 Millionen Mark von der Telekom erhalten, für Anti-Doping-Forschung, wie er es nannte. Ich vermutete, dass er etwas anderes beabsichtigte.

SPIEGEL: Nämlich das Geld zum Dopen von Telekoms Radteam zu verwenden?

Liesen: Jupp ging es darum, herauszufinden, wie seine Leute nicht erwischt werden konnten, denn Freiburg betreute ja das Radteam. Ich bin dann bei der Delegiertenversammlung der Sportärzte spontan aufgestanden und gegangen. Mein größter Fehler, ich hätte durchhalten sollen. Ein Jahr später war Jupp tot.

Interview: Detlef Hacke, Udo Ludwig

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · **Facebook** www.facebook.com/DerSpiegel · **SPIEGEL ONLINE** www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEURE Georg Mascolo (V. i. S. d. P.), Mathias Müller von Blumencron

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO *Leitung:* Dirk Kurbjuweit, Michael Sauga (stellv.), Christoph Schwennicke (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Petra Bornhöft, Ulrike Demmer, Christoph Hickmann, Wiebke Hollersen, Kerstin Kullmann, Peter Müller, Ralf Neukirch, René Pfister, Christian Schwägerl, Merlind Theile. *Autor:* Markus Feldenkirchen

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

Redaktion Wirtschaft: Markus Dettmer, Katrin Elger, Alexander Neubacher, Christian Reiermann.

DEUTSCHLAND *Leitung:* Konstantin von Hammerstein, Alfred Weinzierl; Hans-Ulrich Stoldt (Panorama, Personalien). *Redaktion:* Jan Friedmann, Michael Fröhlingsdorf, Carsten Holm (Hausmitteilung, Online-Koordination), Anna Kistner, Petra Kleinau, Guido Kleinhubbert, Bernd Kühnl, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Christoph Scheuermann, Katharina Stegelmann, Andreas Ulrich, Dr. Markus Verbeet, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstädt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggerich, Sven Röbel, Marcel Rosenbach, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Thomas Tuma. *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Stefan Niggemeier, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Hans Hoyng, Dr. Christian Neef (stellv.), Britta Sandberg (stellv.), Bernhard Zand (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Julia Amalia Heyer, Jan Puhl, Daniel Steinvorth, Helene Zuber. *Reporter:* Clemens Höges, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Christoph Reuter

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Cordula Meyer, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thadeusz, Christian Wüst. *Autorin:* Rafaela von Bredow

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Nora Reinhardt, Elke Schmitter, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Höbel, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Katja Thimm, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich). Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Matthias Geyer, Cordt Schnibben, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Hüetlin, Guido Mingels, Alexander Osang

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongardt (stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü; Nicola Abé, Roman Höfner, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Anke Jensen, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Michaela Herold (stellv.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz. *E-Mail: bildred@spiegel.de*
SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Ralf Geilhufe (stellv.), Reinhilde Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm
Sonderhefte: Jens Kuppi, Rainer Sennewald

TITELBILD Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg, Arne Vogt

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Maximilian Popp, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Andrea Brandt, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Simone Kaiser, Christoph Pauly, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Conny Neumann, Steffen Winter, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
ABU DHABI Alexander Smoltczyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

BANGKOK Thilo Thielke, Tel. (0066) 22584037

BRÜSSEL Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL PK 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2389558, Fax 2569769

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

LONDON Marco Evers, Suite 266, 33 Parkway, London NW1 7PN, Tel. (004420) 32394776, Fax 75045867

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Horand Knaup, P.O. Box 1402-00621, Nairobi, Tel. (00254) 207123387

NEW DELHI Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 24652118, Fax 24652739

NEW YORK Ullrich Fichtner, Thomas Schulz, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Dr. Wieland Wagner, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

SHANGHAI Sandra Schulz, Taiyuan Road, Lane 63, Block 7 (jia), Room 101, Xuhui District, Shanghai 2000 31, Tel. (008621) 34141703

STAVANGER Gerald Traufetter, Rygjaveien 33a, 4020 Stavanger, Tel. (0047) 51586252, Fax 51583543

TEL AVIV Juliane von Mittelstaedt, P. O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

WARSCHAU P. O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Heinz Egleder, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Catrin Hammy, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensicki, Jan Kerbusk, Ulrich Klötzer, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Dr. Kristina Schuricht, Ulla Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 65 vom 1. Januar 2011
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden
Prinovis, Itzehoe

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffe

DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is $350 per annum.
K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631.
Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and additional mailing offices. Postmaster:
Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, PO Box 9868, Englewood, NJ 07631.

Service

Leserbriefe
SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche
Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:
Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.
Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de
übriges Ausland:
New York Times News Service/Syndicate
E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com
Telefon: (00331) 41439757

für Fotos:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

SPIEGEL-Shop
SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titelillustrationen als Kunstdruck und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter www.spiegel.de/shop
Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

SPIEGEL-Einzelhefte (bis drei Jahre zurückliegend)
Telefon: (040) 3007-2948
Fax: (040) 3007-857050
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Ältere SPIEGEL-Ausgaben
Telefon: (08106) 6604 Fax: (08106) 34196
E-Mail: spodats@t-online.de

Kundenservice
Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 16.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg
Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 (3,9 Cent/Min.)*
Fax: (040) 3007-857003
Zustellung: 01801 / 66 11 66 (3,9 Cent/Min.)*
Fax: (040) 3007-857006
* aus dem Mobilfunk max. 0,42 €/Min.
Service allgemein: (040) 3007-2700
Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

Kundenservice Schweiz
Telefon: (0049) 40-3007-2700 Fax: (0049) 40-3007-3070
E-Mail: kundenservice-schweiz@spiegel.de

Abonnement für Blinde
Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.
Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259
E-Mail: info@blista.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt
Frankfurt am Main
Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296
E-Mail: m-kirchner@t-online.de

Abonnementspreise
Inland: zwölf Monate € 197,60
Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 717,60
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UniSPIEGEL
Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40
Europa: zwölf Monate € 252,20
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 330,20
DER SPIEGEL als E-Paper:
zwölf Monate € 197,60
Halbjahresaufträge und befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung
bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.
Ich bestelle den SPIEGEL
❑ für € 3,80 pro Ausgabe (Normallieferung)
❑ für € 13,80 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zum Monatsende zu kündigen.
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.
Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort
Ich zahle
❑ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut
❑ nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.

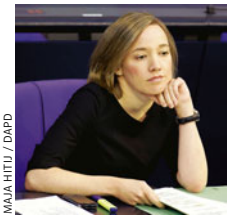
Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SP11-001-WT127

SPIEGEL ONLINE Jeden Tag. 24 Stunden.

PATRICK PLEUL / PICTURE ALLIANCE / DPA

THEMA DER WOCHE

Mythos neuer Mann



MAJA HITIJ / DAPD

Papa schiebt den Kinderwagen, seine Karriere setzt er für ein paar Wochen aus. Doch am Rollenverhalten ändern Vätermonate und Elterngeld noch zu wenig. Mama erledigt die Wäsche. Ein SPIEGEL-ONLINE-Dossier über Anspruch und Wirklichkeit im Familienalltag.

MICHAEL PROBST / AP

Welche Fehler die Politik macht

Warum drei Viertel der jungen Männer keine Elternzeit nehmen

Welcher Vater-Typ sind Sie?

WIRTSCHAFT | Weltrettung auf Französisch
Beim Treffen der Staats- und Regierungschefs der 20 wichtigsten Industrie- und Schwellenländer in Cannes sollen epochale Entscheidungen getroffen werden – von der Bändigung der Finanzmärkte bis zur Stabilisierung der Lebensmittelpreise. SPIEGEL ONLINE berichtet vom G-20-Gipfel.

SPORT | Letzte Chance für den BVB
Für den Deutschen Meister Borussia Dortmund geht es in der Champions League um alles: Gegen Olympiakos Piräus muss das Team unbedingt gewinnen.

einestages.de | Der Vorspieler

LEBRECHT MUSIC & ARTS / CORBIS

Radiomoderator Paul Baskerville spielt seit 30 Jahren Musik, die noch keiner kennt – und trifft immer wieder unbekannte Bands, die später Giganten werden. Auf einestages.de erinnert er sich an U2 im Waschsalon, Oasis im Obdachlosen-Look – und wie die Stasi auf ihn aufmerksam wurde.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

SPIEGEL TV

MONTAG, 31. 10, 20.15 – 21.00 UHR | KABEL DEUTSCHLAND
SPIEGEL TV WISSEN

Deutschlands Lieblingsgerichte

Pizza und Pasta, Fischstäbchen und Currywurst mit Pommes frites sind die Lieblingsgerichte der Deutschen. In der Sendung „Iss Richtig!“ zeigt der Sternekoch Alexander Herrmann, wie sich Speisen so zubereiten lassen, dass sie gut schmecken und gesund sind. Ein weiterer Gast in der Sendung: der Ernährungsexperte Udo Pollmer, der Tipps gibt für eine ausgewogene und genussvolle Ernährung.

SAMSTAG, 5. 11., 20.15 – 0.15 UHR | VOX
DIE GROSSE SAMSTAGSDOKUMENTATION

Chaos im Kopf – Ausnahmezustand Pubertät

Ob lautes Aufbegehren oder stille Rebellion – der Übergang von der Kindheit zum Erwachsensein ist für die meisten Jugendlichen ein Aufbruch. Wissenschaftlich gesehen beginnt die

SPIEGEL TV

Teenager

Pubertät im Kopf. Das Gehirn befindet sich in einer Umbauphase, eine Art „Hormon-Turbo“ sorgt für scheinbar unerklärliche Gefühlsausbrüche. In der vierstündigen SPIEGEL-TV-Dokumentation erzählen Pubertierende von ihrer Lust auf neue Erfahrungen und von ihrer unbändigen Neugier. Eltern beschreiben ihre Sorgen und ihren Familienalltag. Über ihre eigene Pubertät und die ihrer Kinder berichten Prominente wie die Pädagogin und „Super Nanny“ Katia Saalfrank, der Pädagoge Jan-Uwe Rogge, die Geschäftsfrau Dana Schweiger, die ZDF-Moderatorin Gundula Gause, Ex-„Blümchen“ Jasmin Wagner, der Rapper Samy Deluxe und der Jugendmediziner Achim Wüsthof.

SONNTAG, 6. 11., 22.10 – 22.50 UHR | RTL
SPIEGEL TV MAGAZIN

Arrivederci bello – wie Angela und Nicolas Silvio absägen; **Früh übt sich das Wunderkind** – Förderwahn im Krabbelalter; **Unter falscher Flagge** – Neonazis entern Piratenpartei.

Ausgabe #137

„Wir sind keine Idioten!“

Rapper Sido im ‚Eignungstest für die Ehe‘ mit Bushido

DIESMAL:

Glauben bekennen

Kühe melken

Rapper kuscheln

Kostenloses Exemplar bestellen unter:

SPIESSER.de/heft

IVW 3/2011: verbreitete Auflage 772.450 Exemplare

SPIESSER
die jugendzeitschrift

Register

GESTORBEN

Willy de Clercq, 84. Er bevorzugte Fliegen statt Krawatten. Sie waren das Markenzeichen des Juristen und Sohns eines Kaufmanns aus Gent, der fast ein halbes Jahrhundert die belgische Politik mitprägte – als Mitglied und späterer Vorsitzender der flämischen Liberalen Belgiens, als Haushalts- und Finanzminister und gleich dreimal als stellvertretender Premierminister. Auch auf der europäischen Bühne hinterließ de Clercq seine Spuren. 1985 wurde er unter EU-Kommissionspräsident Jacques Delors EU-Kommissar für Außenbeziehungen und Handelspolitik und bereitete die Einführung des europäischen Binnenmarkts vor. Nach vier Jahren wechselte er als Abgeordneter in das Europäische Parlament. 2004 zog er sich aus der Politik zurück. Willy de Clercq starb am 28. Oktober in Gent.

AXEL KULL / AP

Uwe-Jens Heuer, 84. Der Intellektuelle wollte Theorie und Praxis nie voneinander trennen. In Essen geboren und in Berlin aufgewachsen, trat der Rechtswissenschaftler 1948 in die SED ein und blieb ihr kritisch treu. „Ich wollte den Sozialismus verändern, reformieren, nicht beseitigen“, war seine Antwort auf die Frage, ob er zur intellektuellen Opposition in der DDR gehört habe. Sein Weg nach 1989 war politisch folgerichtig. Von Gregor Gysi gerufen, der den „streitbaren Wissenschaftler“ achtete, wird er für die PDS 1990 Mitglied der ersten frei gewählten Volkskammer und danach bis 1998 Bundestagsabgeordneter. Heuer zählte zu den Wortführern des Marxistischen Forums in der damaligen PDS und nahm viel Einfluss auf die Programmdebatten. Für ihn war „ein Marxist nur derjenige, der aus den Aussagen Schlussfolgerungen für sein Verhalten ableitet, den Faden zur Praxis nicht abreißen lässt“. Uwe-Jens Heuer starb am 22. Oktober in Berlin.

DOMINIK PARZINGER / ACTION PRESS

Barbara König, 86. Als sie zum ersten Mal bei einer Tagung der Gruppe 47 dabei war, im Mai 1950, war die aus Böhmen stammende Autorin so aufgeregt, dass sie ihre Erzählung nicht selbst vorlesen mochte. Das verstieß zwar gegen die Regeln, aber die junge Frau wusste ihren Charme einzusetzen. Sie blieb, neben Ilse Aichinger und Ingeborg Bachmann, der weibliche Star der Gruppe. Mit Romanen wie „Die Personenperson“ (1965) und „Schöner Tag, dieser 13.“ (1973) erhielt sie auch international Beifall. Sie verfasste Hör- und Fernsehspiele und beendete ihre Schreibkarriere 1997 mit einem Buch über jenen Mann, der Herz und Kopf der Gruppe 47 war: Hans Werner Richter, der ihr zeitlebens in Freundschaft verbunden blieb. Barbara König starb am 22. Oktober in Dießen am Ammersee.

RENATE VON MANGOLDT

Jiří Gruša, 72. Der im böhmischen Pardubice geborene Dichter, Dissident und Diplomat hatte in Prag Philosophie und Geschichte studiert. Nach dem Ende des Reform-Frühlings erhielt er Publikationsverbot. 1976 war er einer der Initiatoren der „Charta 77“, die mehr Bürgerrechte forderte. Zwei Monate saß er im Gefängnis. 1980 durfte Gruša in die USA ausreisen, später ließ er sich in Bonn nieder, wo er die deutsche Staatsangehörigkeit erhielt. Nach der „Samtenen Revolution“ ernannte ihn sein Freund und enger Vertrauter Václav Havel zum Botschafter in Deutschland und später in Österreich. Gruša, der kurzzeitig auch tschechischer Bildungsminister war, trug viel dazu bei, dass sich das historisch schwierige Verhältnis der Tschechen zu den westlichen Nachbarn entspannte. Jiří Gruša, der von 2004 bis 2009 Präsident des internationalen Pen-Clubs war, starb am 28. Oktober während einer Herzoperation in Deutschland.

Kronprinz Sultan Bin Abd al-Asis Al Saud, 86. Was von ihm bleibt, sind 32 Kinder. Und ein namenloses Grab, ganz wie es der wahhabitische Islam verlangt. Drei Tage verharrte Saudi-Arabien in Staatstrauer. Auch US-Vizepräsident Biden kondolierte persönlich. Sultan war Thronfolger und ein Vollblutpolitiker, Verteidigungsminister seit 1962, den Tagen Kennedys und Chruschtschows. Er galt als Garant für enge Beziehungen zwischen dem ultrakonservativen Königreich und den USA. Zuletzt überließ er das politische Tagesgeschäft immer mehr seinem Sohn und Stellvertreter im Ministerium Khalid. Prinz Sultan starb am 22. Oktober in New York.

THOMAS KOEHLER / PHOTOTHEK.NET

Investitionsziel Sicherheit.

Handelsblatt Investor. Das unabhängige Magazin für private Anleger.

Jetzt kaufen!

Setzen Sie auf Sicherheit – mit Handelsblatt Investor, dem Anleger-magazin jetzt rund um Versicherung, Vorsorge und sichere Investments.

- Analytisch: Diese Versicherungen brauchen Sie.
- Weitsichtig: Sichere Wege der Altersvorsorge.
- Strategisch: Wie Sie Ihr Geld typgerecht anlegen.

Weitere Informationen sowie eine Leseprobe finden Sie unter:

www.handelsblatt.com/investor

Im Handelsblatt-Abonnement inklusive!

Handelsblatt
Substanz entscheidet.

DPA

Yingluck Shinawatra, 44, Premierministerin von Thailand, gibt alles, um ihr Image als Krisenmanagerin aufzupolieren – sogar ihre Schuhe. Anfang vorvergangener Woche hatte Shinawatra sich wegen ihres Schuhwerks Ärger eingehandelt: Zum Schutz vor den allgegenwärtigen Wassermassen trug sie Designer-Gummistiefel der Marke Burberry, während viele ihrer Landsleute durch die schlimmste Flutkatastrophe seit Jahrzehnten alles verloren haben. Das teure Schuhwerk an den Füßen der Premierministerin galt vielen Thais als Zeichen von Unsensibilität. Vergangenen Freitag besuchte die Politikerin die Provinz Pathum Thani in der Nähe von Bangkok und sprach Flutopfern in einem Auffanglager Mut zu – diesmal erschien sie barfuß.

David Cameron, 45, britischer Premierminister, irritiert mit seinem Drang nach Bürgernähe potentielle Wähler. Schauspielerin **Sanyogita Mayer,** 27, saß mit Mann und drei Monate alter Tochter in der Londoner U-Bahn, als Cameron in der Station Westminster hinzustieg, auf

HGM-PRESS

Mayer, Cameron

sie zusteuerte und strahlend fragte: „Ist das Ihr Baby?“ Als sie bejahte, sagte er: „Ihr Baby ist wirklich schön.“ Argwöhnisch erkundigte sich Mayer bei ihrem Ehemann, was das denn für einer sei. „Das ist der Premierminister“, flüsterte der Gatte. Mayer, gerade von Indien nach London übergesiedelt, schämte sich für ihr Nichtwissen. Aber sie wies Cameron auch zurecht: In ihrer Heimat kämen Politiker niemals auf die Idee, öffentliche Verkehrsmittel zu betreten. Der Regierungschef, mit einem Leibwächter unterwegs, antwortete, dass die U-Bahn oft das schnellste Mittel sei, in London ans Ziel zu kommen. Mayer hatte ein Einsehen und posierte freundlich für ein Foto.

Saadi al-Gaddafi, 38, drittältester Sohn des getöteten libyschen Machthabers Muammar al-Gaddafi, verfolgte noch im vergangenen Jahr ein gigantisches Projekt: die Errichtung eines großen Nationalparks in seiner Heimat Libyen. Aufwendige Architektenzeichnungen für die geplanten Lodges – die möglichst behindertengerecht ausfallen sollten – lagen Ende August 2010 bereits vor. Um weitere Details zu klären, flog der fußballbegeisterte Diktatorensohn nach Simbabwe. Er wollte Kontakte knüpfen, um Großwild beschaffen zu können. Das Nützliche verband Gaddafi junior mit dem Angenehmen und ging auf Fotosafari. Nur einmal erschoss er ein Zebra mit dem Gewehr – er wollte das Fleisch benutzen, um seine Lieblingstiere anzulocken. Vergebens. Die Löwen, auf die er es mit der Kamera abgesehen hatte, waren bereits satt.

Saadi al-Gaddafi

DER SPIEGEL

Michael I., 90, Ex-König von Rumänien, hielt im Bukarester Parlament eine Moralpredigt – und wurde bejubelt. Die greise Majestät hatte „Korruption, Heuchelei und primitiven Egoismus“ als „Rückstände des Kommunismus“ gegeißelt, die überwunden werden müssten. Die Krone sei kein Symbol der Vergangenheit, fügte er hinzu, sie stehe vielmehr für Rumäniens Einheit und Unabhängigkeit. Auf die achtminütige Rede reagierten Abgeordnete und Senatoren mit donnerndem Applaus und dem Ruf „Es lebe der König!“ Die Emotionen schlugen so hoch, dass sich Senatschef Mircea Geoana vor lauter Aufregung verhaspelte und die Sitzung für „eröffnet“ statt für „geschlossen“ erklärte.

OCTAV GANEA / AP

Michael I.

Dmitrij Medwedew, 46, russischer Präsident auf Abruf, widmet sich jetzt auch sportpolitischen Zielen. In einem Video wirbt der Staatschef, dessen körperliche Ertüchtigung sich bislang weitestgehend auf gelegentliches Schwimmen beschränkte, für die Verbreitung von Badminton. Das vor allem bei schmächtigen Asiaten beliebte Spiel helfe bei der Ausprägung der „physischen Form, fördert das Augenmaß, die Genauigkeit und hilft dabei, im Leben unterschiedlichste Aufgaben zu bewältigen“, so Medwedew. Der Staatschef spielte vor laufender Kamera einige Ballwechsel mit Russlands Premier Wladimir Putin, der Medwedew im kommenden Jahr im Amt ablösen will. Dabei, so diagnostizierten fachkundige Journalisten, spielte der 13 Jahre ältere Putin „selbstbewusster und führte schneller seine Schläge“. Ein Sportreporter der staatlichen Nachrichtenagentur RIA Nowosti lästerte gar, Medwedew spiele „wie meine Mutter“.

FRANK TRAPPER / CORBIS

Rooney Mara, 26, US-amerikanische Schauspielerin, musste sich für das bisher bedeutendste Casting ihrer Karriere betrinken. Dabei ging es um die Hollywood-Verfilmung der ersten Folge von Stieg Larssons „Millennium"-Trilogie, in die das Unternehmen Sony als Produktionsfirma schätzungsweise hundert Millionen Dollar investierte. Für die Besetzung wurden Top-Schauspieler gesucht. Daniel Craig als Enthüllungsjournalist Michael Blomquist war schnell ausgemachte Sache, die weibliche Hauptfigur, Lisbeth Salander, zu finden gestaltete sich schwieriger. Regisseur David Fincher („The Social Network") war zwar von Mara überzeugt; da sie aber gegen so hochkarätige Aktricen wie Natalie Portman oder Scarlett Johannson antrat, wollte der Filmemacher der Produktionsfirma beweisen, dass die hübsche Mara auch völlig fertig aussehen konnte. Er bat sie, sich am Abend vor den Testaufnahmen ordentlich die Kante zu geben. Mara, die ab dem 12. Januar in Deutschland als Lisbeth Salander in „Verblendung" zu sehen sein wird, tat, wie ihr geheißen. Vielleicht ein wenig zu gründlich: „Ich habe die ganze Nacht gekotzt."

Rick Perry, 61, texanischer Gouverneur und Bewerber um die US-Präsidentschaftskandidatur 2012, hat sich im Wahlkampf blamiert. Vergangene Woche nahm der Republikaner ein altes Thema auf: den Streit um Barack Obamas Geburtsort. Seit Beginn von dessen Präsidentschaft kursieren Verschwörungstheorien, dass Obama nicht auf amerikanischem Territorium geboren, demzufolge kein US-Bürger sei und also das Amt nicht innehaben dürfe. Im April hatte Obama daraufhin entnervt seine Geburtsurkunde veröffentlicht. Nun kam Kandidat Perry damit erneut im Fernsehen: Man sollte die Frage am Kochen halten, empfahl er, so könne man den Präsidenten „ein bisschen auf die Schippe nehmen". Dann dämmerte dem Konservativen wohl, dass er Unfug erzählt hatte: „Ich habe keine Ahnung, wo der Präsident … und was in dieser Geburtsurkunde überhaupt steht", stotterte er vor laufender Kamera. Perry, zwischenzeitlich Favorit der Präsidentschaftsbewerbungskür, ist nun – auch wegen derartiger Fauxpas – in Umfragen auf Platz drei abgerutscht.

Snoop Dogg, 40, kalifornischer Rapper, hat sich Gärtnertipps bei einem britischen Rentner geholt. Via YouTube war es ihm gelungen, Kontakt zu **Ian Neale,** 68, dem walisischen Meister im Rübenzüchten, aufzunehmen. Snoop Dogg bat den Spezialisten für großes Gemüse, zu einem Konzert in Cardiff zu kommen und backstage ein paar Geheimnisse in puncto Pflanzenzucht preiszugeben. Neale, der mehr auf Country und Western steht, ließ sich erst nach längerem Zögern zu einem Treffen überreden. Dem alten Herrn wurde schnell klar, dass der Rapper ihm im Rübenanbau keine Konkurrenz machen würde. Snoop ist bekennender Cannabis-Konsument und baut seine eigene Sorte an: „Er bot mir immerfort etwas von seinem Gras an. Einmal habe ich auch gezogen." Geschmeckt habe ihm der Joint aber nicht, meinte Neale. Trotzdem half er dem Musiker, seine künftige Ernte zu verbessern: Er empfahl ihm einen Spezialdünger für die Wurzeln, rein ökologisch, versteht sich.

CATERS UK / BULLS PRESS

Snoop Dogg, Neale

Hohlspiegel

Aus der „Bild“: „Vettel fühlt gerne jeder Möglichkeit auf den Zahn. So ließ er sich vor der entscheidenden WM-Phase schnell noch einmal die Zähne checken.“

Babyleiche geklaut: Klinik bessert nach

Aus der „Neuen Osnabrücker Zeitung“

Aus dem Buch von Margot Käßmann, „In der Mitte des Lebens“: „Und am Ende feiern sie zusammen den 50. Geburtstag, den die Älteste von ihnen als Erste erlebt.“

Schild vor einem Café in Düsseldorf-Oberkassel

Aus dem „Kölner Stadt-Anzeiger“: „Die Kuh lief, ohne sich um den Verletzten zu kümmern, weg.“

Lebenswerter Ort für Sterbende

Aus den „Kieler Nachrichten“

Aus dem „Darmstädter Echo“: „Auch vom Amt der Regierungschefin musste Julia Timoschenko alsbald zurücktreten. Die EU ließ sie danach fallen wie eine rohe Kartoffel und wandte sich nahtlos dem neuen Machthaber zu, der schon einmal des Wahlbetrugs überführt worden war.“

Verschwundener Renoir war ein faules Ei

Aus der „Neuen Westfälischen“

Aus der „Kieler Zeitung“: „Eichhörnchen sammeln vielerorts fleißig Kastanien, aber auch zahlreiche Kielerinnen und Kieler.“

Akustisches Konzert in der Reithalle

Aus der „Saarbrücker Zeitung“

DB BAHN

Powerbook öffnen.
Powerpoint kürzen.
Powernap nehmen.
Mach’ ich im Zug.

Bahnfahrer nutzen ihre Zeit sinnvoll.

Ein kurzfristiger Geschäftstermin? Kein Problem. Ihr Ticket buchen Sie bequem bis kurz vor Abfahrt. Und Ihre Präsentation aktualisieren Sie bei einer Tasse Kaffee. In Ihrem mobilen Büro. Wo sonst lässt es sich so entspannt arbeiten: **www.bahn.de.**

Die Bahn macht mobil.

Rückspiegel

Zitate

Die „Berliner Zeitung“ zum SPIEGEL-Titel „‚Er kann es‘ – Helmut Schmidt über seinen Kanzlerkandidaten Peer Steinbrück“ (Nr. 43/2011):

Der Hebel ist eine wunderbare Erfindung. Mit seiner Hilfe kann man nicht nur schwere Lasten in die Höhe befördern … Neuerdings wird der Hebel sogar in der Parteipolitik eingesetzt … Peer Steinbrück heißt der gebildete, unterhaltsame und sympathisch-kantige Abgeordnete. Doch alleine hätte er es wahrscheinlich nicht auf das Titelblatt des aktuellen SPIEGEL gebracht. Und an dem griesgrämig-langweiligen Talkmaster Günther Jauch lag es sicher auch nicht, dass am Sonntag nach dem Tatort die Rekordzahl von 5,6 Millionen Zuschauern vor dem Fernseher ausharrten. Steinbrück hat geschickt einen Hebel eingesetzt – und der heißt Helmut Schmidt. Dass die beiden pragmatischen Hanseaten mit weltökonomischen Neigungen in der Sache ähnlich ticken, konnte niemanden überraschen. Aber dass der 92-jährige Elder Statesman seinen 64-jährigen Schüler öffentlich gleichsam adoptierte und ihm die höheren Kanzler-Weihen spendete, ist ein Stück großes politisches Kino.

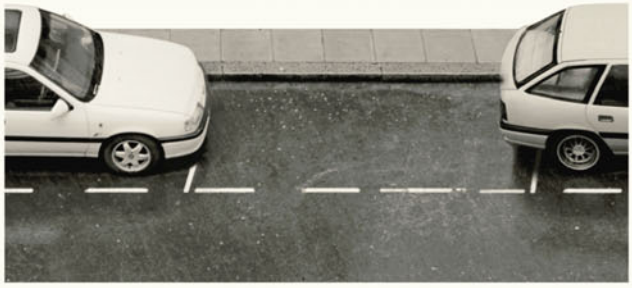
Das „Hamburger Abendblatt“ zu dem SPIEGEL-Buch „Das SPIEGEL-Haus in der HafenCity Hamburg“, das am 7. November erscheinen wird (DVA; München; 144 Seiten; 24,99 Euro):

Mangelndes Selbstbewusstsein war noch nie ein Problem dieses Nachrichten-Magazins: „Ein prachtweißes Kreuzfahrtschiff im ‚Queen Mary‘-Format liegt auf dem Trockenen und spiegelt seine spitze Bug-Nase im nahen Wasser – das ist ein erster Eindruck, den das neue SPIEGEL-Domizil jedem bietet, der vom Vorplatz der Deichtorhallen hinüber auf die Ericusspitze blickt“, dichtet der ehemalige SPIEGEL-Redakteur Mathias Schreiber im SPIEGEL-Buch „Das SPIEGEL-Haus“, das Gäste auf der Eröffnungsfeier desselben am 7. November überreicht bekommen werden. Und was soll man sagen? Der Mann hat recht.

Der SPIEGEL berichtete …

… in Nr. 18/2011 „Medizin – Land ohne Arzt“ über das kreative und erfolglose Bemühen einer Gemeinde im Wendland, einen Allgemeinmediziner in den Ort Gartow zu locken.

Der Internist Dr. Jan Geldmacher aus Bayern hat seine Praxis Anfang Oktober in der umgebauten, denkmalgeschützten alten Postfiliale mitten in Gartow eröffnet.



TOYOTA

★ UNBEZWINGBARE ★

PARKLÜCKE

JE KLEINER, DESTO GEMEINER.

VS

★ DER NEUE ★

YARIS

DAS AUTO, DAS AUCH NACH HINTEN SCHAUEN KANN.

Toyota Deutschland
Jetzt Fan werden

TOYOTA TOUCH & GO mit Google Local Search

Der neue Yaris. Unschlagbar genial.

Enge Parklücke? Keine Sorge. Denn die Rückfahrkamera des Multimedia-Audiosystems Toyota Touch™* macht präzises Einparken kinderleicht. Und mit dem Navigationssystem Toyota Touch&Go™** inklusive Google Local Search kann man unterwegs sogar nach Blumenläden oder dem nächsten Frisör suchen. Im neuen Yaris. Jetzt bei Ihrem Toyota Partner. **toyota.de/yaris**

Nichts ist unmöglich. Toyota.

Kraftstoffverbrauch Yaris in l/100 km kombiniert 5,5–3,9 (innerorts 6,8–4,8/außerorts 4,7–3,5), CO_2-Emissionen in g/km kombiniert von 127–104 nach dem vorgeschriebenen EU-Messverfahren. *Ab Yaris Life. **Optional ab Yaris Life.

OMEGA

www.omegawatches.de

PLANET OCEAN

„Wer den Wasserplaneten hinter sich läßt, verlässt auch alles, was die Erde dem Wasser zu verdanken hat, wie Farben und Leben ... Was für ein Kontrast mit der Mondoberfläche, wo es weder Wasser noch eine Atmosphäre gibt."
– Buzz Aldrin, Astronaut

Ω OMEGA
swiss made since 1848

Berlin • Hamburg • München • 06173/606-219